Wandlungen.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

In vier Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

Meinem Bruder

Otto Lewald.

Erstes Kapitel.

Die Burschenversammlung war sehr stürmisch gewesen, die Studenten hatten eben das Auditorium maximum verlassen, in dem sie gehalten worden war, und die verschiedenen Corps sonderten sich in Gruppen auf dem Hofe, den von zwei Seiten die Universitätsgebäude, von der dritten der Dom begrenzte, während die vierte sich mit einem eisernen Gitter gegen die stattliche Weitung des Domplatzes öffnete.

Die alten Linden und Kastanien des Universitätshofes, welche ihre Aeste hinüberbogen nach der bedeckten Halle des Domes, zu der Grabstätte berühmter Professoren, waren fast entlaubt,

obschon man sich noch in der ersten Hälfte des Octobers befand. Der Herbst hatte sich früh eingestellt und starke Nachtfröste bereits die Nähe des Winters verkündet.

Auch hatte die Burschenversammlung den Freuden des Winters gegolten. Von jeher hatte zwischen den Studirenden und den Bürgern ein gutes Vernehmen bestanden, und da die Studenten in den Familienkreisen stets eine gastliche Aufnahme gefunden, war es seit alten Zeiten Sitte gewesen, daß sie sich dafür mit Bällen und mit Concerten dankbar bezeigten. Wie die Söhne aller Stände sich unter dem Schutze der alma mater zu einer Corporation zusammenfanden, so begegneten sich Kaufmannschaft, Adel, Militair, Beamte und Handwerker in den Gartenconzerten sowohl als auf den Bällen der Studenten, und die Universität trug auf diese Weise zur Ausgleichung der Standesunterschiede bei, während sich hinwieder das Leben in den verschiedenen Familienkreisen für die Gesittung der Studirenden förderlich bewies.

Der Geist der Stadt war aufgeklärt und

duldsam. Man hob es gern hervor, daß die kritische Philosophie von hier ihren neuen Aufschwung genommen habe, und von jener kirchlichen, mystischen Richtung, welche später in ganz Deutschland so bedenklich um sich griff, war zu Ende der zwanziger Jahre in dem Orte wenig zu bemerken, der als Handels- und Hafenstadt das Gepräge eines gesunden, tüchtigen Wesens an sich trug.

Der Kaufmannsstand bildete den eigentlichen Kern der Bürgerschaft. Stolz auf eine altbegründete Wohlhabenheit, voll Vorliebe für ererbte Sitte und doch auf den Weltverkehr gewiesen und durch ihn modernisirt, bewahrte das innere Leben der Kaufleute eine gewisse patriarchalische Abgeschlossenheit, bei einer Gastlichkeit, wie nur der Norden sie kennt, und bei einer Prachtliebe, wie sie dem Kaufmannsstande eigen ist.

Der Landadel, welcher im Winter das Stammschloß mit dem Hause in der Stadt vertauschte, mochte an Gastlichkeit und Luxus der Handelsaristokratie nicht nachstehen, zu der sich auch die fremden Consuln und nationalisirte englische Kauf-

mannsfamilien zählten. Der commandirende General, wie der Chef der Civilbehörde, wurden vom Staate hoch besoldet, um ihn in geselliger Hinsicht schicklich vertreten zu können; die Professoren waren sehr geachtet, hingen durch Heirathen und andere Verhältnisse mit den verschiedenen Ständen zusammen, und alle diese sich vermischenden Kreise waren dem Studirenden geöffnet, der die Neigung hatte, sich ihnen anzuschließen.

Blieben denn auch auf dieser Universität Parteiungen unter den Jünglingen nicht aus, fehlte es auch hier nicht an Wüstheit, an Uebermaaß aller Art, so hinderte doch die allgemeine Geselligkeit das gänzliche Zerfallen in unnahbaren Parteihaß, und trotz aller Händel und Duelle suchten die verschiedenen Parteien sich immer wieder zu versöhnen und zu vereinen, sobald es galt, die Conzerte oder die Studentenbälle aufrecht zu erhalten.

Die Wahl der Entrepreneure für diese Bälle war es gewesen, welche an jenem Octobermittag so große Bewegung im Hofe der Universität erzeugt hatte. Die Burschenschaft und die ver-

schiedenen Landsmannschaften befanden sich noch in der Aufregung des Wahlkampfes, Borussen, Litthauer, Pommern, Masuren und die verschiedenen Kränzchen standen unter einander, aber selbst in der Vereinigung dieses Augenblickes blieb dennoch die Parteiung sichtbar.

»Der Heidenbruck ist famos,« meinte in einem Kreise von Litthauern ein schlanker, blonder Student, dessen scharfe Aussprache den Kurländer verrieth. »Er ist ein flotter Tänzer, fest auf der Mensur, ein hübscher Kerl und er hat Geld. Der Brand hingegen — —«

»Was hast Du gegen Brand, Ruthenberg?« unterbrach ihn ein Borusse, der die letzten Worte vorübergehend gehört hatte, und stille stand, die Sache aufzunehmen.

Ruthenberg hätte einlenken mögen, denn er hatte im Grunde Nichts gegen den Genannten einzuwenden, als daß er einer Partei angehörte, mit der die Litthauer eben erst behufs der Bälle Frieden geschlossen hatten. Indeß der Gedanke, man könne ihm dies Einlenken für Feigheit auslegen, machte ihn trotzig. Mit allem Hochmuthe eines

kurländischen Grafensohnes warf er also die Oberlippe unter dem blonden Schnurrbart in die Höhe, und sagte trocken: »Was ich gegen ihn habe? Er gefällt mir nicht!«

Kaum aber hatte er die Worte ausgesprochen, als er sie bereute, denn der Borusse sowohl als seine eigene Partei empfanden es übel und wendeten sich mit Heftigkeit gegen ihn. Die Ausdrücke ihres Mißfallens wurden nicht sorgfältig gewählt, der Zorn der Jugend ist rückhaltlos, jeden Augenblick konnte es zu einem Duelle kommen, das der Senior grade jetzt zu vermeiden wünschte; er selbst also nahm lebhaft Partei für den mit großer Stimmenmehrheit erwählten Brand, und fragte gegen den Borussen gewendet: »Glaubst Du, daß Brand die Wahl annehmen wird?«

»Warum zweifelst Du daran?« fragte Jener immer noch gereizt.

»Weil er Ostern das Examen machen will!«

»Heidenbruck will das auch!« entgegnete der Borusse.

»Ja!« sagte der Senior, »aber fällt der durch,

so fällt er in seines Alten Geld- und Kornsäcke; Brand — —«

»Steht im Examen fest wie auf der Mensur, das solltest Du wissen!« fiel ihm Jener in's Wort, und wieder hing eine Forderung in der Luft, als ein Student, bedeutend älter als die Uebrigen, der bisher theilnahmlos auf- und abgegangen war, an den Kreis herantrat. Er zog eine große silberne Uhr aus der Tasche, hielt sie den Andern vor und sagte mit einer starken, aber heisern Stimme: »Wie wäre es, wenn Ihr Brand sein Examen selbst überließet und wir Mittag essen gingen, lieben Söhne! Es ist spät! Schon acht und eine halbe Minute über Eins!«

Larssen's Vorliebe für behaglichen Tischgenuß, wie seine zum Gespött gewordene Pünktlichkeit bei demselben, die mit der Unregelmäßigkeit seines übrigen Lebens in grellem Widerspruche stand, rief auch jetzt wieder ein so lautes Gelächter unter den Studenten hervor, daß man des Streites in der Heiterkeit vergaß.

»Lacht später, zankt und paukt auch allenfalls später!« sagte er mit unerschütterlicher Ruhe,

»für's Erste kommt!« — Damit faßte er Graf Ruthenberg unter den Arm und zog ihn mit sich fort, während der Borusse und der Senior noch ein paar ausgleichende Worte mit einander wechselten, worauf auch dieser sich nach dem Gasthause begab, in dem die Litthauer ihren Mittagstisch hatten.

Man saß schon beim Essen, als der Senior eintrat. Vater Larssen, wie er genannt wurde, präsidirte und hatte es dem Wirthe abgenommen, die Vertheilung der Speisen zu besorgen. Als wäre er Hausherr, und die ihm zunächst Sitzenden seine geladenen Gäste, legte er ihnen mit großer Sorglichkeit die Suppe vor, wobei er die Neigungen Aller zu berücksichtigen bemüht war.

Larssen hatte sein dreißigstes Jahr erreicht. Er galt also unter den Studenten, deren wenige über zwei und zwanzig Jahre zählten, für einen »Alten«. Auch waren über zwanzig Semester seit seiner Immatriculation verflossen, und vier bis fünf Generationen von Studenten an ihm und neben ihm vorübergegangen. Er selbst hatte

die Universität zu achtzehn Jahren mit einem glänzenden Zeugniß bezogen, das Eltern und Lehrer zu den schönsten Hoffnungen für ihn berechtigte. Als der Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie war er nicht gedrängt worden, augenblicklich ein Brotstudium zu ergreifen. Sein Vater, ein Mann von ungewöhnlich freier Lebensansicht und deshalb in seinem Kreise für einen wunderlichen oder, wie man es auch wohl auszudrücken liebte, für einen eigenen Mann gehalten, würde es sogar am liebsten gesehen haben, wenn er sich mit allgemeinen Studien begnügt und dann zum Eintritte in das Handlungshaus entschlossen hätte. Aber weder für das Letztere noch für die Wahl eines bestimmten Faches hatte Larssen sich zu entscheiden vermocht. Ein Ideal von universeller Bildung des ganzen Menschen im Sinne der Griechen hatte ihm vorgeschwebt. Studien in allen Fächern des Wissens und Kenntniß des Lebens sollten ihm dazu verhelfen; aber die Vertheiluug der Zeit zwischen Wissenschaft und Leben war täglich ungleichmäßiger, und aus dem Nachahmer, dem Zöglinge der

Griechen, schon am Ende der ersten Studienjahre ein Mensch geworden, den nur die Gewohnheiten einer guten Erziehung, und ein angeborner Sinn für schöne Form, vor wüster Rohheit zu bewahren vermochten. Ein flotter Bursche im Sinne der Studenten war er dabei nie gewesen. Es fehlte ihm nicht an Muth, aber er war zu bequem, sich irgend eine Anstrengung aufzuerlegen. Alle jene Abenteuerlichkeiten, an denen die akademische Jugend leicht Gefallen findet, widersprachen seinem an bürgerliche Behaglichkeit und äußern Anstand gewöhnten Sinne, und seine Vorliebe für die Letztern war mehr und mehr gewachsen, je weiter er sich von wahrer Sittlichkeit entfernt hatte. Die Grundsätze seines Vaterhauses waren ihm ein Spott, die Gewohnheiten desselben ein Heiligthum. Die Verehrung der äußern Form wird in Religion und Leben um so eifriger betrieben, je mehr der innere Gehalt verschwindet.

Larssen war drei Jahre auf der Universität, als sein Vater durch unglückliche Speculation sein Vermögen verlor. Beide Eltern überlebten

dies Unglück nur eine kurze Zeit, und der Sohn sah sich plötzlich auf sich selbst gewiesen. Für eine energische Natur wäre der Druck der Verhältnisse eine Triebkraft gewesen, um so schneller und höher zu steigen; nicht so für ihn. Er wollte dem Menschenkreise entgehen, der ihn beklagen konnte, er wollte sich den drohenden, augenblicklichen Entbehrungen entziehen, und eine Hauslehrerstelle in einer adligen Familie, die ein Freund derselben ihm anbot, schien ihm dazu der geeigneteste Ausweg.

Betroffen von dem Vertrauen seines Freundes, das nicht zu verdienen er sich bewußt war, hatte Larssen es als eine Ehrensache angesehen, seine Verpflichtungen im Hause des Baron von Heidenbruck mit höchster Pünktlichkeit zu erfüllen. Der älteste Sohn des Barons, Erich, den man eben jetzt zum Entrepreneur der Bälle ernannt hatte, war damals bereits in einem Erziehungsinstitute, und nur Georg noch im Hause gewesen, der bald darauf einem Cadettenhause übergeben worden war. Larssen hatte also nur den wissenschaftlichen Unterricht der Töchter zu besorgen gehabt, der ihn

wenige Stunden des Tages beschäftigte. Die ganze übrige Zeit hatte er sich selbst und seinen Neigungen gelebt, die in dem hochgebildeten, gastfreien Hause mit denen der Besitzer glücklich genug zusammenfielen. Seine literarische Bildung, seine guten Umgangsformen, sein Geist und seine Anspruchslosigkeit, seine Theilnahme für jeden Vorgang des menschlichen Lebens, hatten ihn dem Baron und seiner Gattin zu einem angenehmen Hausgenossen gemacht, dem man jede Bequemlichkeit bereitwillig gewährte und manche Unregelmäßigkeit der Sitten verzieh.

Fünf Jahre waren für Larssen in diesen Verhältnissen unter dauerndem Wohlbehagen dahingeschwunden, als die Ernennung zum Landforstmeister den Baron nach Königsberg berief, wo man des Hauslehrers für die Töchter nicht mehr benöthigt war. Wohlmeinend drang man in ihn, sich einem Examen zu unterwerfen, der Baron erbot sich, ihm beim Beginne jeder zu erwählenden Laufbahn mit seinem Einflusse förderlich zu sein; Larssen konnte zu keinem Entschlusse kommen. Seine Lässigkeit war in den fünf Jahren

des Wohllebens, bei den Studien, die er als Dilettant betrieb, gewachsen, und obschon er dabei dem erstrebten Ziele einer universellen Bildung näher gekommen war, als er selbst es wußte, hatte er alle Kraft verloren, seine Kenntnisse fleißig zum eigenen Besten zu verwerthen. Bereit, für jeden Andern mühevolle, langwierige Arbeiten zu übernehmen, konnte er sich nicht überwinden, eine Dissertation zu schreiben, um den Doctorgrad zu erwerben, und nur die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, hatte ihn bewogen, in Erziehungsanstalten als Hülfslehrer zu unterrichten.

In dieser Weise hatte er fortgelebt, seit er aus dem Hause des Barons geschieden war. Seine Altersgenossen, die Freunde seiner ersten Studienzeit, waren zu bürgerlichen Stellungen gekommen, hatten selbst Familien gegründet, und Larssen vermied es, ihnen zu begegnen, weil sie ihm sein eigenes verfehltes Leben in's Gedächtniß riefen. Aber von Natur gesellig, fühlte er sich gedrungen, andere Genossen zu suchen, und er fand sie in dem immer neuen Zuwachs

der Universität, zu deren traditionellen Figuren er gerechnet ward. Beständig von neuen Bekannten, von sogenannten Freunden umgeben, die sein Geist und seine Originalität leicht an sich zogen, von ihnen verlassen, sobald sie im bürgerlichen Leben vorwärts schritten, hatte Larssen sein dreißigstes Jahr erreicht. Liebevoll für manchen jungen Mann, der diese Liebe nicht hoch anschlug oder sie kaum ahnte, verletzt durch jede Nichtbeachtung, und immer wieder zu neuer Theilnahme verlockt; oftmals ein nützlicher Freund, ein sorglicher Warner, öfter ein Verführer der Studenten; hochgehalten um sein Wissen von den Professoren, mißachtet als Charakter; selbstbewußt und an sich selbst verzweifelnd; gleichgültig gegen das Urtheil der Welt und voll Achtung vor dem Schein der guten Sitte, so war Larssen, als er an jenem Tage das Amt des Vorschneiders an der Tafel der Studenten übernommen hatte.

Man konnte ihn nicht unschön nennen. Er war mittler Größe. Das etwas derbe Gesicht, dessen Backenknochen eine hohe Röthe trugen, die tiefliegenden blauen Augen, das krause dunkel=

braune Haar, der ebenfalls krause Backenbart, paßten wohl zusammen, und der starke Mund, die breite Stirn belebten sich zu einem geistreichen, humoristischen Ausdrucke, sobald er sprach. Haar, Bart, Zähne und Hände waren sorgfältig gepflegt, die Kleidung frei von jedem Stäubchen, das schwarze Halstuch mit einer großen Schleife künstlich gebunden, denn Larssen legte Werth auf die Kunst, das Halstuch recht zu falten und zu tragen. Trotz dieser wohlanständigen Sauberkeit lag aber etwas Verkommenes in den Zügen, in der Kleidung, in der ganzen Erscheinung des Mannes, das keinem Menschenkenner verborgen bleiben konnte, und die Lässigkeit dieser Natur sprach sich in jeder Bewegung, selbst in der Art und Weise aus, mit der Larssen die silberne Brille an die Augen drückte, um seiner großen Kurzsichtigkeit zu Hülfe zu kommen.

Mit Befriedigung hatte er den gewaltigen Rinderbraten zerlegt, die Serviette über das Bein gebreitet und die ersten Bissen gekostet, als er, gegen seinen Nachbar den Senior gewendet,

die im Universitätshofe abgebrochene Unterhaltung wieder aufnahm.

»Du hast Recht gehabt, die Sache beizulegen«, sprach er; »Ruthenberg geht noch zu blind in's Zeug und Reinbeck hätte ihn mit seiner feinen Klinge so zusammengehauen, daß er auf dem ersten Balle nicht gesehen haben würde, ob Brand ein guter Entrepreneur ist oder nicht. Aber es ist kein Comment in der Jugend. Man verträgt sich vor den Bällen und geht nach den Bällen los.« — Dabei legte er sich einen neuen Schnitt Braten vor, ließ sich einen besondern Teller zu den Beisätzen geben, den sonst Niemand erhielt, und sagte dann: »Ruthenberg, belade Deinen Bart etwas weniger mit Sauce, Du muthest ihm mehr zu, als er tragen kann, lieber Sohn!«

Ruthenberg strich lachend mit der Serviette den Schnurrbart zurecht und meinte: »Du solltest als Universitätshofmeister angestellt werden, Larssen!«

»Oder in Deinen Mußestunden ein Complimen-

tirbuch für Musensöhne schreiben,« fiel ein Anderer ein.

»Nein!« rief ein Dritter. »Er muß ein Buch schreiben: »Perikles, der vollkommene Gentleman;» dabei kann Larssen seine ganze Gelehrsamkeit entfalten, und das universell gebildete Alterthum mit unserer Barbarei vergleichen!«

»Und,« fiel Ruthenberg ein, »über spartanische Suppe, attisches Salz, über den Faltenwurf der Statuen und die Kunst, Cravatten zu binden, feinsinnige Bemerkungen machen!«

»Perikles mit einer Cravatte als Titelkupfer wäre ein Anblick für Götter!«

»Und im zweiten Bande Larssen mit nackter Brust als Grieche! Welche Sterbliche könnte ihm widerstehen?«

Alle lachten, die Neckereien waren harmlos, und Larssen, der sich gar Manches gegen seine Bekannten herausnahm, ließ sich in seiner Ruhe und seiner Mahlzeit nicht stören. Erst als er seiner Eßlust Genüge gethan, ein großes Glas Bier in einem Zuge ausgetrunken und sich dann mit lang ausgestreckten Beinen behaglich in sei-

nen Stuhl zurückgelehnt hatte, entgegnete er: »Glaubt Ihr nicht, daß es ohne Schaden wäre, wenn man bei den Universitäten Lehrer anstellte, die Euch sagten, wie Ihr essen, wie Ihr stehen, sitzen und gehen sollt? Seht einmal das ganze Beamten- und Professorenvolk an, ob darunter im Grunde auch nur Einer einem Menschen ähnlich sieht, wenn er sich vor Menschen zu bewegen hat. Wie verschüchterte Nachteulen und Fledermäuse flattern sie aus ihren Bureaulöchern und Studirnestern hervor auf die Straße und in die Gesellschaft, daß mir unwohl wird, wenn ich sie sehe. Jeder Unteroffizier, jeder Statist des elendesten Theaters ist ein Halbgott gegen diese verkommenen Herren der Intelligenz. Und Ihr selbst? Unter den sechshundert Studenten können nicht fünfzig gehen oder stehen.«

»Wir Litthauer können Alle gehen, denn wir wachsen im Freien auf!« wendete der Senior ein.

»Ihr könnt reiten, und das Sprüchwort hat Recht, wenn es behauptet: «Jeder Litthauer kommt mit einem Pferdezaum in der Hand auf

die Welt.» Das springened Roß, das Euer Wappen ist, das kommt Euch zu; aber gehen können nicht fünf unter Euch. Der Heidenbruck kann gehen, und auch Brand geht vortrefflich, sie werden sich gut auf den Bällen machen!«

»Ich bleibe dabei, daß Brand es nicht annimmt!« behauptete der Senior wieder.

»Man muß satt sein, um eine volle Schüssel, einen vollen Becher an sich vorübergehen zu lassen, ohne zuzugreifen!» entgegnete Larssen.

»Was heißt das?«

»Erich von Heidenbruck, der künftige Majoratsherr, könnte die Ehre ausschlagen, Entrepreneur der Bälle zu werden, denn er wird noch manchen Genuß außer diesen Studentenbällen in seinem Leben haben,« erklärte Larssen mit einem überlegenen Lächeln, das spöttischer war, als er selbst es wollte; »der Sohn des Handwerkers, der künftige Landpfarrer, für den die magern Jahre gleich nach der Universität beginnen, muß den Becher der Freude ergreifen, der ihm geboten wird. Ich wette Zehn gegen Eins, daß Brand es annimmt!«

»Laß es einstweilen bei Eins gegen Zwei bewenden, Larssen, das kommt eher zu Stande, wenn Du verlierst!« meinte Ruthenberg lachend.

Der Senior nahm die Wette an, es blieb bei zwei Bowlen, man stand vom Tische auf und verabredete, am Abend, wenn man über Brand's Antwort Gewißheit haben würde, wieder im Speisehaus zusammen zu kommen, um auf Kosten des Verlierenden die beiden Bowlen zu trinken.

Zweites Kapitel.

Während dessen hatte Brand einen Weg vor die Thore gemacht, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Die auf ihn gefallene Wahl seiner Commilitonen hatte ihn überrascht. Mit der Lösung einer theologischen Preisaufgabe beschäftigt, entschlossen im Beginne des Frühjahrs sein Candidaten-Examen zu machen, hatte er schon seit Monaten ganz zurückgezogen gelebt, ohne sich an den Parteisachen und sonstigen Angelegenheiten der Studenten zu betheiligen, und nicht daran gedacht, ein solches Ehrenamt zu übernehmen.

Sein erster Gedanke war, es abzulehnen, weil er sich den Zeitverlust und die Hindernisse nicht

verbergen konnte, die ihm aus der Annahme der Wahl erwachsen mußten; sein zweiter Gedanke überschaute die lange Reihe von Genüssen, die bevorzugte Stellung, welche ihm geboten wurde. Er sah sich in der vortheilhaften Kleidung der Entrepreneure, er sah sich als Vertreter der Studirenden, als Ehrenmitglied zu allen Festlichkeiten gezogen, welche während der nächsten sechs Monate in dem Bereiche der Stadt gefeiert wurden; er sah sich mit Heidenbruck in einer eleganten Equipage die ersten Beamten der Stadt persönlich zu den Bällen einladen, mit den schönsten und vornehmsten Mädchen und Frauen die Bälle eröffnen, und er hätte nicht ein und zwanzig Jahre sein müssen, wären solche Aussichten ohne Wirkung auf ihn geblieben. Larssen hatte Recht gehabt: Friedrich konnte den verlockenden Becher der Freude nicht von sich weisen!

Er war noch nicht lange gegangen, als er mit sich darüber einig war, den Winter zu genießen und durch verdoppelte Arbeit im Frühling den Zeitverlust zu tilgen; nur der Gedanke, wie sein Vater diesen Entschluß ansehen würde, beun-

ruhigte ihn. Er überlegte, auf welche Weise er die Sache darzustellen habe; ob er ihm seinen Plan als etwas Feststehendes mittheilen, ob er seine Zustimmung dabei erbitten, ob er ihn durch die Mutter darauf vorbereiten lassen solle. Jeder dieser Wege konnte der rechte sein, jeder mißlingen und eine der Scenen herbeiführen, die das schwere Leben seiner Mutter dann für lange Zeit noch schwerer machten. Wo es unmöglich ist, sich mit Sicherheit zu schützen, ist ein rascher Angriff für kräftige Naturen stets der beste Ausweg, und Friedrich wendete plötzlich auf seinem Spaziergange um, die peinliche Erörterung so bald als möglich abzuthun.

Es war Sonntag und zwei Uhr Nachmittag. Die Glocken läuteten zur Kirche, als er in einem entlegenen Stadttheile vor der niedrigen Thür eines kleinen Giebelhauses stand, die sich nach der Bauart unserer Vorfahren der Höhe nach in zwei Theilen öffnete. Die obere Hälfte war zurückgeschlagen, Friedrich klinkte die untere auf, schritt durch den gepflasterten Flur, aus dem eine Treppe ohne Lehne zu dem Boden führte, und

trat zu ebner Erde in die Tischlerwerkstatt ein, die heute, dem Sonntag zu Ehren, verlassen war.

Ein Gefühl von Bangigkeit bemächtigte sich des jungen Mannes, während er zwischen den Hobelbänken und Werktischen sich der Stube seiner Eltern näherte. Es war ihm, als müsse er sich unbewaffnet einem mächtigen Gegner stellen, und tiefaufathmend öffnete er die Thür. Das Zimmer war sauber gehalten, aber ärmlich. An dem Tische, der zwischen den Fenstern unter dem Spiegel stand, saß der Vater. Er las das Wochenblatt. Die Mutter kniete am Ofen und kochte Kaffee.

»Ich habe mit dem Kaffee gewartet, weil ich dachte, Du würdest kommen!« sagte die große und noch hübsche Frau, während sie das Feuer schürte und ihr Gesicht beim Anblick ihres einzigen Kindes jenen verschleierten Ausdruck der Freude zeigte, wie er unter den Zügen hervorsieht, welche Sorge und Arbeit dem Kopfe eingegraben haben. Nur in den Gesichtern der Glücklichen leuchtet die Freude wie heller Sonnenschein, bei dem Sorgenvollen gleicht sie dem

herbstlichen Lichte, das nur matt die Wolken durchdringt.

»Komme ich zu spät?« fragte Friedrich und sah nach der Schwarzwälder Uhr in der Nähe des grünen Kachelofens, deren Pendel sich langsam über dem roth und schwarz gedruckten Titelblatte des Kalenders hin- und herbewegte.

»Du hättest Sonntags früher kommen können!« entgegnete der Vater. »Wo kommst Du her?«

»Ich war vor dem Thore.«

»Allein?«

»Sie gehen ja doch niemals mit mir, Vater!« antwortete Friedrich, der den Tadel in seines Vaters Frage wohl verstand.

»Ja, das weiß Gott!« nahm die Mutter das Wort, die den Kaffee abgeklärt, die braune Kanne auf den Tisch gestellt hatte, und nun aus dem Schranke die Tassen herbeiholte. »Du rührst Dich ja halbe Jahre lang nicht aus dem Hause, wenn's nicht zu einem Kunden oder zum Holzplatze ist. Wenn der Fritz auf Dich warten sollte, käme er grade so wenig vor's Thor, als ich!«

»Warum gehst Du nicht mit ihm?« entgegnete der Alte und fügte, ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, die Frage hinzu: »Was giebt's Neues in der Stadt?«

Das Gefühl der Unfreiheit, das Friedrich schon an der Thür dieses Zimmers befangen, hatte sich mit jeder Minute, die er in demselben verweilte, gesteigert. Es war ihm, als werde ihm die Luft entzogen. Er fühlte sich gebrochen und zürnte sich über dies Empfinden, ohne es bemeistern zu können. Seine Sehnsucht nach Freude entschwand bei dem Anblick des freudlosen Daseins seiner Eltern. Er hatte sich auf seinem Spaziergange in festliche Räume geträumt, er hatte sich im Geiste mit einer glänzenden Gesellschaft beschäftigt, mit den Gebildetsten im heiteren Gespräche als Ebenbürtiger verkehrt, darum fühlte er sich fremder als jemals in dem Vaterhause, darum betrübte ihn das gute, frühgealterte Gesicht der Mutter um so tiefer, schmerzte ihn des Vaters rauhes Wesen um so mehr.

Aber die Lebenslust des Jünglings und mehr noch das Gefühl, seine persönliche Freiheit behaup-

ten zu müssen, siegten über den Eindruck der Niedergeschlagenheit, und mit größerer Ruhe als er fühlte, sagte Friedrich: »Ich und Heidenbruck sind zu Entrepreneuren der Bälle gewählt!«

»Das fehlte!« rief der Vater spottend, während die Mutter erstaunt die Kanne aus der Hand setzte und Friedrich mit einer Art von Ehrfurcht ansah. Als gehe er schon zum Feste, betrachtete sie ihn von Kopf zu Fuß, und wischte unbeachtet mit der Schürze einen kleinen Fleck von seinem Ermel ab.

»Ich habe die Wahl angenommen!« sagte Friedrich bestimmt.

»Der Sohn vom Tischler Brand und der Sohn vom Landforstmeister von Heidenbruck, die passen auch gut zusammen!« höhnte der Vater. »Du kannst hingehen, Mutter, und zusehen auf der Straße unter dem anderen Volk, wenn Dein Herr Fritz zum Balle aussteigt vor dem Schlosse oder vor dem Rathhaus!«

Friedrich war bleich geworden und aufgestanden von dem Tische, an dem er mit den Eltern gesessen. Die Mutter sah scheu und ängstlich zu

ihm empor, sie hätte ihm gern ein Zeichen gegeben zu schweigen, aber des Alten Auge ruhte auf ihnen und schien eine Genugthuung an ihrer Qual zu haben. Friedrich's Brust hob sich von der Gewalt des unterdrückten Zornes, und mit einer Stimme, die eisig kalt tönte, weil er jede Heftigkeit bemeistern wollte, sagte er: »Ich wußte, daß Sie mir die Freude verbittern würden, Vater!«

»Wußtest Du das?« fuhr der Alte empor, und die grauen Augen blitzten unter den tief herabgezogenen Brauen. »Und warum hast Du das gewußt? Weil Du gewußt hast, daß es sich nicht schickt. Wer seine Eltern in schwerer Arbeit weiß, Tag aus Tag ein, der soll sich auch zur Arbeit halten!«

»Ich habe meine Arbeit nicht versäumt!« wendete Friedrich ein.

»Und Du sollst es bleiben lassen, den großen Herrn zu spielen vor Deinen Eltern!« rief der Alte und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen ängstlich klapperten und der verschüttete Kaffee über das Sonntagskleid der Frau

herabfloß. »Meinst Du, ich hätte Dich dazu erzogen, dazu Tag und Nacht für Dich gearbeitet, daß Du auf Bällen umherjunkerst, daß Du anstatt an Dein Examen zu denken, Dich an Menschen hängst, vor denen Du Dich schämst der Sohn vom Tischler Brand zu sein — und die Dir doch das nicht vergeben und vergessen, wenn Du es auch versteckst?«

»Das habe ich nie gethan und werde es nie thun!« rief Friedrich. »Warum quälen Sie mich immer mit diesem Vorwurf, Vater? Sie selbst haben mich zum Studiren bestimmt, Sie haben mir die Mittel dazu mit Ihrer Hände Arbeit verschafft, bis ich mir durch Unterrichtgeben selbst weiter helfen konnte. Ich soll Prediger werden, ich soll Amt und Würde erreichen, und so oft ich mich den Menschen anschließe, unter denen ich zu leben und zu wirken habe, haben Sie es mir zum Vorwurf gemacht. Das ist unrecht, Vater!«

»So recht! Kanzle den Vater ab, Herr Pastor!« hohnlachte der Meister, dessen grobe Züge, dessen stark aufgeworfene Nase und Lippen, dessen zorngeröthetes Gesicht in diesem Augenblicke

einen abstoßend häßlichen Eindruck machten. »Aber wenn Du einmal Deinem Vater die Leichenpredigt halten wirst, da wird's Dir wohl einfallen, was er für Dich gethan hat!«

Die Mutter hatte schon lange die Augen voll Wasser gehabt, jetzt fielen die hellen Tropfen über die thränengewohnten Wangen der armen Frau herab, und lautschluchzend sagte sie: »Und Du wirst es noch auf Deinem Todbette bereuen, daß Du den armen Jungen so gequält hast! Ein besseres Kind giebt's nicht auf der Welt! Hat er nicht von der Sekunda ab für sich selbst gesorgt, hat er nicht Stunden gegeben vom vierzehnten Jahre ab, und gearbeitet bis in die Nächte hinein? und hat er nicht — —«

Friedrich winkte ihr zu schweigen, er selbst ging, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, in dem kleinen Zimmer auf und nieder, das ihn umgab, wie ein schlechter Rahmen ein kostbar Bild umschließt. Seine hohe und sehr biegsame Gestalt besaß die volle Spannkraft der Jugend, sein schmaler, feiner Kopf hatte in den Gesichtsformen keine auffallende Schönheit, aber man

konnte ihn nicht betrachten, ohne von dem geistigen Ausdruck des Auges, von dem Adel der Stirne angezogen und durch das feine Mienenspiel gefesselt zu werden, das leicht und leise durch seine Züge flog. Angestrengte Arbeit bei geringer Pflege hatten ihm die frische Farbe geraubt, seine Schläfen waren etwas eingesunken, aber die Willenskraft, die jede Muskel seines Körpers beseelte, verrieth die innere Gesundheit, die Männlichkeit des Jünglings.

Er hatte diesen Kampf erwartet, er wollte ihn mit Ruhe bestehen, weil dies der einzige Weg war, ihn wenigstens für diesen Fall schnell zu beenden. Indeß das Lob, das die Mutterliebe ihm gespendet, hatte den Gedanken des Vaters eine neue Richtung gegeben, den Kampf auf ein anderes Feld gezogen. »Und bin ich darum ein schlechter Vater,« rief der Meister aus, »weil ich nicht will, daß mein eigen Fleisch und Blut mich über die Schulter ansehen soll?«

»Aber Vater! er muß doch lernen mit den Vornehmen verkehren, wenn er Prediger werden soll!«

»Er soll nicht ihr Prediger werden, sondern unserer soll er werden, dazu habe ich ihn erzogen. Was kümmern sich die Prediger um unser Einen! Hätte ich Einen gefunden, einen Prediger, einen Lehrer, der sich um mich gekümmert hätte zu meiner Zeit, der gemerkt hätte, wie ich auf's Lernen aus war, der mir geholfen hätte, ich stände heute nicht als Tischler hier und mein Sohn brauchte sich meiner nicht zu schämen!«

Damit hatte er die Saite getroffen, welche in Friedrich's Herzen immer wieder für den Vater erklang, das Mitleid mit einem aufstrebenden Geiste, dem die Verhältnisse jede Erhebung, jede Entwicklung unmöglich gemacht. Friedrich verstand diese Eifersucht des Vaters auf die Bildung des Sohnes und ehrte sie, so sehr er auch davon gelitten hatte. Sein Gesicht verlor den Ausdruck der Kälte, er trat näher zum Vater heran und sagte mit sanfter Stimme: »Sie haben mir die Bildung zukommen lassen, Vater, die Sie sich nicht verschaffen konnten, und Gott weiß, ob ich Ihnen das anerkenne und danke. Sie haben manchmal gesagt, mein Wissen käme

Ihnen wie Ihr eignes vor, wie ist es Ihnen also möglich, in den einzelnen Schritten, die ich vorwärts thue, jedesmal eine Kränkung für sich zu finden?«

»Wenn Du die Reichen und Vornehmen kenntest wie ich, würdest Du von Keinem Gutes erwarten. Sie werden Dich auch dazu bekommen; sie werden Dich verachten als Tischlerssohn, und Du wirst bald lernen Deinen Vater verachten! Ich habe Dich ehrlich erzogen, ich gehe arm, aber rechtschaffen aus der Welt, laß Du Dich nur mit dem Volke ein, und sieh zu, wohin Du kommen wirst! Laß Dich nur mit den Bällen, mit den Narrenspossen ein, die Schulden werden bald da sein und die Händel auch; und wenn sie Dir nachher das Gesicht von einander hauen, dann sieh zu, auf welcher Kanzel Du predigen kannst!«

Sobald der Vater sich nur von dem Gefühle seines eignen verfehlten Lebenszieles und seines daraus entstandenen Hasses gegen glücklichere Menschen abwendete, war die Möglichkeit einer Verständigung gegeben. Friedrich erinnerte den Va-

ter, daß er niemals Schulden, selten Händel gehabt hätte, daß er im Nothfalle ein guter Schläger, also nicht viel Gefahr für ihn zu fürchten sei; »und gerade Ihnen,« sagte er, »müßte es doch recht sein, wenn Ihr Sohn sich neben und vor die Ersten der Stadt zu stellen vermag!«

Der Alte antwortete nicht, aber er setzte sich wieder, reichte der Mutter die leere Kaffeetasse hin, sie durch dies Zeichen zum Einschenken auffordernd. Die Frau gehorchte, sie füllte auch die anderen Tassen, und obschon dem Siege nahe, ließ Friedrich sich verstimmt und traurig nieder, denn es liegt für wahre Naturen ein Schmerz darin, das, was sie zu erlangen sich berechtigt fühlen, den Ihren durch eine auf deren Schwächen berechnete List abgewinnen zu müssen.

»Was wird es denn kosten?« fragte nach einer Weile der Alte.

»Etwas Zeitaufwand, den ich aber leicht einbringen kann und werde. Mein Examen mache ich jedenfalls zu Pfingsten!«

»Also nicht Ostern, wie Du erst gewollt?«

»Diese sechs Wochen Aufschub sind unbedeu-

tend, und ich behalte dafür die Erinnerung an einen frohen Winter!«

»Das heißt also, Du wirst jetzt tagtäglich des Abends tanzen und des Morgens zu Besuchen gehen und von früh bis spät herum scherwenzeln. Thu' was Du willst! Ich kann Dir Nichts dazu geben, ich verlange auch Nichts von Dir!«

»Es ist nicht seine Schuld,« fiel die Mutter ein, »daß Du Nichts nehmen willst, er hat Dir's oft genug angeboten, wenn er's hatte!«

Eine neue Pause entstand, die der Vater mit dem Ausruf unterbrach: »Wenn nur Etwas dabei herauskäme!«

»Nun,« meinte die Mutter, »er kann doch Bekanntschaften machen, die ihm rasch zur Pfarre verhelfen!«

»Für's Tanzen?« fragte der Vater spöttisch und fügte dann hinzu: »Aber meinetwegen mache es mit, ich kann's nicht hindern, ich gebe Dir ja Nichts dazu!«

Friedrich fühlte dem Vater auch in diesem Punkte nach. Er verstand die Liebe, die in diesem Manne zum gekränkten Stolze ward, weil sie

Nichts zu bieten, Nichts zu gewähren vermochte. Er gab dem Vater die Hand und sagte: »Ich verspreche Ihnen, daß mein Examen nicht darunter leiden soll Vater, und danke Ihnen, daß Sie mir meinen Willen lassen!«

Der Alte war gerührt, ließ es aber nicht merken; die Mutter durfte es niemals in des Vaters Gegenwart zeigen, wie sie den Sohn liebte, wie sie mit Anbetung zu dem von ihr gebornen Kinde emporsah, das so viel mehr war, als sie selbst. Diese Verehrung vor dem eigenen Kinde, die in der Madonna, wenn sie das Christkind anbetet, ihren reinsten Ausdruck hat, findet man oft im Herzen der Mütter, wenn ihre Kinder sich weit über sie hinaus emporgeschwungen haben.

Sie stand auf und machte sich im Zimmer zu thun, auch der Vater erhob sich. »Ich möchte heute einmal zu Bier gehen!« sagte er.

Das war ein seltenes Ereigniß, dessen Bedeutung Mutter und Sohn verstanden. »Bleibst Du noch hier?« fragte er den Sohn.

»Noch eine Stunde kann ich bleiben!«

»Und was thust Du nachher?

»Ich muß zu Heidenbruck gehen!«

Während dieser Worte hatte der Meister vor dem Spiegel sich das bunte Halstuch umgebunden, den langen blauen Rock und den Hut vom Nagel genommen, sich angekleidet, Pfeife, Tabaksbeutel und Tabaksdose in die Tasche gesteckt, den Rest seines Kaffees ausgetrunken, und schritt dann mit einem achtlosen »Adieu!« der Thür zu, in der ein ganz junges Mädchen ihm entgegentrat. Er ließ das Kind, denn ein Kind war Regina, trotz ihrer frühen Größe, ohne es anzublicken, an sich vorübergehen. Er dachte zu lebhaft daran, wie er es den anderen Meistern erzählen werde, daß sein Sohn und der Sohn des Landforstmeisters von Heidenbruck zu Entrepreneuren der Studentenbälle ernannt worden wären.

Drittes Kapitel.

Friedrich und die Mutter hätten Manches zu besprechen gehabt, aber die Ankunft des Mädchens machte es unmöglich.

»Frau Meisterin! wir reisen nach Berlin!« rief das Kind mit einer auffallend lieblichen Stimme und mit einem Ausdruck von Freude und Bestürzung, die dem schönen Gesichte ungemein wohl standen.

»Warum nicht gar?« sagte die Meisterin.

»Nein gewiß!« entgegnete Regina, »wir haben einen Posten in Berlin bekommen!«

Friedrich, der stets seinen Scherz mit Regina trieb, fragte: »Als was stellen sie Dich denn an? als königliche Plätterin oder als Sängerin?«

Aber Regina war zu beschäftigt durch den Gedanken an die bevorstehende Reise, als daß sie seine Neckerei beachtet hätte. »Der Vater wird Aufseher, wir bekommen zwanzig Thaler monatlich und große Trinkgelder!«

»Aufseher wovon?« fragte Friedrich.

»Von einem Schloß, in dem Bilder sind, ich weiß nicht, wie es heißt, ich habe den Namen nur einmal gehört.«

»Wann ist denn die Nachricht gekommen?«

»Jetzt eben, Frau Meisterin, als ich herging, und nächsten Fünfzehnten sollen wir fort, wir haben freie Post!«

»Also schon in vier Wochen,« sagte Friedrich, »denn heute ist der Achtzehnte!«

Die Bemerkung machte die Kleine ernsthaft. »Dann haben Sie wieder Wäsche!« meinte sie und sah zur Meisterin mit den großen schwarzen Augen empor, in die sich plötzlich Thränen drängten.

»Da wirst Du mir fehlen!« antwortete die Mutter. »Du wirst mir überhaupt fehlen!«

Regina fing bitterlich zu weinen an. »Wo

werde ich bleiben unter all' den Menschen, wenn der Vater bei den Bildern ist? Wenn nur die Mutter nicht todt wäre!« schluchzte sie.

Die Meisterin tröstete, daß es überall gute Herzen gäbe, und daß sich auch in Berlin Leute ihrer annehmen werden; aber freilich mußte sie sich im Innern sagen, daß nicht leicht Jemand an dem Mädchen so treu handeln würde, als sie selbst, und es war ihr ein Schmerz, die Kleine zu verlieren.

Regina's Mutter war als die Frau eines Unteroffiziers Baldig nach Preußen gekommen, als die letzten Besatzungstruppen Paris verlassen hatten. Madmoiselle Reyne, die hübsche Näherin, hatte in der Heimath die ehrliche Liebe und die schöne Gestalt des Unteroffiziers mehr als ausreichend für ihr Glück gefunden. Sie hatte genäht und gearbeitet nach wie vor, ihr anmuthiges Französich mit ihren Nachbarn geplaudert, sich gefreut, wenn ihr lieber Deutscher sie in die Guinguette vor die Barriere führte, sich von ihm herzen und küssen lassen und es dabei nicht sonderlich gemerkt, daß er nur wenig französich sprach, und

daß sie sich im Grunde kaum mit ihm verständigen konnte. Indeß dies sorglose Hinleben hatte eines Tages ein plötzliches Ende genommen, als die Besatzungstruppen Ordre zum Marschiren erhielten, der Unteroffizier seinen Tornister packen, und die junge Französin nun ihrem lieben Deutschen in seine Heimath folgen mußte, von der ihr Nichts bekannt war, als daß man dort eine unverständliche Sprache rede, und daß die große Armee des Kaisers in dem Schnee des kalten Landes erfroren sei. Die Vorstellungen ihres Mannes, daß sie nicht nach Rußland, sondern nach Preußen zu gehen hätten, vermochten ihre Thränen nicht zu stillen, ihre Angst nicht zu beruhigen. Sie war überzeugt, daß nur in ihrem Vaterlande Menschen ein menschlich Dasein führen könnten; was jenseit seiner Grenze lag, war ihr gleichgültig oder verächtlich. Sie nahm sich nicht die Mühe, es kennen, unterscheiden zu lernen, und hatte auf alle Vorstellungen ihres Mannes nur ein trauriges: »Es ist nicht Frankreich!« zu entgegnen.

Und freilich war es nicht Frankreich, das kalte,

ernste, arbeitsvolle Land, in das sie sich nach wenig Monaten versetzt sah. Ihr Körper litt von der ungewohnten Strenge des Klimas, die Sprache blieb ihr fremd, selbst als sie sie verstehen lernte, fremder noch die Sitten und die Menschen, aber sie beklagte sich darüber nicht. Der Unteroffizier that, was in seinen Kräften stand, ihr das Leben leichter zu machen, dennoch mußte er gewahren, daß die Frische ihrer Wangen, der helle, lachende Glanz ihrer Augen immer mehr erloschen. Ihr ältestes in Frankreich gebornes Kind erlag dem ersten kalten Winter; die kleine Regina aber gedieh in ihrem nordischen Vaterlande und war die größte Freude ihrer Eltern, als ein Unglücksfall die Lage derselben noch wesentlich veränderte.

Ein Sturz mit dem Pferde machte den Unteroffizier untauglich für den Dienst und er ward mit einem Wartegelde zur Ruhe gesetzt, bis man einst eine Civilbedienung für ihn gefunden haben würde. Von dem geringen Einkommen des Invaliden konnte man nicht leben, und jetzt war es, wo Liebe und Nothwendigkeit die Spann=

kraft der kränkelnden Frau erweckten, wo die praktische Thätigkeit der Französin sich plötzlich hülfreich und wirksam zu zeigen begann. Sie fing an, sich um Arbeit zu bemühen. Ihre Geschicklichkeit im Nähen und im Waschen verschaffte ihr bald eine größere Kundschaft, als sie zu bedienen vermochte. Der Mann machte sich zum Copisten, der kleine Hausstand hielt sich tapfer aufrecht. Was Frau Baldig von den Frauen ihres Ranges entfernte, das feine Wesen der Französin, machte sie den Damen ihrer Kundschaft nur beliebter. Das interessante Gesicht der kränkelnden Frau, die fremde Sprache, das niedliche französische Geplauder ihres Kindes, das sie fast immer mit sich führte, wenn sie ihrem Geschäfte nachging, nahmen für sie ein; und wie der Reiche Alles zu benutzen weiß, was die Verhältnisse des Armen ihm zu bieten haben, so ließen die Kunden von Frau Baldig die kleine Regina zu ihren Kindern kommen, mit denen sie spielend französisch sprechen mußte.

Dadurch verfeinerten sich die ohnehin zierlichen Sitten der Kleinen nur noch mehr. Man

bescherte ihr zum Weihnachtsfeste manches Nützliche und Ueberflüssige, man schenkte ihr die abgelegten Kleidungsstücke ihrer Spielgefährten, und da die Mutter das Alles mit geschickter Hand zu verwenden wußte, sah Reyne immer so schmuck und stattlich aus, daß sie eher für eine Tochter jener reichen Familien gelten konnte, als für ein Kind der arbeitenden Stände, in deren Mitte sie wohnte und zu denen sie gehörte.

Die Nachbarskinder ließen das die arme kleine Reyne entgelten, wenn sie sich dann und wann in ihre Spiele mischte. Sie nannten sie spottend »das Fräulein, die französische Prinzeß«, sie verdarben ihr die Kleider, ahmten ihren französischen Dialekt wohl oder übel nach, und hatten auf jede Weise ihre Lust daran, sie zu plagen, bis sie sich erschreckt und böse wieder von ihnen entfernte, um immer seltner zu ihnen zurückzukehren. Ihre Liebe für ihre vornehmen Spielgenossen wuchs dadurch, und die Mutter, ebenso unbeliebt unter ihres Gleichen, als das Kind, hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch, allmählich so viel zu erwerben, daß sie einen kleinen Handel mit

feinen Nähereien eröffnen, dem Manne ein sorgenfreies Alter, und sich und ihrer Tochter ein Leben unter gebildeteren Menschen schaffen könnte, als sich in ihrer jetzigen Umgebung fanden.

Nur in einem Hause in der ganzen Nachbarschaft hatte man stets die kleine Reyne geliebt, sich an dem Wohlergehen der Familie erfreut und Sorge getragen um die immer schwächer werdende Gesundheit der arbeitsamen Frau, denn der Tischlermeister Brand hatte das Streben derselben wohl begriffen. Die beiden Familien waren stets gute Nachbarn und einander hülfreich gewesen. Zum Dank für die Dienste, welche die Meisterin ihr bei ihrer Ankunft bereitwillig erwiesen, hatte die Französin mit Friedrich seine französischen Lektionen eingeübt, und ihn in dieser Sprache mehr gefördert, als seine Lehrer im Gymnasium. Er hatte dagegen die kleinen Reyne gewartet, wenn die Mutter sich vom Hause entfernen mußte, und er hatte das Kind geliebt denn er hatte keine Geschwister, aber die Mutter desselben war ihm noch weit theuerer gewesen.

Von jeher hatte sie Freude gehabt an der Frühreife des Knaben, an seiner Klugheit,

seiner Sanftheit, und je mehr die fortschreitende Bildung die Sitten des Gymnasiasten verfeinerte, um so werther war er ihr geworden. Sie liebte ihn, weil er begierig war ihre Muttersprache zu lernen, weil er Lust hatte, von Frankreich, von Paris zu hören. Ihm hatte sie unverhohlen von der nie erloschenen Sehnsucht nach der Heimath, von ihrem Mißfallen an ihrer Umgebung gesprochen. Er war ihr Trost in Tagen der Entmuthigung gewesen, er ward ihr ein jüngerer Bruder und ein Freund.

Die glücklichsten Stunden seiner Kindheit hatte Friedrich mit dieser Frau verlebt. Ihr französisches Gebetbuch, die schlechten Bilderchen von Paris, von seinen Straßen und Gebäuden, seinen berühmten Männern und Ereignissen, hatten einen unwiderstehlichen Zauber für ihn gehabt. Er hatte nicht müde werden können, sie zu betrachten, die Unterschriften zu lesen, die Erklärungen seiner Freundin zu hören. Und diese Lust war in ihm gewachsen, je mehr er den Louvre, die Tuilerien, das Palais Royal, den Grève-Platz als Zeugen der größten Weltereig-

nisse hatte kennen lernen. Niemand in seiner ganzen Umgebung hatte ihm jene Augenblicke aufhorchender Begeisterung zu bereiten vermocht, deren er neben Frau Baldig genossen, wenn sie ihm von Paris, von Frankreich erzählt, von der großen Nation, von den tapferen Soldaten, von Napoleon, und wie sie ihn gesehen im grauen Rocke, mit dem kleinen Hute, an der Spitze seiner stolzen Garden. Sie war ihm täglich neu, Alles, was zu ihr gehörte, ihr kleines Zimmer mit den Vorhängen von buntem Kattun, ihre saubere Art sich zu kleiden, ihre Sprache und ihr Behaben waren ihm lieb gewesen. Es hatte ihm wohlgethan, sich von ihr als Monsieur Frédéric angeredet zu hören, obschon sie ihn in guten Stunden mon enfant und Du zu nennen pflegte, mit einem Worte, sie hatte in jener Zeit das Ideal, die Poesie seines Lebens ausgemacht, und er hatte an ihr mit jener schuldlosen, hingebenden Liebe gehangen, mit der die Seele des Knaben, des werdenden Jünglings sich dem Guten und dem Schönen, dem Großen wie dem Fremdartigen zuwendet.

Friedrich war eben Student geworden, als ein Nervenfieber seine Freundin auf ein Krankenlager warf, von dem sie nicht erstehen sollte. Er und seine Mutter hatten dem niedergebeugten Manne in ihrer Pflege beigestanden, Meister Brand ihr den Sarg gemacht, sie Alle hatten sie zu Grabe begleitet und von der Stunde ab, Frau Brand Mutterstelle vertreten an der kleinen, verwaisten Reyne.

Eine große Veränderung hatte mit diesem Todesfalle in dem Leben des Kindes stattgefunden. Der Vater, der immer mehr in sich versunken war, und den die Nachbarn tiefsinnig schalten, obwohl er nur sehr traurig war, hatte es nie gebilligt, daß Reyne, wie er es nannte, über ihren Stand erzogen, daß ihr jenes französische Wesen angeeignet wurde, durch das ihre Mutter sich fremd in Preußen gefühlt. Er hatte immer dagegen geeifert, wenn man die Kleine nicht Regina nannte, er hatte die Spielbesuche in den reichen Familien nie gern gesehen, und stets darauf gehalten, daß das Mädchen der Mutter,

soweit seine kleinen Kräfte es gestatteten, bei ihren Arbeiten behülflich gewesen war.

Jetzt nach dem Tode der Frau Baldig fand er in Meister Brand und dessen Frau eine zustimmende Meinung, und er beschloß, das Kind zur Deutschen zu erziehen. Die Kleine sollte zwar das Andenken ihrer Mutter ehren lernen im Gebet und Leben, aber sie sollte ihr besonderes Wesen vergessen, ein Mädchen werden, wie alle anderen Nachbarstöchter auch.

Friedrich beklagte das. Es schmerzte ihn, daß man das Kind seiner Mutter unähnlich zu machen, daß man ihre wohlgemeinten und auch wohlbedachten Pläne zu vereiteln strebte. Er konnte es sich nicht versagen, die Kleine mit dem Namen zu rufen, mit dem die Mutter sie genannt, er konnte es nicht lassen, das Andenken an dieselbe dem Kinde wach zu erhalten, indem er französisch mit ihm sprach. Er erbot sich, ihr Unterricht zu geben, er versuchte seinen eigenen Vater für eine bessere Ausbildung des Mädchens zu gewinnen, um Baldig durch ihn dazu bewegen zu lassen, aber vergebens.

»Was für den Sohn des Armen ein Glück ist, das ist ein Unglück für ein armes Mädchen,« hatte Meister Brand ihm geantwortet. »Du kannst es zu Etwas bringen in der Welt; aber Regina? — was soll aus der werden, wenn sie was gelernt hat?«

»Man brauchte sie nur nicht ihre Muttersprache absichtlich vergessen zu machen,« entgegnete Friedrich, »um ihr als Bonne oder Gouvernante ein besseres Loos und ein gutes Auskommen zu bereiten!«

»Ja, wenn sie häßlich wäre! Aber hübsch wie sie ist und Gouvernante! — Setze ihr nur solche Dinge in den Kopf und sieh zu, wie Du es verantworten kannst!« hatte der Vater gewarnt, und Friedrich, von dem eigenen Leben mehr und mehr in Anspruch genommen, fortgezogen durch seine neuen Studiengenossen, hatte bald selbst nicht mehr daran gedacht und Regina's Zukunft nicht weiter beachtet.

Jetzt, als sie weinend vor ihm stand, als er fürchten mußte, das Kind seiner ersten und liebsten Freundin nicht wiederzusehen, kam ein

Schmerz über ihn und er schalt sich, Regina so sehr vernachlässigt zu haben. Er hatte sie wohl lieb gehabt, mit ihr gescherzt und gegen alle Verbote französisch mit ihr geplaudert, wenn er sie bei seinen Eltern gefunden, aber wie wenig war das gegen die Liebe und das Gute, welche Regina's Mutter ihm durch so viele Jahre bewiesen!

Er betrachtete Regina, als hätte er sie lange nicht gesehen, und ward fast mit Erstaunen ihre seltene Schönheit gewahr. Die Kraft des deutschen Vaters und die lebensvolle Natur der Französin hatten sich in ihr vereinigt. Weit über ihre Jahre groß und kräftig, konnte man die Zwölfjährige kaum noch ein Kind nennen, so vorgeschritten war sie an Geist und Körper. Dürftigkeit und Reichthum, Ueberfluß und Mangel üben öfters einen ähnlichen Einfluß auf die Kindheit aus. Sie entwickeln sie zeitig; aber wenn der Ueberfluß die Entfaltung des Geistes und der Phantasie befördert, so kräftigen Noth und Mangel häufig den Verstand der Kinder und geben ihnen eine Einsicht und eine Energie,

die ihrem Alter vorgeeilt, ihren Bedürfnissen angemessen sind.

Die zwölfjährige Regina versorgte bereits das ganze Hauswesen des Vaters nach den Anleitungen, die sie von Frau Brand erhielt; sie verstand seinen Stimmungen zu begegnen, ihn zu behandeln, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt war; und wie Friedrich einst als Knabe der Freund ihrer Mutter gewesen, so besaß Regina, außer dem Vertrauen ihres Vaters, das Zutrauen von Frau Brand, die Beide mit ihr alle Angelegenheiten besprachen und beriethen.

Haushaltssorgen waren es auch zunächst, welche Regina aus ihrer Traurigkeit emporrissen. »Was wird nur mit unseren Sachen werden, Frau Brand?« fragte sie und trocknete sich die Augen. »Es soll Alles hier bleiben, nur die Betten nicht, und wir sollen einen großen Koffer mitnehmen, in den Alles eingepackt wird, was mitkommen soll.«

»Wie kommt das denn nach Berlin hin?« fragte Frau Brand, der jeder Ort außer dem

nächsten Umkreise der Stadt in unerreichbarer Ferne zu liegen schien.

Regina wußte es nicht, hatte aber so viel Bedenken, so viel Angst und so viel Sorgen in ihrem armen kleinen Kopfe, so viel verschiedene Einfälle und Vorstellungen, daß sich in ihnen doch deutlich wieder die Natur eines Kindes verrieth, und endlich lief sie davon, den Vater zu fragen, ob sie ihre beiden Kaninchen wirklich zurücklassen müsse, wie Friedrich es behauptete.

Als sie zur Thüre hinaus war, setzte Frau Brand sich nieder, stützte den Kopf auf den Arm und seufzte: »So geht's in der Welt, der Mensch denkt und Gott lenkt! Daß sie mir das Kind fortnehmen müssen!«

»Es thut mir auch leid!« sagte Friedrich.

»Gerade darum, Fritz!« meinte die Mutter. »Ich hatte mir immer ausgedacht, daß ich sie mir so recht nach der Hand ziehen wollte, recht zur guten Wirthin! Und sie ist so geschickt! Was ihre Augen sehen, das können ihre Hände machen, gerade wie die Mutter. Es wäre die allerbeste Frau für Dich geworden! —«

»Für mich?« fragte Friedrich im Tone des höchsten Erstaunens. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ein vornehmes Mädchen kannst Du ja doch nicht heirathen!«

»Aber ein gebildetes Mädchen!«

»Der würden wir zu schlecht sein, Fritz! und das kannst Du ja nicht zugeben. Wenn Du Dir eine Frau nimmst, der wir zu schlecht wären — der Vater überlebte das nicht, und es wäre auch mein Ende! Mir ging's an's Herz, wenn Du von uns abwendig würdest! Das Kind haben wir lieb, es wird ein schönes Mädchen werden und ein gutes, braves oben ein. Es wäre die beste Frau für Dich gewesen!«

Friedrich antwortete nicht. Die Mutter verstand dies Schweigen.

»Regina ist Dir jetzt zu schlecht,« sagte sie, »und Du warst doch nicht zu trösten, wie ihre arme Mutter begraben wurde. War die denn gebildet?«

»Ich war es damals selbst noch nicht,« entgegnete Friedrich.

»Ich glaube, Du hattest damals ein besseres Herz, Fritz! ich sehe es schon lange und der Vater kann wohl Recht haben, die Vornehmheit macht die Menschen nicht besser.«

»Muß mich denn heute Alles quälen! Wie kommen Sie, grade Sie zu diesem Vorwurf, Mutter?«

»Du bist nicht mehr Derselbe, der Du gewesen bist, Fritz! Wenn ich auch nicht gebildet bin, so merk' ich's doch, denn ich hab' ja Deine Blicke verstanden und gewußt, was Du wolltest und was Dir fehlte, als Du noch keine Sylbe sprechen konntest. Du bist nicht mehr Derselbe, ich sehe es wohl!«

»Aber was bringt Sie zu diesem Vorwurf, liebe Mutter? grade Sie?« wiederholte Friedrich mit einem Tone, in dem seine ganze Liebe für sie ertönte.

»Ach ja! Du liebst mich wohl,« sagte die Mutter, »ich verdiene das auch. Aber das ist auch Alles. Es ist Dir nicht mehr wohl zu Hause, Du kommst nur so, wie Mancher in die Kirche geht, weil man's doch eben muß!«

»Liebe Mutter,« rief Friedrich und legte seinen Arm um die Schulter der sitzenden Frau, »ja ich komme, weil ich muß, weil ich wissen muß, wie Sie leben. Wenn ich einen Tag nicht bei Ihnen war, treibt es mich her, nach Ihnen zu fragen, nach Ihnen zu sehen.«

»Das ist's grade,« fiel ihm die Mutter in's Wort, »Du willst sehen, wie es uns geht, Du willst auch hören, ob der Vater Arbeit hat, ob ich Verdruß mit ihm gehabt habe — das ist Alles wahr; aber wenn Du da bist, hast Du mir Nichts zu sagen. Es ist nicht mehr wie sonst!«

»Gute Mutter! Das kommt daher, daß Sie die Dinge nicht kennen, die Leute nicht, mit denen ich zu thun habe —«

»Und was wir thun und was die Leute thun, mit denen wir zu schaffen haben,« unterbrach sie ihn abermals, »das kümmert Dich Nichts mehr!«

Friedrich konnte ihr Nichts darauf entgegnen, er fühlte es nur zu tief, wie sehr sie Recht hatte. Mußte er doch sein ganzes Wesen herabstimmen,

selbst seine Ausdrucksweise ändern, um den Eltern nicht in jedem Augenblicke die Kluft fühlbar zu machen, welche sich mehr und mehr zwischen ihnen aufthat. Unfähig, die Mutter zu täuschen, versuchte er es, sie von diesem schmerzlichen Gedanken zu zerstreuen. »Sie klagen, ich hätte Ihnen Nichts mitzutheilen, liebe Mutter! und doch hätte ich Ihnen heute viel von der Wahl zu erzählen gehabt, hätten Sie's nur hören wollen!«

»Ich habe wohl daran gedacht,« entgegnete sie. »Du wirst einen ganz neuen Anzug dazu haben müssen! Wird das nicht schreckliches Geld kosten, Fritz?«

»Gewiß, aber ich hätte doch im Frühjahr zum Examen einen Anzug nöthig gehabt, und ein halb Jahr früher —«

»Ruinirt ihn doch schneller,« unterbrach die Mutter, »und gerade zum Tanzen, das staubt so schrecklich!«

Friedrich beruhigte sie darüber, aber sein Herz ward immer mehr zusammengepreßt. Es war ihm, als verengten sich die Wände, als sinke die Balkendecke auf ihn herab, als schrumpfe

er selbst zusammen. Er konnte es nicht länger ertragen, er mußte fort.

»Ich komme bald wieder!« rief er zerstreut, ohne gesagt zu haben, daß er gehen wolle. Dann gab er der Mutter eilig die Hand und verließ die Stube. Frau Brand aber begleitete ihn bis zur Hausthür, denn es war ihr eine Lust, dem stattlichen Sohne nachzusehen, soweit ihr Auge ihn erreichen konnte.

Als sie in der Thüre standen, nahm sie ihn bei der Hand und hielt ihn zurück, als hätte sie ihm noch Etwas mitzutheilen, und schwieg dennoch. Friedrich merkt es. »Wollen sie mir Etwas sagen?« fragte er freundlich. »Haben Sie etwas auf dem Herzen, liebe Mutter?«

»Nein, Fritz! Nichts, gar nichts habe ich. Es fiel mir nur so ein, wenn Du jetzt so viel Ausgaben hast, wirst Du am Ende die Sterbekasse nicht bezahlen können!«

»Wie können Sie das denken!« rief er, und die Mutter entließ ihn mit freundlichen Worten, nun sie sich über diesen Punkt beruhigt wußte; denn nach mühevollem Leben schicklich, ja für

ihre Verhältnisse prächtig beerdigt zu werden, ist fast immer das Verlangen der Armen, und die wöchentliche Beisteuer zur Beerdigungskasse ihnen eine Herzens- und eine Ehrensache.

»Er soll sich doch nicht zu schämen haben, wenn er einmal nach dem Kirchhof hinter uns hergehen wird!« sagte Frau Brand, schloß die Hausthür und ging in die Stube zurück.

Viertes Kapitel.

Schnellen Schrittes, als entfliehe er einem Gefängnisse, tief aufathmend, als werfe er eine schwere Bürde von sich, eilte Friedrich die kleine enge Straße entlang von dem Hause seiner Eltern fort, und doch liebte er seine Eltern.

Keine Woche war ihm seit Jahren vergangen, in der er nicht ähnliche Scenen, ähnliches Weh zu durchleben gehabt, aber immer wieder zerriß es sein Herz, immer wieder drückte ihn der Zwiespalt dieser Verhältnisse nieder. Der Vater beneidete dem Sohne seine höhere Bildung, die Mutter fürchtete sie, und weder der harte Sinn des Einen, noch der beschränkte Sinn der Anderen

ließen jemals eine dauernde Verständigung zwischen ihnen und dem Sohne voraussehen. Die Liebe der Eltern hatte ihm den höheren Lebensweg eröffnet, die Selbstsucht der Elternliebe fürchtete ihn auf diesem Wege zu verlieren. Vorwärts getrieben von dem Drange seines Geistes, von allen Bedürfnissen seiner Bildung; zurückgezogen von denen, die es wünschten ihn vorwärtsschreiten zu sehen, litt Friedrich's weiche Seele doppelt schwer davon.

Verstimmt war er ein paar Straßen entlang gegangen, ohne eigentlich zu wissen, wohin er wolle, als es ihm wieder einfiel, er habe Heidenbruck versprochen, um fünf Uhr zu ihm zu kommen, um einige Verabredungen mit ihm zu treffen. Friedrich und Heidenbruck waren sich häufig begegnet, ohne sich näher getreten zu sein. Sie gehörten verschiedenen Verbindungen an, hatten verschiedene Umgangskreise und Friedrich's zurückhaltendes Wesen hinderte ihn, schnell und leicht Bekanntschaften zu machen.

Als er sich dem Heidenbruck'schen Hause näherte, sah er ein paar Equipagen vor demsel-

den halten. Das erste Stockwerk war glänzend erleuchtet, das Licht fiel hellstrahlend durch die gesenkten Vorhänge auf die Straße herab. Er wollte nicht hineingehen und that es dennoch; Heidenbruck sollte ihn nicht unpünktlich glauben dürfen.

Er fragte den Portier nach dem Studiosus Heidenbruck.

»Der Herr Baron sind noch bei Tafel!« entgegnete dieser abweisend.

»So sagen Sie ihm, daß ich hier gewesen bin und ihn bitten lasse, morgen früh zu mir zu kommen; mein Name ist Brand!«

»O verzeihen Sie!« rief der Portier plötzlich sehr höflich geworden, »ich soll Herrn Brand ersuchen, den Herrn Baron zu erwarten. — Wilhelm, führen Sie den Herrn nach des jungen Herrn Stube!«

Ein Knabe, in derselben Livree wie der Portier, erschien und bat Friedrich, ihm zu folgen. Treppen und Flur waren erleuchtet, auf den weichen Teppichen schritt man unhörbar hinauf. Im ersten Stocke vernahm man aus dem Speisesaale

das heitere Gewirr verschiedener Stimmen, durch die ein leises Klappern der Geräthe klang. Man geleitete ihn zur zweiten Etage, die niedriger und weniger hell erleuchtet war und öffnete ihm eine Thüre zur rechten Seite des Flurs.

Er trat in ein mäßig großes Zimmer. Eine Lampe brannte, den Bewohner erwartend, auf dem Tische. Friedrich ging auf und ab und betrachtete den Raum. Das weich gepolsterte Sopha, die gestickten Kissen, der dicke Fußteppich und vollends ein Schlafrock von violettem Sammet mit hochgelber Seide gefüttert, der nachlässig über die Sophalehne geworfen war, machten ihm einen Eindruck weibischer Verweichlichung; und doch kannte er Heidenbruck als eine tüchtige, männliche Natur. An der einen Wand stand eine Bücherspinde, als Gegenstück an der anderen ein Waffenschrank. Neben den Hiebern und Fechthandschuhen hingen Hirschfänger, asiatische Dolche und ein Paar Pistolen von großer Schönheit. Der Degen, die Epauletts und der Federhut des Landwehroffizieres lagen dazwischen. — Der Schreibtisch war mit jenen überflüssigen Noth=

wendigkeiten ausgestattet, deren Gebrauch Friedrich zum Theil räthselhaft war; vor dem Spiegeltisch standen ein Handschuhkasten und Parfüms; und doch waren juristische Bücher in solcher Weise auf dem Schreibtische ausgebreitet, daß man sehen konnte, der Bewohner sei viel mit ihnen beschäftigt gewesen.

Eine Weile unterhielt sich Friedrich mit dem Besehen dieser verschiedenen Dinge. Ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit reizten ihn, aber die Zusammenhäufung so vieler Luxusgegenstände erregte ihm ein peinliches Gefühl, ein Mißbehagen, das sich auf den Besitzer überzutragen und durch das lange Warten sich mehr und mehr gegen diesen zu wenden begann. Friedrich fand es rücksichtslos, er nannte es eine aristokratische Unverschämtheit, Jemand in einer Stunde zu sich zu entbieten, in der man seiner Zeit nicht Herr sei. Er dachte an die Worte seines Vaters: »Sie werden es Dir nicht vergessen, daß Du des Tischlers Sohn bist,« und er sagte sich, Heidenbruck würde keinem Edelmanne eine solche Geduldprobe zuzumuthen wagen. Er wollte sie auch

nicht länger bestehen und nahm eben seine Mütze sich zu entfernen, als er in dem untern Zimmer das Rücken von Stühlen, das Hin- und Hergehen hörte, welche das Ende der Tafel bezeichneten. Nun mußte er eilen davonzukommen, sollte Heidenbruck ihn nicht mehr finden, wollte er ihm seine Rücksichtslosigkeit begreiflich machen.

Er wendete sich zu gehen, da öffnete sich die Thüre und Heidenbruck trat eilig ein. Mit großer Freundlichkeit reichte er Brand beide Hände zum Willkommen entgegen. »Wie gut ist es, daß Du gewartet hast, Brand!« sagte er, »ich wußte Nichts von dem Diner, als ich Dich zu kommen bat, und dachte nicht, daß es so lange dauern würde. Nun sei mir aber herzlich willkommen!«

Damit warf er den Schlafrock vom Sopha herunter, nöthigte Brand zum Sitzen, holte eine Cigarrenkiste herbei und suchte es seinem Gaste auf jede Weise behaglich zu machen. Friedrich empfand dies Wohlwollen und doch war ihm die Art und Weise Erich's nicht studentisch genug. Er hatte ihm sonst an dritten Orten besser gefal-

len, als hier in seinem Hause mit den Gewohnheiten des Weltmannes.

Die Unterhaltung wendete sich gleich den Bällen zu und Erich sagte: »Ich war sehr froh, daß sie Dich wählten, denn ich dachte, es müsse uns zusammenbringen und ich gestehe Dir, ich habe lange einen Zug zu Dir gehabt.«

Friedrich war von dieser Freimüthigkeit überrascht. Er hatte dasselbe Gefühl gehegt, auch er hatte stets eine gewisse Neigung, ein Interesse für Heidenbruck gefühlt, aber er hatte dem reichen, vornehmen jungen Manne nie den ersten Schritt entgegenthun mögen, hatte nicht geschmeichelt scheinen wollen durch Erich's hie und da versuchte Annäherungen, und noch in dieser Stunde vermochte er es nicht, ihm auszusprechen, daß er sein Empfinden theile.

»Warum hast Du mich niemals aufgesucht?« fragte er Erich.

»Ich habe es gethan, aber es schien mir, als hättest Du es nicht beachten wollen.«

Der Ton, mit welchem er diese Worte sprach, hatte eine so kindliche Gutmüthigkeit bei aller

männlichen Offenheit, daß Brand sich tief davon ergriffen fühlte. Erich stand plötzlich seinem Herzen nahe, seine gewohnte Zurückhaltung schmolz vor dem warmen Strom der Liebe, die den Grundzug seines Wesens machte. Er mußte sich zusammennehmen, daß ihm die Thränen nicht in's Auge traten. Noch vor wenig Sekunden hatte er Heidenbruck eines unverschämten Dünkels angeklagt, und jetzt nannte derselbe Heidenbruck sich ohne Hehl verschmäht von ihm.

Mit einer Leidenschaftlichkeit, die Erich nicht verstehen konnte, weil ihm Friedrich's Gedankengang verborgen war, ergriff dieser seine Hand. »Vergieb mir!« rief er aus; »ja, ich habe es gesehen, daß Du mich suchtest und ich habe es nicht beachten wollen!«

Das Gesicht des jungen Barons verdüsterte sich, er zog die Hand zurück. »O! werde nicht irre an mir!« rief Friedrich, »werde nicht irre an mir! Du wirst es begreifen, wenn du mich kennst. Du denkst nicht besser von mir, als ich von Dir! Ich würde Dich gesucht, um Deine Freundschaft

allein gerungen haben unter den Hunderten, mit denen wir leben, wärst Du —«

Er hielt inne, Erich sah ihn befremdet an, »wäre ich?« wiederholte er — »Wärst Du arm gewesen und kein Edelmann!« rief Friedrich mit einer Anstrengung, die ihn erbleichen machte.

Erich's Wangen loderten in heller Röthe auf und sanft und stolz zugleich sagte er: »Das ist kleiner, als ich von Dir dachte!«

»Ich weiß das, Heidenbruck! aber es giebt Beengungen, in denen man nicht groß werden, nicht wachsen kann. Laß uns heute nicht davon sprechen! Heute nicht! ich habe heute keinen guten Tag gehabt, bis ich Dich fand!«

Erich sah den Schatten des Leidens, den die Erinnerung an die Scenen im Vaterhause über Friedrich's Züge warf, und ehrte ihn schweigend. Nach einer Pause sagte er, indem er seinem Gaste die Hand bot. »Wir haben uns gefunden und wollen einander nicht verloren gehen!« und ehe er die Worte noch beendet, hatte Friedrich sich an seine Brust geworfen. Erich drückte ihn fest an's Herz. Dann ließ er ihn los, sah ihm heiter

in's Angesicht und sprach lachend: »Heute ist mir's gegangen, wie dem Saul, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen und dem ein Königreich zu Theil ward. Statt Ballangelegenheiten zu berathen, finde und gewinne ich das Einzige, was mir außer einer Geliebten fehlte, einen ersehnten Freund! Aber Du bist Theolog, Du bist gewiß verlobt?« fragte er scherzend.

Friedrich verneinte es. Darüber hatte der Andere eine große Freude, denn er behauptete, daß Liebe die rechte Freundschaft nicht neben sich gedeihen lasse, »und ich bin eifersüchtig,« sagte er.

Die Unterhaltung nahm nun eine allgemeine Wendung; die bevorstehenden Bälle, die Wahl der Chapeaux d'honneur wurden besprochen und doch tauchte immer wieder dazwischen die Freude auf, welche die beiden Jünglinge an ihrer Annäherung empfanden. Bei Friedrich verrieth es hie und da ein leises, fast schüchtern zurückgehaltenes Wort, während Erich sich voll dem Zuge seines Empfindens überließ und jugendlich froh mitten in den Gesprächen ausrief: »Ich freue mich, daß Du nun bei mir bist!«

So schwand die Zeit dahin, die Uhr in Erich's Zimmer schlug acht, es war die Theestunde seiner Eltern. »Komm mit hinunter zu den Meinen,« bat er, »sie werden sich freuen, Dich zu sehen, und besuchen mußt Du sie ja doch, der Bälle wegen!«

Friedrich machte Einwendungen. Er meinte nicht im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Sein Freund wußte das zu widerlegen. »Der Sonntag ist unser Familientag, es ist Abends keine geladene Gesellschaft da. Du findest Doctor Bernhard und andere Freunde unseres Hauses, auch Larssen pflegte stets zu kommen — aber freilich thut der es niemals ohne Frack!« fügte er lächelnd hinzu.

»Larssen?« fragte Friedrich im Tone des Zweifels.

»Er war Lehrer in unserem Hause und er ist eine treue, ehrliche Haut. Wir halten viel auf ihn!« erklärte Heidenbruck, nahm Friedrich unter den Arm und führte ihn in den Salon hinab.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Sopha an der Hauptwand saß die Baronin, eine hohe, würdige Gestalt; ihr gegenüber machte Cornelie, die zweite Tochter, den Thee. Sie war, obschon nur siebzehnjährig, groß wie ihre Mutter, aber nicht so schön, als diese es in der Jugend gewesen sein mußte. Ihre Gesichtsformen waren zu mächtig ausgeprägt, ihre Augenbrauen sehr stark für ein so junges Mädchen und das reiche schwarze Haar gab ihr, bei ihrem ohnehin dunkeln Teint, einen ernsten, fast finsteren Ausdruck.

Helene, die ältere Schwester, lag ausgestreckt in einem niedrigen Sessel vor dem Kamine, des=

sen flackerndes Feuer auf ihr ebenfalls schwarzes Haar glänzende Reflexe warf. Etwas kleiner als Cornelie und üppiger in allen ihren Formen, zeichneten sich ihre prächtigen weißen Schultern hell ab gegen den dunkeln Grund des Sammetsessels, gegen die weiche schwarze Lockenfülle, und als sie bei Erich's Eintritt das Haupt nach der Thüre kehrte, sah Friedrich in ein anmuthiges Gesicht mit sanften hellbraunen Augen.

Der Baron stand sich wärmend, den Rücken gegen das Feuer gewendet, neben ihm ein junger Arzt, den Friedrich kannte. Ein Fremder hatte sich einen Sessel an Helenens Seite gerückt und war mit ihr in leisem Gespräche begriffen, während die Anderen sich laut unterhielten.

Als Erich seinem Vater Friedrich's Namen genannt und ihn zur Mutter geführt hatte, wendeten die Eltern und Schwestern sich mit freundlichen Bemerkungen an ihn. Man wiederholte ihm, daß Erich erfreut gewesen sei, grade ihn zum Gefährten bekommen zu haben, und richtete jene antheilnehmenden Fragen an ihn, welche

dem Weltgewohnten immer bei dem Beginne einer Unterhaltung zu Gebote stehen und die dem Neuling so wohlthuend sind; eine spielende Angelruthe für den, der sie ausgiebt, ein haltender Haken für den, der sie empfängt.

Auch fühlte sich Friedrich gegen sein Erwarten schon nach wenig Augenblicken von der Scheu befreit, mit welcher er in diesen Kreis getreten war, denn er fand sich von einer Aufmerksamkeit umgeben, die ihn in seinen eigenen Augen hob. Die Angelegenheit, welche ihn mit Erich zusammenführte, die Studentenbälle, erregten der Familie des Letzteren um Erich's willen eine große Theilnahme, und die Aussichten, welche die beiden jungen Männer hatten, jene Feste mehr oder weniger glänzend zu Stande zu bringen, wurden von der Baronin und von Erich's Schwestern ernsthaft in Erwägung gezogen. Dadurch lenkte sich die Unterhaltung dem Leben der Studirenden im Allgemeinen zu, und der Baron machte, gegen den Fremden gewendet, die Bemerkung, daß die Art der deutschen Universitätsbildung und das Leben der deutschen Studenten

für den Ausländer meist viel Auffallendes zu haben pflegten.

»Weniger für uns, als für die Engländer,« entgegnete der Gefragte. »Bei uns in Frankreich ist das Studium frei geworden wie in Deutschland, wenn schon es sich in anderen Formen bewegt, während es in England nach vielen Seiten hin einem klösterlichen Zwange unterworfen geblieben ist. Was aber das Leben und Treiben der Studirenden betrifft, soweit ich es in Frankreich und in Deutschland kenne, so liegt der Unterschied wohl vorzugsweise darin, daß die Deutschen, bei ihrer Lust an Theorien, ihre jugendlichen Ueberspannungen und Ausschweifungen, ihre Gelage und Raufereien, in ein System gebracht haben, während unsere Jünglinge sich ihren Thorheiten ohne Weiteres überlassen.«

Er hatte Anfangs Deutsch gesprochen, war dann aber in's Französische übergegangen, und Erich entgegnete ihm in derselben Sprache: »Das Leben der deutschen Studenten hat eine tiefere Bedeutung, als Sie ihm geben, Excellenz!«

»Glauben Sie, Baron?« fragte der Graf

mit so sarkastischem Tone, daß Alle, mit Ausnahme der beiden Studenten, zu lachen begannen.

Erich und Friedrich aber fühlten sich, Jeder auf seine Weise, verletzt von dem Spotte des Grafen, und Friedrich bemerkte: »Es ist wenigstens bis jetzt die einzige Institution in Deutschland, in welcher der Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit aller Stände vertreten und aufrecht erhalten wird.« Als er aber diese Worte durch die Stille dieses Saales tönen hörte, klangen sie ihm wie ein Widerspruch gegen die Anwesenden und so fremd dem Orte, daß er meinte, ein Echo müsse sie von allen Wänden zurücktönen lassen und wiederholen.

Auch nahm der Graf, an den sie gerichtet waren, sie mit seinem früheren Lächeln auf. »Das Princip der Gleichheit,« wiederholte er, die Worte wägend, und sie scharf als Etwas betonend, dessen Tragweite man anzudeuten wünscht. »Ja! es wird aufrecht erhalten, wie man es in einem Badeorte aufrecht erhält — — so lange die Saison dauert!«

Erich fuhr auf und wollte eine heftige Entgegnung machen, die Baronin bemerkte es und kam ihm zuvor. »Wenn solche Ausnahme-Verhältnisse auch keine ewige Dauer haben mögen,« sagte sie, »so trägt die schöne Idee, aus der sie hervorgehen, doch meist ihre guten Früchte, und Universitätsfreundschaften und Badebekanntschaften erwachsen oft zu dauernden Verhältnissen für das ganze Leben. Oder wollen Sie diese Thatsache leugnen, lieber Graf?«

Der Graf, welcher die Heidenbruck'sche Familie vor zwei Jahren im Karlsbade kennen gelernt hatte, lenkte augenblicklich durch eine verbindlich zustimmende Bemerkung ein, ohne daß dadurch der unangenehme Eindruck verwischt worden wäre, den er auf Friedrich gemacht hatte.

„Wer ist der Mensch?« fragte er den jungen Baron, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbot.

»Ein Graf St. Brezan, ein französischer Gesandtschaftsrath, der eine Mission nach Petersburg hat. Er hat meinen kleinen Vetter von Lissabon mit hieher gebracht.«

Graf St. Brezan mochte ein Mann von vier-

zig Jahren sein, obschon seine schlanke Gestalt, die Leichtigkeit seiner Bewegungen und die sorgsame Wahl seiner einfachen Kleidung ihn jünger erscheinen ließen. Sein dunkelbraunes, reiches Haar, die schönen Hände, das scharf geschnittene Profil gaben ihm ein Recht, noch immer für einen schönen Mann zu gelten, aber ein Ausdruck hochmüthiger Zurückhaltung mußte sein Aeußeres für Jeden unangenehm machen, dem er Freundlichkeit zu zeigen nicht für nöthig erachtete. So kam es, daß die Einen ihn schön und anziehend, die Anderen ihn unschön und abstoßend nannten, daß er die Männer leicht verletzte, die Frauen leicht gewann.

Mit dem Takte des Weltmannes hatte er die Bemerkung der Baronin verstanden. Er nahm an, daß sie um irgend eines Grundes willen Rücksicht auf Friedrich und auf den Doctor zu nehmen habe, und war augenblicklich bereit, die ihm befreundeten Standesgenossen in ihren Absichten und Plänen nach seinen besten Kräften zu unterstützen.

Mit einer geschickten und ganz unmerklichen

Wendung brachte er das Gespräch von den deutschen Studenten auf die deutsche Literatur, auf ein Feld, in dem alle Anwesenden, selbst Erich und Friedrich, ihm überlegen sein mußten. Er wußte, wie leicht man Jemand gewinnen kann, der sich uns gegenüber behaglich und als der Gebende empfindet. Für den Grafen beschränkte sich die deutsche Literatur auf Klopstock, Schiller und Goethe. Das Klopstock'sche Deutsch war ihm, wie er offen gestand, vollkommen unverständlich und Klopstock's religiöse Anschauung dem Verehrer Voltaire's fremd. Schiller, den der Convent würdig geachtet, ein Mitglied der französischen Republick zu sein, hatte von jeher schon um dieses Grundes willen das Mißtrauen des Grafen erregt, und der rücksichtslose Idealismus des Dichters, der über alle Convenienz hinaus den Gedanken freier Menschlichkeit geltend machen wollte, mußte ihm als eine unpraktische Schwärmerei erscheinen, deren Einfluß auf die Jugend er für gefährlich hielt. Goethe allein von allen deutschen Dichtern war ihm ein Gegenstand der Hochachtung.

Mit einer ihm seltenen Wärme pries der

Graf den greisen Dichterfürsten als den Dichter der Wirklichkeit, der die Wahrheit und die Schönheit nicht jenseits der Grenzen der Vernunft erblicke. »Was ihn so erhaben macht und was zugleich so wohlthuend, so beruhigend in seinen Schriften wirkt,« sagte er, »das ist die Klarheit, mit der er ‚die Welt wie sie ist' betrachtet, das richtige Licht, das er über die Gesetze der Gesellschaft verbreitet, in der für Jeden der Platz vorhanden ist, den er einnehmen kann, wenn er eben nur den begehrt, den er auszufüllen bestimmt ist. Er ist der Dichter des Friedens und der Versöhnung, und es ist zweifellos, daß Sie die Weisheit Ihres größten Dichters den wüsten Erfahrungen verdanken, welche unsere unglückliche Revolution ihn machen ließ.«

Trotz der ächt französischen Schlußfolgerung des Grafen, machte sein Lob Goethe's einen guten Eindruck auf den Baron, dessen Anschauungsweise in Betreff der Goethe'schen Werke nahe mit der des Grafen zusammentraf. Er stimmte ihm vollkommen bei, und erklärte, daß der Werther, der Wilhelm Meister und die Wahl-

verwandtschaften für alle Zeiten Musterromane bleiben und vielleicht niemals ihres Gleichen finden würden.

»Für alle Zeiten?« wiederholte der Doctor im Tone des Zweifels, »es giebt Nichts in der Welt, das für alle Zeiten dasselbe wäre!« Diese Worte wurden mit jener Ruhe gesprochen, welche einen Hauptcharakterzug des Doctors machte, dennoch wirkten sie auf Friedrich wie ein Signal zur Befreiung, wie ein Aufruf zu einem Kampfe, an dem Theil zu nehmen er trotz seines Verlangens sich nicht befugt geglaubt hatte.

»Also leugnen Sie, daß es in der Kunst ein Absolutes giebt?« fragte der Baron.

»Unbedenklich!« entgegnete der Doctor. »Das wirklich Große, das, was in seiner Zeit allen Ansprüchen derselben genügte, was ihren ganzen geistigen Gehalt in sich zur Anschauung brachte, das wird, sei es nun ein Werk der Malerei, der Bildhauerkunst oder der Dichtung, für alle Zeiten eine Bedeutung behalten; wir werden darauf fortbauen, es wird maßgebend, lehrreich, begeisternd für uns bleiben, aber ein unbedingtes Mu-

ster, das ewig und allein Berechtigte kann es nicht sein. Das hieße den Fortschritt der Menschheit leugnen!«

Der Baron, der den Doctor sehr verehrte, schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann sagte er: »Ich wäre begierig, den Dichter zu kennen, der einst über Goethe hinausgehen wird. Wir werden Muße haben, denke ich, uns an Goethe's Werken zu erfreuen, ehe er sich findet!«

»Er kann sich aber finden,« meinte Friedrich, »wenn die Menschheit im Allgemeinen freier geworden sein wird, als sie es war, da Goethe seine großen Werke schuf!«

Diese lebhafte, jugendliche Behauptung stach so auffallend gegen Friedrich's bisherige Zurückhaltung ab, daß die Anderen ihn mit Erstaunen anblickten, während der Doctor ihm zustimmend mit dem Kopfe winkte. Dadurch ermuthigt und von seinen Empfindungen hingerissen, fuhr er fort: »Bei aller Wahrheit des Werthers, des Meisters, der Wahlverwandschaften, deren ganze Tiefe ich wohl nicht einmal ermessen kann, weil mir die Kenntniß der Gesellschaft fehlt, in der

sie sich bewegen, sind sie doch eben nur das Bild dieses Theils der Gesellschaft, einer Welt der Ausschließlichkeit, ihrer Leiden und Freuden, und« — — fügte er plötzlich stockend, dann aber sich mit einer scheuen Hast zum Sprechen zwingend hinzu — »und es giebt noch eine andere Welt hienieden außer dieser Einen!« —

Friedrich litt von seinen eigenen Worten, während er sie sprach, und doch vermochte er sie nicht zurückzudrängen. Er empfand es, daß er plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden sei, und diese Beachtung machte ihn verlegen. Die engen Verhältnisse, in denen er erwachsen war, hatten ihn vor Zersplitterung seiner geistigen Kräfte bewahrt, seinen Gedanken Zeit und Ruhe gegeben, sich aus stiller Tiefe auszubreiten, ruhig fortzuschreiten von Schluß zu Schluß, bis er zu jenen Blicken und Zweifeln gekommen war, die ihn das Unhaltbare der bestehenden staatlichen und geselligen Zustände im Gegensatze zu den natürlichen, berechtigten Forderungen des Menschen ahnen ließen. Jetzt indessen, da er auf dem Punkte stand,

diese Ueberzeugung in einem Kreise auszusprechen, dessen Vorrechte sie antastete, erschrak er vor dem Unternehmen. Die anerzogene Ehrerbietung vor den Reichen, den Vornehmen lähmte ihn. Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht, aber es war nicht Scham, welche sie hervorgerufen, sondern der Zorn gegen sich selbst, der Zorn gegen die Verhältnisse, welche ihm eine solche sklavische Befangenheit eingeimpft hatten.

Der Doctor errieth den Zustand, in welchem sich Friedrich befand, und kam ihm theilnehmend zu Hülfe. »Sie haben Recht, Herr Brand!« sagte er, »die Goethe'schen Romane haben darin ihre Schranke, daß sie mehr oder weniger auf die Abstraction vom Leben, auf den schönen Schein des Lebens gearbeitet sind. Sie verhalten sich zur Wirklichkeit, wie die griechischen Götterbilder zur menschlichen Gestalt, wie Rafael's typische Menschengestalten zum individuellen Portrait.«

»Sie werden aber zugeben, lieber Doctor,« fiel ihm der Baron in das Wort, »daß diese Behandlungsweise der Wirklichkeit die edelste und angemessenste, die eigentlich klassische ist, wie ja

auch Ihre Hindeutung auf die Antike und auf Rafael dies schon zugiebt.«

»Für eine bestimmte Klasse von Romanen,« entgegnete der Doctor, »ist, oder war vielmehr, jene Darstellungsart nicht nur die berechtigte, sondern die geforderte; für den Roman der Bildungsleiden der bevorzugten Stände, um die sich das Interesse jener Zeit fast ausschließlich bewegte. Die Darstellungsweise der Goethe'schen Romane ist ganz und gar aristokratisch, und sie wird unmöglich, sobald man sich von den Leiden und Freuden des Wohlhabenden, des bevorzugten Menschen, zur Bildungsgeschichte der Menschen im Allgemeinen wendet, wie sie sich in den verschiedenen Persönlichkeiten der Stände darstellt, welche noch andere als Seelenkämpfe zu bestehen haben.«

»Aber glauben Sie, Herr Doctor!« fragte der Graf, »daß jene Kämpfe der niederen Stände um ihr äußeres Dasein, daß jene alltäglichen Miseren überhaupt eine poetische Behandlung zulassen, die sich über die Art der skizzenhaften Beleuchtung erheben könnte? Was können die Leiden eines armen Handwerkers, einer kleinen Näherin,

die mit der harten Wirklichkeit um ihr täglich Brot zu ringen haben, für eine große, poetische Bedeutung bieten? Goethe hat das wohl gefühlt, und deshalb, dünkt mich, die Behandlung von Motiven vermieden, welche einer Idealisirung, wie die Kunst sie erheischt, nicht fähig waren. Im Kampfe um das tägliche Leben liegt keine Schönheit, keine Poesie.«

Ein Blick des Zornes leuchtete in Friedrich's Augen, und mit fester Stimme sagte er: »Die vornehme Welt, in der die Goethe'schen Romane sich bewegen, weiß freilich von der Sorge um das tägliche Brot noch weniger, als die leichtlebenden Götter Homer's, die denn doch das mühselige Ringen des Erdgebornen wenigstens ihrer Theilnahme nicht für unwerth hielten.«

Und während er das sprach, begegneten sich die Blicke des Studenten und des Grafen mit einem Ausdruck der Abneigung, welche diese beiden durch ihr Alter und ihre Stellung so weit getrennten Männer, seit dem ersten Augenblicke gegen einander empfunden hatten. Es war etwas

Unvereinbares zwischen Friedrich's unterdrücktem Selbstgefühl und dem scharf hervortretenden Hochmuthe des Grafen, und der sichtliche Antheil, den die Baronin und ihre Töchter, trotz ihres Schweigens, an dem Jünglinge zu nehmen begannen, trug nicht dazu bei, den Grafen gegen den Freimuth desselben, den er als eine unberechtigte Anmaßung tadelte, milder zu stimmen.

Und wieder war es der Doctor, der die Vermittelung zwischen Friedrich's Worten und den Ansichten des Grafen übernahm. »Ich glaube, Ihr Irrthum, Herr Graf,« sagte er, »besteht darin, daß Sie übersehen, wie die Stimmung und das Interesse unserer Zeit sich gerade den Leiden der Stände zuzuwenden beginnt, welche Sie von demselben ausgeschlossen glauben. Damit aber ist die Aufgabe und die Bedeutung des Romanes eine wesentlich verschiedene geworden. Sobald der Roman sich aus dem Bereich des befriedigten Bedürfnisses in den Bereich des zu befriedigenden wendet, wird der Roman des schönen Scheins, die typische Behandlung desselben, zu einer Unmöglichkeit, der Roman der harten

Wirklichkeit und der scharfen Individualisirung zur Nothwendigkeit.«

»Es ist etwas Wahres darin,« pflichtete die Baronin, welche bis dahin eine stumme Zuhörerin geblieben war, dem Doctor bei, »denn wir sehen in den Goethe'schen Compositionen, wie sehr er es vermieden hat, das Bedürfniß an seine Helden und Figuren herantreten zu lassen, um die reine Atmosphäre vornehmer Ruhe zu erhalten, in der sich Alles und Jeder bewegt.«

»Das kannst Du nicht sagen,« wendete der Baron ein. »Du findest den Architekten, Du findest Gärtner, Bauern, Schauspieler, den Harfner und viele andere Gestalten in den Dichtungen, denen die Sorge um des Lebens Nothdurft nicht fremd geblieben sein kann!«

»Aber bei allen diesen Menschen ist das Bedürfniß in dem Augenblicke, in dem wir sie vor uns handelnd erblicken, befriedigt, lieber Vater!« bemerkte Erich, der sich zu den Ansichten des Doctors und seines neuen Freundes neigte.

»Doch nicht bei den Schauspielern und dem Harfner,« wendete der Baron ein.

»Gewiß nicht!« sagte der Doctor, »aber gerade aus der Wahl dieser Gestalten können Sie sehen, wie Goethe es zu vermeiden wußte, die Noth bitter erscheinen zu lassen. Jene Architekten, Bauern, Gärtner, deren Sie erwähnten, sind, wie Erich richtig bemerkte, Alle wohlversorgt im Dienste großer Herren; der Harfner ist ein Geisteskranker, der stumpf geworden ist gegen die äußere Noth des Lebens, und die Schauspieler wissen sich durch Schuldenmachen und Nichtbezahlen vor eigentlichem Mangel zu schützen. So tief Goethe als Mensch für die Noth seiner Mitmenschen empfand, so sehr er in seinem Amte als Minister ihr stets abzuhelfen suchte, so entschieden hat er die Welt der Dichtkunst in der Welt der satten Bildung gesucht, und darin liegt sein Zusammenhang mit der romantischen Schule, die Anschauung, welche ihn in gewissem Sinne von den Bestrebungen der Nachwelt trennen könnte.«

Der Baron gab das, wenn auch mit Bedingungen zu, und die Baronin, welche stets einen ausgleichenden und versöhnenden Abschluß der

Unterhaltung herbeizuführen liebte, sagte: »Was Sie auch gegen die Goethe'schen Schöpfungen, als Musterromane, einzuwenden haben, so werden sie dieselben doch als ewige Vorbilder eines klassischen Styls stehen lassen müssen.«

»Unbedenklich!« rief der Graf; und der Doctor sagte: »Dieser abstracte klassische Styl wird aber für den Roman eine Unmöglichkeit werden, wenn wir anfangen, das allgemeine Leben zum Vorwurf des Romans zu benutzen. Die Harmonie des gleichmäßigen Styls, der hochgebildeten Sprechweise, wie wir ihr in allen Figuren Goethe's begegnen, hört auf, sobald der Ungebildete in den Kreis der Dichtung gezogen wird.«

»Dadurch wird der Styl also buntscheckig werden,« meinte der Baron, »und einen untergeordneten Ton annehmen müssen.«

»Ja und nein!« sagte der Doctor. »Die Wirklichkeit hat gegen das Ideal anscheinend oft etwas Untergeordnetes, die Sprechweise des Arbeiters, der Bürgersfrau etwas Unschönes, wenn wir sie mit der glatten, durch keine persönliche Unart unterbrochenen Schönheit des Goethe'schen

Styls vergleichen, und doch wird man diesen nicht überall anwenden, jene nicht entbehren können; aber ein strenges Maßhalten wird die Buntschecķigkeit und Kleinlichkeit, die Sie fürchten, leicht vermeiden lassen. Faßt der Dichter die Menschen mit jener großen Anschauung auf, mit welcher die Rafael, Tizian, Van Dyk, Murillo ihre Portraits erschufen, so wird das Bild jedes Menschen eine ewige Wahrheit und selbst das scheinbar Unbedeutende, Unschöne bedeutend und erfreulich; während das tägliche Leben uns überall Karikaturen bieten würde, wenn man kleinlich jede Art und Unart, jedes Fleckchen und jede Warze der Originale festzuhalten suchte.«

»Diese Dinge zugegeben,« meinte der Baron, »so wird aber Ihr humaner Roman der Zukunft eine maßlose Ausdehnung haben müssen, wenn er alle Stände in seinen Bereich ziehen will, und wir werden wieder zwölfbändige Werke wie die alten englischen erleben, wenn Sie sie nicht in zwei bestimmte Klassen, in aristokratische und Volksromane scheiden wollen.«

»Was sicher nothwendig sein wird, wenn sie

haltbar und in sich abgeschlossen, das heißt ein Kunstwerk sein sollen,« fügte der Graf hinzu.

»Keineswegs!« meinte der Doctor. »Im Roman eine Trennung der Stände aufstellen, die im Leben immer mehr und mehr zu verbannen unser Bestreben ist, wäre kein richtiger Grundsatz, und die Länge eines Romans wird durch das Zusammenwirken der Stände so wenig bedingt, als seine künstlerische Einheit dadurch gehindert. Beschäftigt sich der Roman, wie es seine Aufgabe ist, mit der psychologischen Entwickelung einzelner Charaktere, so ist dem Zufall jeder Spielraum in demselben genommen. Er ist bedingt durch den Charakter der Helden, und mögen dann auch, wie im Leben selbst, Personen der verschiedensten Klassen an den Helden herantreten und zu seiner Bildung mitwirken, mag er sich in den entgegengesetztesten Sphären bewegen, dem Roman wird in dem Raume eines solchen Bildungsprocesses immer eine Schranke gesetzt sein, die ihn vor übermäßiger Länge bewahrt. Beschäftigt der Roman sich aber mit Vorgängen, macht er die Entwickelung spannender Ereignisse

zu seiner Hauptaufgabe, so sinkt er zur Erzählung herab, hat keine innere Nothwendigkeit und kann so unermeßbar werden, als die Möglichkeit der Ereignisse selbst.«

Bei diesen letzten Worten des Doctors öffnete sich die Thür, und ein hellblondes, etwa fünfzehnjähriges Mädchen trat, von einem drei Jahre jüngern Knaben gefolgt, in das Zimmer.

»Meine Nichte!« sagte die Baronin, als das Mädchen an den Theetisch gekommen war und die Tante umarmte.

»Und ich!« fiel der Knabe ein, als ob er es übel empfände, daß man ihn keiner Beachtung werth zu halten scheine.

Alle Anwesenden lachten über ihn, und Helene stand auf, nahm ihn mit scherzender Feierlichkeit bei der Hand und sagte zu Friedrich: »Mein Vetter Master Richard Windham!« In gleicher Weise stellte sie ihn dem Doctor vor, und obschon Richard, wie die Anderen, darüber zu lachen begann, so ließ er es doch geschehen ohne, wie Kinder sonst pflegen, ungeduldig oder

verlegen dadurch zu werden. Er schüttelte dem Grafen, der ihn nach Deutschland gebracht hatte, freimüthig die Hand und bewegte sich in dem ihm neuen Kreise seiner Familie mit einer Unbefangenheit und Sicherheit, welche Friedrich an einem so jungen Knaben überraschend waren.

Helene, die sein Erstaunen bemerkte, sagte: »Nicht wahr, Ihnen kommt dieser selbständige Gentleman in der runden Jacke auch so komisch vor, wie mir?«

»Wie kannst Du es komisch finden,« fiel ihr Cornelie in's Wort, »daß ein Knabe sich unter günstigen Einflüssen schneller und gesünder entwickelt, als unter ungünstigen? Ist Dir die Blume komisch, die im Freien besser gedeiht, als in der engen Stube? Ich wollte, ich wäre ein Knabe und mit zwölf Jahren so selbständig gewesen, als Richard ist!«

»Du! ja Du wärst auch würdig gewesen, die Stelle Deiner Ahnfrau einzunehmen oder die Mutter der Gracchen zu repräsentiren!« scherzte Helene und setzte, gegen Friedrich gewendet, hinzu:

»Sie müssen nämlich wissen, daß meine Schwester die jetzige Welt sehr erbärmlich, die Männer sehr schwach und charakterlos findet, und nur an den Heroen der Vorzeit noch eine Art von Wohlgefallen hat.«

Cornelie warf ihr einen ernsten, fast strafenden Blick zu, und Erich sagte: »Cornelie und Richard werden gute Freunde werden, wenn Helene ihn nicht verdirbt!«

»Was nennst Du ihn verderben?« fragte Larssen, der gleich nach den Kindern erschienen war, dem Baron und der Baronin seine Aufwartung gemacht und sich nun zu den jüngeren Hausgenossen gesellt hatte.

»Verderben wird sie den Knaben, wenn sie es ihm zum Bedürfniß macht, von ihrer weichen Liebe umgeben zu sein und ihr dafür Alles zu Willen zu thun.«

»Diesem Verderben wird der Knabe nicht entgehen, da Männer ihm erliegen!« sagte der Graf, und so alltäglich Friedrich diese Schmeichelei fand, nahm Helene sie doch mit einem freundlichen Lächeln, als etwas ihr Wohlgefälliges auf.

Friedrich verargte ihr das. Die schöne Helene schien ihm einer anderen Huldigung werth, schien ihm zu gut für das Wortspiel geselliger Galanterie, indeß es blieb ihm nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, da der Doctor die Frage aufwarf, ob man Helene heute nicht singen hören werde?

Sie erklärte sich bereit dazu, und Larssen, der mit Selbstgenügen vor Friedrich die Rechte eines alten Bekannten der Familie geltend machte, öffnete den Flügel, holte aus dem Nebenzimmer vom Schreibtisch der Baronin die Leuchter herbei und richtete Alles für den Gesang ein, worauf er sich, mit mehr Nachlässigkeit, als er sich sonst zu gestatten pflegte, in einen der Sessel am Kamine warf, und Friedrich nöthigte, sich neben ihm niederzulassen, was dieser ablehnte, weil er Helenens Gesicht von diesem Platze nicht vor sich gesehen haben würde.

Scherzend setzte sie sich zum Flügel nieder, griff präludirend ein paar Akkorde und ging dann zur Melodie eines damals noch neuen Liedes von Fanny Hensel über, das mit begeisterter Sehnsucht die Reize Italiens feierte. Es lautete:

»Schöner und schöner schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte wehen mich an u. s. w.

und wie es in seiner Schilderung des Südens immer jubelnder wurde, so durchleuchtete eine wahrhaft südliche Gluth, ein hinschmelzendes Feuer die Züge und die Stimme Helenens, bis aus dem Entzücken über die Schönheit der Natur plötzlich ein unterdrücktes Weh in dem Schmerzensrufe verzagender Sehnsucht emportönte:

»O so versuch' es Eden der Lust,
Ebne die Wogen, die Wogen auch dieser Brust!«

Ein lauter Beifall scholl ihr von den Zuhörern entgegen, sie beachtete ihn nicht. Ihr Gesicht war schwermüthig geworden, ihr Auge sah ernsthaft umher, bis es auf Friedrich fiel, der in ihr Anschauen versunken war. Ihre Blicke trafen sich schnell und flüchtig, um sich ebenso schnell von einander abzuwenden, und Helene begann eines jener traurigen Lieder von Berger, in denen er Meister ist, das Lied vom blauen Veilchen, das der Liebende der gestorbenen Geliebten in

das Grab senkt, zur Erinnerung an ihren Veilchenkranz beim ersten gemeinsamen Tanze im Grünen.

Friedrich kannte die Composition, er hatte sie oft singen hören, aber niemals mit der Gefühlsinnigkeit, die Helene hineinzulegen wußte. Seine Augen schwammen in Thränen. Er dachte an das Begräbniß seiner Jugendfreundin, an das tiefe Weh seines armen Knabenherzens, und die unbestimmte gestaltlose Ahnung einer viel größeren Liebe, eines viel tieferen Verlustes zitterte in seinem Herzen. Er mußte sich von seinen Phantasieen gewaltsam losreißen, als er gewahr wurde, daß die Gruppe am Flügel sich aufgelöst, die Gesellschaft sich wieder um den Theetisch versammelt, und das Gespräch sich auf Gegenstände der plastischen Kunst in Italien, Frankreich und Spanien gewendet hatte. Dabei kamen Reiseerinnerungen und das Andenken an befreundete Personen zwischen dem Grafen und der Heidenbruck'schen Familie zur Sprache, denn auch Erich und seine Schwestern hatten schon bedeutende Reisen ge-

macht und waren in fremden Ländern durch eigene Anschauungen wohl zu Hause.

So schwand noch eine Stunde hin, bis die Gäste aufbrachen. Was man bei'm Abschiede gesprochen, welche Verabredung Erich mit ihm genommen, hätte Friedrich in dem Augenblicke nicht zu sagen vermocht. Er erinnerte sich erst am folgenden Tage, da er die Erschütterung überwunden, in welche Helenens Gesang seine musikalische Natur versenkt, daß man ihn zu baldiger Wiederkehr gar freundlich eingeladen hatte.

Wie bezaubert kam er aus dem Hause auf die Straße. Larssen nahm seinen Arm und ging ein paar Minuten schweigend neben ihm her, bis Friedrich, von der Nachtkühle erfrischt, tief aufathmete und sich hoch emporrichtete, als ob er wieder Herr über sich selbst zu werden wünschte.

»Nun,« rief Larssen, den Moment benutzend, »wie haben sie Dir gefallen?«

»Wer?« fragte Friedrich, immer noch zerstreut.

»Die Mädchen!« entgegnete Larssen mit jener selbstgefälligen Vertraulichkeit, welche Friedrich schon im Saale so mißfällig gewesen war. »Ich

denke, man kann zufrieden sein mit der Erziehung! Aber sie und die Alten erkennen es mir auch an. Du hast's ja gesehen, ich bin noch heute wie zu Hause unter ihnen! Ich kann mich gehen lassen, wie ich eben will.« Es lag etwas Wahres in dieser Behauptung Larssen's, und doch beneidete ihm Friedrich sein Verhältniß zu der Heidenbruck'schen Familie keineswegs. So wenig Welt- und Menschenkenntniß er besaß, fühlte er dennoch, daß die Freiheit, welche Jener sich nehmen durfte, die Zutraulichkeit, welche man ihm bewies, nicht auf das Gefühl der Gleichberechtigung begründet, sondern ein Zugeständniß für einen Menschen wären, für den man es unmöglich hielt, jemals eine volle Gleichberechtigung zu beanspruchen. Larssen war Friedrich begnadigt, nicht berechtigt erschienen neben seinen ehemaligen Schülerinnen, und er beklagte ihn deshalb in seinem Inneren, während Jener, vollkommen mit sich zufrieden, also fortfuhr:

»Es sind sonderbar geartete Naturen, diese Mädchen. Beide idealistisch, Beide dem Gewöhnlichen feind, Helene aus Liebebedürfniß, Cor-

nelie aus Verstand und Herzensgüte. Helenens Phantasie trägt sie weit hinaus über die Beengung des conventionellen Lebens, in dem sie erwachsen ist. Sie glaubt an ein Ideal von Liebesglück und möchte dies erreichen, während Cornelie von Kindheit an sich skeptisch verhalten hat gegen Alles, was sie umgab, und von geläuterten Weltzuständen phantasirte, in denen es keine Noth und kein Elend geben sollte. Helene wollte immer einen Feenprinzen heirathen und überirdisch glücklich werden, Cornelie eine Fee sein und alle Armen glücklich machen. Ich habe viel Noth mit ihnen gehabt, bis ich sie zur Wirklichkeit gewöhnte.«

»Und ist Dir das gelungen?« fragte Friedrich mit reger Theilnahme.

»Allerdings! Es steckt zwar in Beiden noch die eigene Richtung, die ja dem Menschen angeboren ist wie sein Blut und seine Haut, aber sie haben gelernt sich in die Welt zu fügen und vom Leben keine Ideale zu verlangen. Es sind eben vernünftige Frauenzimmer geworden, und

die kluge Mutter wird für sie auch die richtigen Lebenswege bahnen. Ich sehe das im Werden!«

Friedrich hätte fragen mögen, was Larssen werden sähe, da hatten sie aber die Wohnung des Letzteren erreicht und trennten sich für den Abend.

Sechstes Kapitel.

Erst tief in der Nacht hatte Friedrich den Schlaf gefunden. Als er am Morgen erwachte und die matte Herbstsonne auf die grauen Wände seiner Stube fiel, das Bücherbrett, den Arbeitstisch und sein Lager zu beleuchten, kam eine tiefe Niedergeschlagenheit über ihn. Entbehrung und Sorge waren ihm vertraut gewesen von seiner Kindheit an, er hatte jetzt weniger davon zu leiden, als in manch früheren Tagen, die Aussicht auf reichlicheren Lebenserwerb trat ihm immer näher, und doch kam er sich heute ärmer vor als sonst, hoffnungsloser, als er es noch je gewesen. Was konnte aus einem Leben werden, welche

Blüthen konnte es treiben, das eines reichlich nährenden Bodens, einer schnell und warm reifenden Sonne entbehrte, das, durch Nichts begünstigt, Alles aus sich selbst erzeugen mußte?

Sein Fleiß, seine Lust an wissenschaftlichem Bestreben däuchten ihm thöricht, seine Kenntnisse nichtig. Die erstrebte Gelehrsamkeit erschien ihm todt und reizlos neben der Fülle von Leben, welche die glücklichen Aristokraten genossen hatten. Er hatte Reichthum und Bildung, bevorzugte Verhältnisse und die aus ihnen hervorgehende edle Einfachheit des Benehmens nie in solcher Weise vereint gesehen, als in der Familie seines neuen Freundes. Was ihn im Einzelnen angezogen und abgestoßen, ihm bald beneidenswerth, bald geringfügig gedäucht hatte, Rang, Besitz, Bildung der äußeren Form, Kunst und Luxus, das Alles war ihm gestern in einem Bilde allgemeiner Schönheit, harmonischer Entwicklung erschienen, von dem er sich unfähig fühlte, das Auge abzuwenden, obschon das Anschauen ihm zum Schmerze wurde, wenn er auf sich und sein Geschick zurückblickte.

»Leben! Leben!« rief er. »Sich zur Schönheit entfalten in gleichmäßiger Ausbildung aller Kräfte!« — Aber hatte das nicht auch Larssen gewollt? Und wohin hatte es ihn gebracht? Wohin konnte es Friedrich führen, dem nicht die Mittel zu Gebote standen, über welche Jener einst hatte verfügen können? Ein stummer Schmerz, der sich nicht zur Entsagung zu gestalten vermochte, bemächtigte sich seiner. Er zürnte der Vorsehung, die ihn mit hochstrebender Seele in Niedrigkeit geboren werden ließ, und der Tag, der vor ihm lag, flößte ihm in seiner Entmuthigung ein Grauen ein. Er war niedergeschlagen bis zum Lebensüberdrusse, weil er ein paar Stunden Glückes genossen hatte.

Da kam die treue, so oft verspottete Gefährtin unseres Lebens, die Gewohnheit, ihm zu Hülfe. Der Schlag der Thurmuhr schreckte ihn erlösend aus seiner Verzagtheit empor. Es war halb neun Uhr, um neun begann das Collegium, und so gering er noch vor wenig Minuten die Wissenschaft im Vergleich zum Leben geachtet hatte, würde er es sich nicht verziehen haben, das

Collegium zu versäumen; aber dieser Tag und viele andere Tage schwanden dahin, ehe er das Gleichgewicht seiner Seele wiederzufinden, und sich zu einem Kampfe mit den Verhältnissen zu rüsten vermochte, aus dem er sich gelobte, als Sieger hervorzugehen. Die Jugend hat das Vorrecht, an die Erfüllung ihrer idealen Wünsche zu glauben, darin liegt ihre Kraft und ihr Glück, und wer ein Ideal im Herzen trägt, nach dessen Erlangung er trachtet, hat an demselben einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen.

Was Friedrich bisher als Ziel angesehen, die Erwerbung von Kenntnissen, die Erlangung eines Amtes, das dünkten ihm plötzlich nur Mittel für seine Zwecke zu sein. Er blickte weit über das friedliche Asyl eines Pfarrhauses in die Welt hinaus, die sich vor ihm erschlossen hatte. Die geselligen Genüsse, welche ihm als Unternehmer der Bälle zu Theil werden mußten, und die er noch vor wenig Tagen so hoch angeschlagen hatte, daß er sie als eine dauernde Erinnerung zu erwerben gewünscht, schienen ihm jetzt so gleichgültig, daß er von der ganzen Ballunternehmung zurück-

getreten sein würde, hätte nicht die Lust an dem Zusammenwirken mit dem Freunde ihn daran festgehalten.

Auch machte der Umgang desselben sich bald wohlthuend auf Friedrich geltend. Um zwei Jahre älter als dieser, durch frühe Reisen, weiten Menschenverkehr und einen gewählten Umgang in seinem Vaterhause vielseitig gebildet, mit dem wirklichen Leben vertraut und durch seine glücklichen Verhältnisse vor den harten Berührungen desselben bewahrt, hatte er sich zu einem über seine Jahre weltgewandten Menschen entwickelt, ohne daß er die Gefühlswärme und Begeisterung der Jugend darüber eingebüßt. Er war sich deutlich der Vorzüge bewußt, welche Rang und Reichthum seines Vaters ihm verliehen, er verstand sie für sich zu nutzen, aber er brauchte sie fast ebenso gern, Anderen damit förderlich zu sein, als sich selbst. Sein weiches Herz machte ihn theilnehmend für fremdes Leid, eine Lust zu eingreifendem Handeln, ihn geneigt, das Schicksal derjenigen lenken und bessern zu wollen, die seine Theilnahme gewonnen, und er scheute nicht leicht

ein persönliches Opfer für solche Zwecke. Aber dieselbe Herzensweiche, welche ihn für Andere thätig sein ließ, machte ihn auch empfindlich und scheu vor unangenehmen Berührungen, so daß Zurückhaltung und Wohlwollen, abweisende Kälte und großmüthiges Entgegenkommen, verständige Ueberlegung und Handeln nach augenblicklichen Empfindungen in ihm wechselten, und seine nächsten Bekannten ihn schätzten und liebten, während Fremde ihn oft für hochmüthig und launenhaft zu halten berechtigt waren.

Zu seinem Freunde hatten ihn die besten Seiten seines Wesens hingezogen. Friedrich's geistvolles Gesicht war ihm in einem Collegium über neuere Literatur aufgefallen, ein Ausdruck von Schwermuth oder Leiden ihm anziehend geworden, und Alles, was er durch Dritte von ihm erfahren, hatte dazu gedient, diese Theilnahme zu erhöhen, welche er auch seinen Eltern für ihn einzuflößen wußte, so daß der junge Theologe bald ein gern gesehener Gast des Heidenbruck'schen Hauses wurde.

Drei Wochen mochten vorüber sein, der Win-

ter war im Anzuge und die Zeit gekommen, in welcher Regina Königsberg verlassen sollte. Friedrich hatte ihrer wohl gedacht, aber sie nur selten wieder gesehen, als er von seiner Mutter erfuhr, daß am folgenden Tage der Hausrath des Unterofficiers versteigert werden würde. Er erschrak vor diesem Gedanken, obschon er seit Wochen davon sprechen hören und viele Berathungen über die Auction in seiner Gegenwart verhandelt worden waren. Es schmerzte ihn, als solle ihm ein Stück seines Lebens, ein Theil seiner Erinnerungen entrissen werden.

Im Dämmerlichte ging er in die kleine Wohnung hinüber, die er lange nicht betreten hatte. Der Unterofficier war zu dem Fuhrherrn gegangen, der die Besorgung der wenigen Sachen übernommen hatte, welche den Scheidenden in die neue Heimath folgen sollten. Regina war allein zu Hause. Ein Kasten und ein Bettsack standen gepackt im Flur, im Zimmer brannte die kleine Oellampe, bei deren Schein Friedrich so oft neben seiner Freundin gesessen. An dem Nähpulte, an dem er die Mutter sonst täglich arbeiten ge-

sehen, saß jetzt Regina. Als er eintrat und sie zu ihm emporblickte, trafen ihre Augen ihn tief bis in's Herz. Sie hatten denselben Ausdruck von Trauer, der ihn so fest an die Mutter gekettet hatte. Wie mit einem Zauberschlage erwachte die geliebte Vergangenheit in seinem Geiste, ihm diesen Augenblick noch schmerzlicher zu machen. Von den Fenstern waren die Vorhänge, von den Wänden die Bilder abgenommen, die er so oft betrachtet, die ihm in dieser Stunde höheren Werth zu haben schienen, als alle Kunstwerke der Welt. Das Bett, in dem Frau Baltig gestorben, war leer, der Hausrath aus dem Glasschrank verschwunden, es sah so kahl, so dürftig aus, und mitten in dem kahlen Raume saß das stille, einsame Kind.

»Du arme Regina!« rief er aus.

»Ach ja!« entgegnete die Kleine seufzend, und Beide schwiegen dann wieder. Friedrich ging im Zimmer umher, dann setzte er sich zu dem Mädchen.

»Was nähst Du?« fragte er, wie man gewöhnlich die gleichgültigsten Fragen thut, wenn

man recht viel und recht Schweres auf dem Herzen hat.

»Einen Pompadour zur Reise!« antwortete Regina.

Er blickte auf ihre Arbeit. »War das nicht ein Kleid von der Mutter?« fragte er; die Kleine nickte bejahend, und wieder entstand eine Stille, bis er zu wissen begehrte, wann sie abreisen würden.

»Ueber übermorgen!«

»Und wo werdet Ihr bleiben, wenn morgen Eure Sachen verkauft sind?«

»Bei Deiner Mutter! Wir schlafen heute zum letzten Male hier.«

Der Ton, mit dem sie sprach, war voll tiefem Leiden, aber sie weinte nicht mehr und nähte während des Sprechens ruhig fort. Des Jünglings Auge folgte jeder ihrer Mienen, während er nach dem Ausdruck für sein Empfinden suchte. Endlich legte er seinen Arm um ihren Hals und sagte: »Wir sitzen hier auch zum letzten Male zusammen, und ich werde Dich vielleicht nicht mehr allein wiedersehen, Regina! Du weißt, wie

lieb ich die Mutter gehabt habe und wie gut sie zu mir gewesen ist, bleibe Du mir also auch gut und wenn — —«

Da warf sich Regina laut weinend an seine Brust, umklammerte ihn angstvoll und brach schluchzend in die Worte aus: »Sag' Deiner Mutter, ich will bei ihr bleiben!«

Es war ein bitterer Schmerz für Friedrich, ihr diesen Wunsch nicht gewähren zu können; selbst kaum fähig, seine Thränen zu unterdrücken, suchte er das Mädchen zu trösten. »Es wird eine Zeit kommen,« sagte er, »in der ich Dir vergelten kann, was Deine Mutter mir gewesen ist. Ich werde Dich nicht vergessen, vergiß Du mich auch nicht, und wenn Du Dir einmal nicht zu helfen weißt im Leben, so sag es mir!«

»Und dann wirst Du kommen?« fragte die Kleine.

»Ja! gewiß!«

»Und Du wirst mir auch helfen?

»So gut ich irgend kann!« Da sah sie ihn fest an, gab ihm die Hand, fiel ihm nochmals um den Hals und schien des Weinens und der

Traurigkeit, wie Kinder pflegen, müde zu sein. Ihr Gesicht erhellte sich, sie zeigte Friedrich ein Paar warme Schuhe, die der Vater ihr gekauft, und hatte Fragen und Erzählungen aller Art zu machen, so daß sie ganz heiter geworden war, als er sie verließ, während er selbst der Traurigkeit nicht Herr zu werden vermochte.

Spät am Abend ging er zu Erich. Da er ihn nicht zu Hause traf, wollte er sich entfernen, aber die Baronin, welche von einem Besuche heimkehrend in den Flur trat, forderte ihn auf, den Sohn bei ihren Töchtern zu erwarten. Er fand dieselben allein in dem Arbeitszimmer ihrer Mutter, und schon nach den ersten Minuten einer gleichgültigen Unterhaltung fragte ihn Cornelie plötzlich, indem sie ihre dunklen Augen forschend auf ihn richtete: »Warum sind Sie so traurig, Herr Brand?« Friedrich erschrak vor der unerwarteten Frage; er mußte voraussetzen, daß sie wohlgemeint sei, aber es wurde ihm schwer, darauf zu antworten.

»Ich habe einen Abschied bestanden!« sagte er ablehnend. Dennoch klang seine Bewegung

in den Worten durch, und Helene, ihn mitleidig anblickend, rief mit jener süßklagenden Stimme, die ihn am ersten Abende in ihrem Gesange so mächtig erschüttert hatte: »Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!«

»Sie wollen mir helfen?« wiederholte er erröthend und fügte dann schnell gefaßt hinzu: »Es fehlt mir Nichts!«

»Aber Sie haben gewiß schon viel gelitten!« fuhr Helene fort.

»Woher glauben Sie das?« fragte er, indem seine Scheu, sich beobachtet, verrathen zu sehen, mit seiner Freude über Helenens Theilnahme kämpfte.

»Weil Sie eigentlich niemals ganz heiter sind, und es ist doch so schön, fröhlich zu sein!«

Da er schwieg, entstand eine kleine Pause. Cornelie arbeitete ohne aufzublicken an ihrer feinen Stickerei. Ihr Gesicht sah noch ernster aus als gewöhnlich, und Helene, welche es empfand, daß Friedrich's Auge in ihrer Seele zu lesen trachtete, fühlte sich davon verwirrt. Von der Stille beängstigt, schien es ihr eine Erleichterung zu

sprechen, aber ihre Gedanken waren so schnell vorwärts und rückwärts gegangen, daß sie den Faden der Unterhaltung nicht zu finden vermochte, bis Cornelie durch einige hingeworfene Fragen über Friedrich's Verhältnisse ein Gespräch einleitete, in welchem der Letztere bald die Rolle des Erzählers übernahm; und wie es in aufgeregten Zuständen, die uns unvorbereitet überraschen, zu geschehen pflegt, hatte er gar bald zu seinem eigenen Erstaunen ihnen sein ganzes Leben mitgetheilt. Was er Allen verborgen, was er selbst vor Erich zu enthüllen Scheu getragen, die Entbehrungen und Schmerzen seiner Kindheit, seine Liebe für die verstorbene Freundin, die Sorge um ihr armes Kind, das Alles theilte er in flüchtigen Worten den beiden Schwestern mit. Er nannte keine Namen, er gab ihnen keine bestimmten Thatsachen, er klagte weder Menschen noch Schicksal an, denn er fühlte sich plötzlich mit ihnen versöhnt. Er sah ruhig und liebevoll in die Vergangenheit zurück, denn es schien ihm, als sei er fortan allem Leid entronnen. Plötzlich aber überfiel ihn ein Gefühl der Angst und der Be=

schämung. Es peinigte ihn, so lange von sich gesprochen zu haben, er stand auf und empfahl sich, weil er den Freund nicht länger mehr erwarten könne.

Die Schwestern waren betroffen, sie baten ihn zu bleiben, er lehnte es mit einer gewissen Heftigkeit ab, vor der sie verstummten, und nachdem diese drei jungen Herzen sich in freudiger Erschlossenheit gefunden hatten, trennten sie sich in einer Weise, welche Keiner von ihnen sich zu erklären vermochte, welche Allen quälend war.

Weder Helene noch Cornelie sprachen von Friedrich, so lange sie den Abend im Kreise der Familie verweilten. Erst als sie sich in ihrem Zimmer befanden, drückte Cornelie den Wunsch aus, dem abreisenden Mädchen zu helfen, aber Friedrich hatte ihren Namen nicht genannt.

»Ich habe den ganzen Abend nur an sie gedacht,« sagte Helene, »und möchte sie gern sehen! Ich stelle sie mir anders vor, als Kinder sonst zu sein pflegen«.

»Weshalb das?«

»Weil Friedrich anders ist, als andere Men-

schen!« rief Helene. »Sieh!« fuhr sie dann fort, »als er am ersten Abende bei uns davon sprach, daß der Roman der Armen, der Nothleidenden noch nicht geschrieben sei, und der Graf behauptete, in solchen Verhältnissen sei keine Poesie, keine Schönheit zu finden, da stimmte ich ihm aus voller Ueberzeugung bei, und jetzt — —«

»Und jetzt?« fragte Cornelie.

Helene antwortete nicht gleich. Erst nach einer langen Pause sagte sie: »Er selbst, Friedrich, muß der Dichter werden, der das Volk schildert in seiner Schönheit! Wer hat je mit dieser Einfachheit von seinem Leben, mit solcher Liebe von seinen Entbehrungen, mit solcher Schönheit von Schmerz und Leid zu uns gesprochen, als er? Es ist mir überhaupt, als hätte ich heute zum ersten Mal erfahren, wie Menschen zu einander reden sollten, und was es heißt mit einem Menschen sprechen!«

»Helene!« rief Cornelie im Tone der höchsten Bestürzung.

»Was verwunderst Du Dich?« entgegnete Helene. »Hat er Dich nicht ergriffen wie mich,

der Hinblick auf das Leben dieses reinen Herzens, das tausendfach mehr Glück verdient als wir, und Nichts erhalten hat als Leid und Sorge? Aber wie schön, wie poetisch ist sein Leiden gegen das trockene Glück, von dem die Andern wissen! In seiner Armuth ist er reicher als wir Alle!« —

Cornelie hatte mit starrem Ernste zu ihr hinübergeblickt, jetzt warf sie sich der Schwester an den Hals und weinte.

»Worüber weinst Du?« fragte diese. »Liebst Du ihn?«

»Ich? Helene! ich?«

»Nun warum weinst Du denn?«

»Ueber Dich!« — — entgegnete Cornelie, »denn Du liebst ihn!«

Helene antwortete nicht, sie ließ sich in dem Sessel am Kamine nieder und hüllte ihr Gesicht in ihre Hände. Cornelie stand ihr eine Weile gegenüber, als erwarte sie, daß Jene sprechen würde; da sie aber schwieg und in ein stilles Sinnen versank, sagte Cornelie: »Laß uns die Kleine nicht vergessen über ihn! Friedrich hat uns gesagt, die Fortreisenden wohnten seinen Eltern

gegenüber, es werde morgen dort eine Auction abgehalten, das Haus muß also wohl zu finden sein!«

»Ja! wir wollen hin!« rief Helene, aber Cornelie verneinte das. »Wir nicht! Larssen wird hingehen, wenn wir ihn darum bitten, er hat uns sonst ja schon in solchen Dingen beigestanden, ich will gleich an ihn schreiben!« sagte sie.

Helene konnte des Dankes kein Ende finden. Sie küßte Cornelie während diese schrieb, man schellte einem Diener, übergab ihm den Brief zu früher Besorgung am nächsten Tage, und Cornelie fing zu überlegen an, was dem Kinde dienlich und für alle Fälle brauchbar sein könnte.

Ruhiger, als die nur mit dem Herzen lebende Helene, sah Cornelie, mit Angst der Schwester plötzlich auflodernde Liebe für Friedrich, und suchte sie durch den Hinweis auf das arme Mädchen zu zerstreuen. Als aber Helene ihr Lager gesucht hatte, da kniete Cornelie neben demselben nieder, faßte die Hände der Schwester und sagte, das Gesicht an ihre Wange geschmiegt: »Sprich vor

Niemand, vor Niemand, Helene! wie Du vorhin zu mir gesprochen hast, und bete um Selbstüberwindung, denn es wäre ein Unglück, hättest Du sie nicht!«

Siebentes Kapitel.

Am andern Nachmittage stand Larssen in der Thür eines Shawlmagazins und betrachtete mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit ein großes, warmes Tuch, als Erich vorüberging und ihn erblickte. Lachend trat er hinzu, ihn mit diesem Einkaufe zu necken.

»Ist's wieder einmal so weit, Vater Larssen!« fragte er, »daß Du sentimental und spendabel wirst?«

»Keine Sache der Wohlthätigkeit,« entgegnete Larssen mit komischer Würde, und erregte damit Erich's Heiterkeit in noch höherem Grade.

»Glaube Dir das nicht!« rief dieser, »denn

es glaubt's Dir Niemand! Du wirst ja auf Deine alten Tage nicht von Dir selbst abfallen!«

»Auf mein Wort, Erich!« wiederholte Jener, »reine Sache der Wohlthätigkeit! Denkst Du, ich sei der Sündhaften Einer und hätte noch Wohlgefallen am Weibe? Das ist fern von mir! Aber wie gefällt Dir das Tuch?«

»Es kommt darauf an, für wen es sein soll!«

»Für eines der schönsten Geschöpfe, die mir jemals vorgekommen sind.«

»Und an diesem schönen Geschöpfe hast Du kein Wohlgefallen mehr?«

»Ich habe es nur einen Augenblick gesehen und werde es außer heute auch nicht wiedersehen!« entgegnete Larssen, der sich vor Erich in der Rolle des Wohlthäters gefiel.

»Das klingt ja sehr romantisch!« rief Erich aus, »auf diesem Felde hätte ich Dich am wenigsten vermuthet!«

Larssen bezahlte während dessen den besprochenen Einkauf und verließ mit Erich das Magazin, seinerseits ebenso entschlossen, den Anstrich eines geheimnißvollen Abenteuers aufrecht zu er-

halten, als Erich den Schleier desselben zu lüften, um Larssen mit seiner Heuchelei zu necken. Als sie die nächste Straßenecke erreicht hatten, wollte Larssen sich von Erich trennen, besann sich dann aber plötzlich eines Andern, um seine Rolle desto sicherer durchzuführen, und forderte ihn auf, ihn zu begleiten, »jedoch nur unter Einer Bedingung« wie er sagte.

»Und die wäre?«

»Daß Du mir das unbedingteste Schweigen gegen Jedermann versprichst!« antwortete Larssen. »Die Sache ist das Geheimniß von Personen, deren Zutrauen ich besitze. Es handelt sich um eine Familie, die man auskundschaften, um ein Mädchen, das man unterstützen und für das man Reiseeffecten kaufen wollte, da es den Ort verlassen muß. Ich habe das Alles besorgt und es auch übernommen, die Sachen heimlich abzuliefern. Versprichst Du mir, mich nichts Näheres zu fragen, Nichts weiter darüber zu reden, so will ich Dir das Mädchen zeigen.«

Erich ließ sich das nicht zweimal sagen, und bald befanden die Beiden sich vor dem Hause

des Unterofficieres, in welchem die Versteigerung des Hausrathes sich ihrem Ende nahte. Männer mit Tragen brachten einzelne verkaufte Stücke die Treppe herab, ein paar Nachbarinnen besahen vor der Thür die erstandenen Töpfe und Eisenwaaren. Larssen und Erich gingen hinauf, als ob sie einen Einkauf zu machen wünschten. Es waren noch ein paar Trödlerinnen in dem Zimmer, mit denen der Unterofficier seine Abrechnung zu halten schien, der Schreiber des Auctionators saß, die Listen ordnend, an einem Tische mitten in dem Raume, und aus allen Ecken trug man die gekauften Gegenstände davon, daß die Stube mit jedem Augenblicke leerer und trauriger anzusehen wurde. Erich, solcher Eindrücke ungewohnt, konnte sich einer höchst wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. »Und hier lebt Dein schönes Wunder?« fragte er.

Larssen antwortete nicht, sondern drückte nur die Brille fest an die Augen, um in der beginnenden Dunkelheit Regina zu suchen, die er nicht entdecken konnte. Da er sie am Morgen in der Küche gefunden hatte, wendete er sich dorthin

Erich folgte ihm, und als sie die Thüre derselben öffneten, erblickten sie Regina, beschäftigt die Tassen und Töpfe zu reinigen, aus denen man die Trödlerinnen nach altem Brauche mit Kaffee bewirthet hatte, ihnen guten Muth und Lust zum Kaufen einzuflößen.

Das spärliche Licht einer Lampe und verglühender Kohlen fiel auf Regina's Züge. Sie sah empor, als die Beiden eintraten, und Erich erstaunte vor dem mächtigen Augenaufschlag dieses Kindes. Regina erkannte Larssen von seinem Besuche am Morgen wieder, und da er sich als einen Käufer dargestellt, fragte sie ihn, ob er den Schrank erstanden, den er in der Frühe besehen habe?

»Ich bin zu spät gekommen!« sagte er. »Er war schon verkauft; hat man hohe Preise gezahlt?«

»Ich weiß es nicht, der Vater schickte mich hinaus!«

»Weshalb that er das?« fragte Erich, dessen Augen unverwandt auf ihren Zügen ruhten.

Regina stockte und sagte dann mit großer

Verlegenheit: »Weil ich weinte! — Es war so schrecklich, wie sie Alles wegtrugen, der Mutter Tisch und Bett — und Alles!« —

Sie hatte die Worte leise gesprochen, dann wendete sie sich ab, ihre wieder hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Erich hätte mit ihr weinen können. »Wann fährst Du fort?« fragte er sie und faßte mitleidig ihre kleine nasse Hand, die sie an der Schürze trocknete.

»Morgen Abend!«

»Dazu soll ich Dir die Sachen geben!« sagte Larssen, legte den Shawl und noch ein anderes Päckchen mit warmen Kleidungsstücken auf den Heerd, winkte Erich, ihm zu folgen, und verließ die Küche.

Erich aber blieb zurück. Er wollte den Namen des Mädchens wissen, das ihm in seiner Aufgeregtheit wie eine verzauberte Prinzessin vorkam, und als die Kleine sich Regina nannte, war es ihm, als leuchte ein Kronenschimmer um ihr dunkles Kinderhaupt. Er hatte die größte Lust, dem Mädchen Etwas zu schenken, aber ihr Geld zu geben, war ihm unmöglich; Larssen rief ihm

zu kommen, er wollte dem Rufe folgen und wollte doch nicht gehen ohne Gabe. Plötzlich griff er nach seiner Kravatte, zog eine Nadel mit reichgefaßter Perle daraus hervor, reichte sie dem Mädchen hin, küßte es auf die Stirne und eilte die Treppe hinunter.

Regina blieb bestürzt am Herde stehen. Sie betrachtete, ohne es anzurühren, das Packet, auf dem mit deutlicher Handschrift die Worte: »Zur Reise!« standen, sie sah den Shawl auf dem Heerde liegen, sie hielt die Nadel in der Hand und wußte das Alles nicht zusammen zu reimen, sich nicht von der Ueberraschung zu erholen, bis die Meisterin hereintrat, Regina bei dem Reinigen der Geräthschaften zu helfen. Ohne zu wissen, was sie that, steckte das Mädchen die Nadel in ihre Tasche. Selbst als die Meisterin die unerwarteten Gaben gewahr wurde, als sie um den Geber, um den ganzen Hergang fragte, als der Vater hinzugerufen, ein förmliches Verhör mit Regina angestellt wurde, und sie, so gut sie es im Stande war, von den Ereignissen erzählen mußte, von dem Herrn, der am Morgen den Schrank besehen,

und von dem andern, der am Abende mit ihm gekommen war, konnte sie sich doch nicht überwinden, der Nadel zu erwähnen. Es wurde ihr heiß, so oft sie es versuchte. Einmal griff sie danach, sie zu zeigen, um sich Muth zu machen, aber die Hand zitterte ihr. Sie konnte es nicht sagen, so gern sie wollte, und es kam ihr doch wie eine Sünde vor, daß sie dies Wichtigste verschwieg.

Achtes Kapitel.

Regina hatte die Vaterstadt verlassen, der alte Unteroffizier von der in Berlin neu errichteten Häuslichkeit geschrieben und die Meisterin sich schnell gewöhnt, ihr Pflegekind selbst an den Waschtagen zu entbehren. Sie dachte der eben erst geschiedenen Nachbarn, wie man an Dinge denkt, welche eine lange Vergangenheit von uns trennt, mit Theilnahme zwar, aber ohne sie wesentlich zu vermissen. Tägliche, angestrengte Arbeit ist ein Wunderbalsam gegen jene Leiden der Sehnsucht, welche der Unbeschäftigte mit kränkelnder Wollust in sich nährt. Wie sollte auch der Arme leben können, käme die nothwendige Arbeit

ihm nicht zu Hülfe, brächte sie nicht seinen Nächten Schlaf, seinen Tagen Vergessenheit, und mit der Vergessenheit die Gesundheit der Seele wieder, denn unfruchtbare Sehnsucht ist eine Krankheit der menschlichen Natur. Der gesunde Mensch strebt kräftig zu erreichen, was er bedarf, und verzichtet ebenso fest auf das Unerreichbare. Er will vor allen Dingen sich selbst ganz und ungetheilt besitzen — und der Arbeiter muß das wollen, bewußt oder unbewußt, weil er seiner selbst bedarf.

Drüben in dem Hause, das der Unteroffizier so viele Jahre inne gehabt, lebten neue Nachbarn und gaben Frau Brand Anlaß zu vielfachem Betrachten ihres Thuns und Treibens. Der Meister kümmerte sich nicht darum, er war zufrieden, daß er Arbeit hatte, und noch zufriedener mit Friedrich; denn hatte der Vater gefürchtet, daß er den Büchern untreu werden, daß er in ein wüstes Vergnügungsleben sich versenken, daß er Zeit, Geld und Gesundheit daran setzen werde, so gewahrte er von alle dem das Gegentheil. Der junge Entrepreneur beschäftigte sich mit den

Bällen nur so viel, als seine Pflicht es forderte, zog sich aber mehr und mehr von dem Umgange mit seinen Commilitonen zurück und verlebte fast alle seine Mußestunden mit Erich und dem Doctor, zu dem er seit jenem ersten Abende im Heidenbruck'schen Hause in ein näheres Verhältniß getreten war.

Beide Verbindungen gewannen bald einen entschiedenen Einfluß auf ihn und seine Bestrebungen. Erschloß ihm der Umgang mit Erich und dessen Familie den Blick für allgemeine Bildung, machte er ihn gerecht gegen das Gute, welches die bevorzugten Stände in ihrer glücklichen Ruhe in sich zu entwickeln vermochten, so erhielt der Doctor in ihm das Gefühl rege, daß die Möglichkeit ähnlicher Bildung für Alle zu erleichtern, gerade die Aufgabe Derjenigen sei, welche aus dem Volke hervorgegangen wären, und wie Friedrich's war das des Doctors Fall.

Als Jude geboren, hatte der Doctor aus seinen ersten Lebensjahren die Erinnerung an eine drückende Armuth in seinem Gedächtnisse bewahrt, obschon der Fleiß seiner Eltern es später zu Ver=

mögen gebracht hatte, und dem Sohne alle Mittel zur Ausbildung seines Geistes gegeben worden waren. Selbst mit jener eisernen Ausdauer, mit jener unermüdlich thätigen Geduld begabt, die einen Hauptzug in dem Wesen des jüdischen Volksstammes bilden, hatte Bernhard, der Sorge um das tägliche Brod enthoben, sich früh dem Leiden der Menschen zugewendet, und leiblicher und geistiger Noth zu steuern gestrebt, wo sie ihm begegnet waren. Er kannte die Erste aus den Tagen seiner Kindheit, er kannte die Andere durch die Unterdrückung seines Volkes, durch die Kränkungen und Behinderungen, welche er als Sohn dieses Volkes auf seinem Lebenswege erfahren hatte. Kaum in das Mannesalter getreten, war er der unermüdlichste Arzt der Armen, der rastlose Arbeiter für die Emancipation der Juden, und durch Ueberzeugung und Erfahrung ein Menschenfreund, ein freier Mensch geworden. Ohne an sich und seinen persönlichen Vortheil zu denken, gemeinnützig thätig, errang er dadurch die größten Vortheile für sich selbst. Er war gesucht als Arzt, geachtet als Mensch, und hatte

für seine Person von der Gesellschaft die Emancipation erlangt, welche der Staat damals den Juden noch versagte. Vor Allem schätzte man ihn im Heidenbruck'schen Hause, dessen Arzt er war, und sein Urtheil übte einen wesentlichen Einfluß auf die Ansichten fast aller Familienglieder aus.

Es war ein paar Tage vor dem Weihnachtsfeste, als Erich und Friedrich eines Abends an die Thüre des Doctors klopften, den sie, wie fast immer, einsam und mit seinen Arbeiten beschäftigt fanden. Dennoch nöthigte er sie angelegentlich zum Bleiben. Er schien ungewöhnlich zur Mittheilung geneigt und schloß seine Aufforderung, ihren Besuch zu verlängern, mit den Worten: »Drei machen ein Collegium, und Ihr Heiland hat ja auch erklärt, daß, wo Drei beisammen wären, er unter ihnen sei! So lassen Sie uns denn beisammen sein und plaudern, das wird ein gottgefällig Unternehmen werden!«

»Ich bewundere es an Ihnen, Herr Doctor!« äußerte Friedrich, während Bernhard seinen Gästen Cigarren anbot und Wein bringen ließ,

»daß Sie in jedem Augenblicke so bereit sind, Ihre Arbeit aufzugeben, wenn ein geselliger Anspruch an Sie gemacht wird.«

»Und ist denn für Andere leben, ist denn überhaupt als Mensch mit dem Menschen sprechen, nicht auch eine fördersame, nützliche Arbeit?« fragte Bernhard.

»Für uns in diesem Falle gewiß!« bemerkte Erich, dem solche Höflichkeit der Form durch seine Erziehung zur Natur geworden war.

Der Doctor lächelte. »Eure Höflichkeit erfreut mich sehr, ich bin ein Mensch wie And're mehr!« rief er, den Wein einschenkend, und der junge Edelmann selbst fühlte, daß die allgemeinen Redeformen, wie alles Allgemeine, im besonderen Falle komisch sein können. Auch sprach der Doctor diese Bemerkung offen gegen ihn mit dem Zusatze aus: er möge aus diesem kleinen Beispiele einen Schluß ziehen für die Unterredung, welche Bernhard neulich mit dem Baron über allgemeine Regeln, feste Grundsätze und bestehende Ordnungen gehabt habe, und in welcher der

Baron dem Doctor den Vorwurf gemacht, ein Feind alles Bestehenden zu sein.

»Das sind Sie auch wirklich,« rief Erich, »aber die Aerzte sind von jeher die schlimmsten Revolutionäre gewesen!«

»Was nennen Sie revolutionär, lieber Erich? Das ist ein vieldeutiger Begriff!«

»Ich nenne das Prinzip und den Menschen revolutionär, die sich dem Bestehenden feindlich entgegenstellen, wie Sie.«

»Lassen wir das gelten, obschon die Erklärung nicht die richtige ist, nur lassen Sie mich dieselbe aus den Bereichen vervollständigen, in denen ich mich am meisten heimisch weiß. Wir ziehen ja doch unsere Erkenntniß, unsere Bilder für dieselben am sichersten aus den Sphären, die uns zunächst umgeben: der Landmann aus der allgemeinen Natur, der Gelehrte aus dem speciellen Fache seines Wissens. Meine Erkenntniß, meine Anschauungen der Welt und der Menschen, der Lebensprinzipien und der aus ihnen folgenden Gesetze des Menschenverbandes zur Herstellung eines

vernünftigen Staates, danke ich zumeist der Beobachtung des menschlichen Organismus.«

»Und hat diese Sie revolutionär gemacht, wie mein Freund es nennt?« fragte Friedrich.

»Ja!« entgegnete der Doctor. »Ich habe einsehen lernen, daß der menschliche Organismus kein selbständiges, um seiner selbst willen ausschließlich geschaffenes Wesen, sondern ein Theil des Weltalls ist, mit dem er in dem engsten, fortdauernden und unauflöslichsten Zusammenhange steht. In der Natur ist Nichts bestehend und dauernd, als ihre nie endende Thätigkeit in Auflösung und Neugestaltung der vorhandenen Elemente. Ebenso ist es im menschlichen Organismus und es muß so in ihm sein, denn etwas Unbewegliches könnte sich in der allgemeinen Bewegung nicht selbständig erhalten. Ist das aber mit dem einzelnen Menschen der Fall, so muß es auch dasselbe sein mit der Gesammtheit der Menschen. Sie erzeugt sich neu in sich selbst, sie erzeugt neue Gedanken und Bedürfnisse mit ihrer sich umstimmenden Organisation, sie bedarf also neuer Befriedigungen für ihre neuen Bedürfnisse.

Da haben Sie den Weg, auf dem die Mediziner Männer der Bewegung und Ungläubige gegen das Bestehende werden.«

»Damit erklären Sie,« sagte Friedrich, »die Revolutionen als den nothwendigen und eigentlich natürlichen Zustand der menschlichen Gesellschaft, und stoßen alles Recht des Bestehenden um, das die Vorsehung unter uns hat werden und gedeihen lassen!«

»Die Vorsehung?« fragte der Doctor, und Erich rief: »Sie freilich sind ein Atheist und glauben nicht daran!«

»Nein!« antwortete der Doctor bestimmt, »aber lassen wir auch das, da Sie Beide daran glauben, und bleiben wir bei dem Kapitel von der Revolution.«

Friedrich erschrak, als er die Gleichgültigkeit gewahrte, mit welcher Bernhard über den Glauben an eine Vorsehung, an einen persönlichen Gott hinwegging, den er als eine Bedingniß seines Lebens und Strebens empfand. Der Doctor schien ihm plötzlich fremd, der Freund räthselhaft, daß er jene Behauptung mit einem Lächeln hin-

nehmen konnte, und ganz verwundert rief er: »Wie ist Ihnen, Ihnen gerade die Art Ihres selbstlosen Wirkens möglich, ohne den Glauben an Gott und seinen Beistand? Wie können Sie Fuß fassen in der Welt, wenn Ihnen das Fundament des Glaubens an einen Allmächtigen entzogen ist, der sie erhält und leitet?«

Der Doctor sah ihm klar und groß in's Auge und sagte mit ruhiger Würde· »Und wenn ich ein festeres Fundament kennte, einen stärkeren Glauben besäße?« — Dann aber brach er plötzlich ab, ließ auch Friedrich, mit der Herrschaft, welche er über die jüngeren Männer ausübte, zu keiner Entgegnung kommen, sondern nahm die frühere Unterhaltung wieder auf.

»Sie meinten,« sprach er, »ich erkläre die Revolution für den gesunden Zustand des Staates, darin irren Sie. So wenig ich den Blutsturz als den gesunden Zustand des Körpers ansehe, der zuweilen eine heilsame, immer aber eine bedenkliche und gefährliche Krisis der sich selbst helfenden Natur ist, so wenig halte ich die Revolution für etwas Gesundes. Sie ist die Krisis

einer Krankheit, und muß natürlich entstehen oder auch künstlich herbeigeführt werden, wo die fehlende Thätigkeit des Organismus, wo Uebermaß oder Mangel, Stockung oder Erschlaffung und Ueberreizung verursacht haben, und die fortschreitende Zerstörung und Neubildung des Organismus hemmen. Unnatürliches Festhalten des Bestehenden erzeugt Stockungen, bildet Krankheiten und Krisen, und weil ich diese dem einzelnen Menschen so bedenklich halte, als die Revolutionen der Menschheit, bin ich ein Feind alles dessen geworden, was die Bewegung, das Fortentwickeln hindert. Um Revolutionen zu vermeiden, wünsche ich die Zerstörung dessen, was sie erzeugen muß.« — Er zog einen langen Zug aus der Cigarre, füllte auf's Neue die Gläser der beiden Freunde und sagte, nachdem er selbst getrunken hatte: »Da haben Sie die Geständnisse eines Arztes! machen Sie daraus, was Sie können!«

»Fideicommisse lassen sich darauf freilich nicht gründen!« meinte Erich.

»Wer sagt Ihnen denn, daß man sie gründen soll?«

»Sie lassen sich auch nicht einmal erhalten!«

»Nun wenn sie sich vor den Lehren der gesunden Vernunft nicht erhalten lassen, so geben Sie sie auf!« lachte der Doctor. »Der Vorschlag mag aber freilich für den Erben von Wogau anders klingen, als für unser Einen, die wir ohne das beglückende Schneckenhaus eines prächtigen Majorates mit nackter, kahler Haut auf die Welt gekommen sind!«

»Was bringt Sie darauf, Doctor?« fragte Erich, »mich heute so plötzlich als Majoratsherrn zu behandeln?«

»Weil mehr davon in Ihnen steckt, als Sie glauben; Sie sind durch und durch conservativ!«

»Ich wünsche allerdings,« entgegnete der junge Baron, »den Besitz und die Vorzüge, welche mir als rechtliches Erbe zugekommen sind, zu erhalten; aber ich würde mich freuen, wenn alle Anderen gleiche Güter erreichen könnten. Sie wissen, daß mir das deutsche Kastenwesen als eine Thorheit und ein Unglück erscheint.«

»Das heißt,« sagte der Doctor, »Sie würden Nichts dagegen haben, wenn Ihr Freund oder

ich, gelegentlich Majoratsherren werden könnten, wie Sie; aber Sie standen doch Ihrem Bruder Georg nicht bei, als er das Cadettencorps zu verlassen und allenfalls lieber Zimmermann als Offizier zu werden forderte.«

»Weil er mit den Begriffen seiner Erziehung sich als Gewerbtreibender unglücklich fühlen mußte, und weil er dadurch dem Kreise entzogen worden wäre, in dem wir leben! Es wäre Wahnsinn gewesen, freiwillig sich seiner Rechte zu entäußern, alle Welt hätte es getadelt!«

»Ich und viele Andere nicht!« meinte der Doctor, »aber Sie sehen das allgemeine Urtheil nur in dem Kreise Ihrer Umgangsgenossen, darin besteht Ihre Unfreiheit, und doch haben Sie in Ihrer Familie auch ganz oppositionelle Naturen, die innerhalb der ihnen vorgeschriebenen Bahn zu keiner ihnen angemessenen Entwicklung kommen werden.«

»Deine jüngere Schwester macht mir allerdings den Eindruck, als ob sie nicht ganz glücklich wäre,« bemerkte Friedrich, der dem Gespräche mit Spannung zugehört hatte.

»Mein Gott!« meinte Erich, mit sichtlicher Ungeduld, »Cornelie ist zu klug, um nicht einzusehen, daß sie reizlos ist, und darüber fühlt jedes Mädchen sich unglücklich. Das ist nicht die Schuld unserer Familienverhältnisse oder unserer aristokratischen Unfreiheit!«

»Doch, Erich!« sagte der Doctor. »Fände Cornelie Gelegenheit sich nützlich zu machen, so würde sie sich glücklich fühlen. Daß sie Nichts zu thun hat, Nichts thun soll, als liebenswürdig scheinen und sich an geselligen Genüssen betheiligen, die sie nicht als solche empfindet, das ist ihr Unglück. Ihre Unzufriedenheit ist ihre beste Eigenschaft.«

»Aber Sie haben Unrecht, sie in den Ansichten zu bestärken, mit denen sie in unserer Familie nicht durchdringen kann. Sie soll und kann weder Gouvernante, noch soeur grise, noch eine bürgerliche Hausfrau werden.« —

»Weshalb nicht?« fragte der Doctor. »Hat Ihre Tante Windham nicht dasselbe gekonnt?«

»O! die Zeit der romantischen Liebe und der Entführungen ist vorüber,« sagte Erich empfind-

lich, »und meine Schwestern, welche Mängel sie sonst auch haben mögen, besitzen das strenge sittliche Gefühl ihrer Mutter. Selbst Corneliens von Ihnen sogenannte Opposition ist fern von Möglichkeiten jener Art!«

Damit stand er auf und der Doctor wechselte den Gegenstand der Unterhaltung. Nur als die beiden jungen Männer ihn verließen, sagte er zu Erich, indem er ihm auf die Schultern klopfte: »Machen Sie es sich klar, Erich, daß Sie ein eingefleischter Aristokrat sind, denn es ist weniger schädlich für Sie und Andere, wenn Sie wissen, daß Sie es sind!« Da man aber heiter mit einander verkehrt hatte, nahm Erich die Bemerkung ruhig hin und man schied freundlich und in bester Stimmung.

Neuntes Kapitel.

Die Baronin hatte Friedrich eingeladen, den Christabend in ihrer Familie zuzubringen, wie Larssen und der Doctor es seit Jahren thaten, und Friedrich fand diese Beiden schon mit Erich und den Kindern im Wohnzimmer versammelt, als er um die siebente Stunde eintrat, während die beiden Töchter des Hauses noch fehlten. Mit gewohnter Freimüthigkeit ging Richard ihm entgegen, und nahm ihn, als fühle er, daß an diesem Abende den Kindern die Herrschaft gehöre, für sich in Anspruch.

»Sind Sie neugierig auf Ihre Bescheerung?« fragte er.

»Ja, gewiß, aber sicher nicht so sehr, als Du auf die Deine!«

»Ich weiß Nichts von Allem, was ich bekommen werde,« fuhr Richard fort, »aber was Sie nicht bekommen, weiß ich!«

»Und was ist das?«

»Das Geschenk, um welches die Cousinen sich heute Morgen gestritten haben!«

»Sie haben sich gar nicht gestritten,« unterbrach ihn Auguste, die mit dem frühreifen Takte junger Mädchen eine Ungeschicktheit ihres Vetters zu ahnen und vermeiden zu wollen schien. »Es ist nicht wahr, daß sie sich gestritten haben!«

Das konnte der kleine Engländer nicht auf sich sitzen lassen, daß man ihn einer Unwahrheit zieh. Er wurde roth vor Zorn und sagte: »Du wirst doch nicht sagen, daß ich lüge! Freilich haben sie sich gestritten um das Geschenk, das Helene ihm geben wollte, und als Cornelie dagegen sprach, wurde Helene böse, wollte das ganze Etui vernichten und hat geweint, als Cornelie das nicht litt, und darauf — —«

Ein Blick auf die so eben eintretenden Schwe-

stern machte den Knaben verstummen, aber Friedrich vermochte sie kaum zu begrüßen. Seine Gedanken bewegten sich wie schnelle, leuchtende und blendende Funken in seinem Inneren. Seit dem Abende, an dem Helene, ergriffen durch die Erzählungen aus Friedrich's Leben, sich ihm zugewendet hatte, war es ihm gewesen, als sei ein wunderbares Gestirn aufgegangen über seinem Haupte, und wie der Erwachende am Morgen mit Entzücken durch den gesenkten Vorhang der geschlossenen Augen die Sonne empfindet, während er nicht wagt, sie ihrem vollen Strahl zu öffnen, sondern sie in wollüstigem Hinträumen auf sich wirken läßt, so hatte Friedrich hingelebt seit Wochen, so empfand er auch in dieser Stunde.

Er sah Helene nicht an, er hätte fortgehen, den Abend in tiefer Einsamkeit zubringen, sich durch innere Erhebung heiligen mögen, denn es war seinem jungen Herzen, als werde sich ihm ein göttliches Wunder enthüllen, als werde ihm ein eigener, neuer Heiland geboren werden in dieser Weihnacht, und er fuhr erschreckt zusammen, als eine Glocke das Zeichen der Bescheerung gab, die

Flügelthüren des großen Saales sich öffneten und der Lichtglanz der Kronen und des Weihnachtsbaumes ihm entgegenfunkelte.

Für die Eltern und die Kinder, für die Freunde der Familie und für die Dienerschaft des Hauses war mit großem Vorbedachte gesorgt, und die Bescheerung noch auf eine Anzahl hülfsbedürftiger Personen ausgedehnt, welche man seit Jahren beschäftigte und unterstützte und seit lange als zu dem Hause gehörend betrachtete. Mit der Genugthuung gütiger Herzen gingen der Baron und seine Frau von dem Einen zum Anderen, ihn zu seinem Aufbau hinzuführen, und nachdem die ersten Minuten des Anweisens und Empfangens vorüber waren, kam eine freie, heitere Bewegung in die Gesellschaft. Die Eltern erwiederten hier die Umarmung ihrer Kinder, dort den Händedruck eines Freundes und nahmen freundlich den noch wärmeren Dank Derjenigen hin, denen ein wirkliches Lebensbedürfniß durch die erhaltenen Gaben befriedigt worden war. Der Reichthum erschien hier in einem schönen Bilde, da er der Liebe als Mittel zu ihren Wer-

ken diente, und der Weihnachtsabend als ein wahres Fest zur Erinnerung an ihren Verkündiger auf Erden.

Jeder, der es vermochte, hatte für den Anderen gesorgt. Die Geschwister hatten sich beschenkt, der Doctor hatte es an kleinen, anmuthigen Gaben für die Damen nicht fehlen lassen, Larssen unbemerkt Sträuße mit artigen Versen für sie auf den Weihnachtstisch zu legen gewußt, der Gärtner kunstreich gezogene Blumenarten und Frühgemüse geliefert, und auch die übrige Dienerschaft und die Hausarmen, so weit sie es konnten, durch eine Handarbeit ihre Anhänglichkeit zu bethätigen gestrebt. Die Baronin selbst hatte diese Gegenseitigkeit in ihrem Hause eingeführt, um Allen neben den empfangenen Gaben die befreiende Genugthuung der Dankbarkeit zu gewähren. Alle Anwesenden waren heiter gehoben, heimisch in diesem Kreise, nur Friedrich fühlte sich so gedemüthigt und verlassen, daß es ihm das Herz zusammenpreßte in bitterem Weh.

Erich hatte sich für ihn zeichnen lassen, die Eltern ihm ein Schreibzeug und eine illustrirte

Prachtausgabe der Bibel geschenkt, aber weder Erich's Herzlichkeit, noch die Güte seiner Eltern konnten die Traurigkeit aus seiner Seele bannen. Er kam sich ärmer vor als jemals, weil er für Niemand eine Gabe hatte: »und so fern stehst du diesen Menschen und diesen Verhältnissen,« sagte er sich, »daß dir nicht einmal der Gedanke gekommen ist, ihnen eine Freude bereiten zu können, dich ihnen in diesem Punkte gleichberechtigt zu fühlen!« Er schalt sich selbst eine durch sein Leben erdrückte Sklavennatur, die Dienerschaft dünkte ihn freier und ihrer Herrschaft ebenbürtiger als er selbst, und für die geringste Gabe, die er in diesem Augenblicke zu verschenken gehabt hätte, würde er Jahre seiner Zukunft geboten haben.

Der Boden, auf dem er stand, schien ihm brennend unter seinen Füßen zu wanken, er nannte sich mit wollüstiger Grausamkeit einen Eindringling in diesen Kreis, weil es ihn so sehr schmerzte, keine gemeinsame Vergangenheit mit Erich und den Seinen zu haben, ein Glück, das alle hier Versammelten besaßen, außer ihm. Wie der Wind eine von ihrem Stengel gerissene

Blüthe in die Luft trägt, hatte der Zufall ihn hierher geschleudert, konnte der nächste Zufall ihn vertreiben, und doch liebte er diese Menschen, die in der Vergessenheit, welche der Freude eigen ist, nur mit sich selbst und ihrer Lust beschäftigt waren.

Mechanisch drehte er die Kupferstiche der Bibel um, seine Verlassenheit zu verbergen, aber er sah die Bilder nicht. Wie der Verirrte der sicheren Heimath gedenkt, so dachte er an seine Eltern, an Regina, die jetzt nicht in solchen Prachtgemächern weilten, und die doch nicht so unglücklich waren, als er selbst, denn sie hatten keine verlorene Hoffnung zu beklagen.

»Aber was habe ich denn gehofft?« fragte er sich und fuhr erschreckt zusammen, als Erich sich wieder zu ihm wendete.

»Der nächste Weihnachtsabend wird uns kaum beisammen treffen,« sagte der junge Baron, »und wer weiß, wann wir einen zweiten gemeinschaftlich erleben! Es liegt etwas Dämonisches darin, daß fast niemals dieselben Menschen sich auf dieselbe Art und Weise, die ihnen einst lieb geworden ist, wiederfinden können. Es

ist unberechenbar, welche Wege mein Leben mich nach dem Examen führen wird, und kehre ich einst zurück, so sitzest Du hoffentlich auf Deiner Pfarre und ich komme zur Weihnachtsgans zu Dir heraus!«

Aber selbst diese gutgemeinten Worte machten einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Diese Landpfarre, auf die Jedermann als auf seinen höchsten Zweck hindeutete, erschien ihm plötzlich lähmend und verhaßt, wie die Aussicht auf ein unvermeidliches, schweres Geschick. Der ganze Abend verging ihm in Qual und Mißempfindungen, es kam ihm vor, als ob alle Anderen sich kalt und theilnahmlos gegen ihn bezeigten. Hellene hatte sich mit Richard in ein künstliches Zusammensetzspiel vertieft, von dem sie kaum zu Friedrich aufsah, als er sich ihr ein paar Mal zu nähern versuchte, Corneliens Aufmerksamkeit war durch des Doctors Erzählungen gefesselt, der, angeregt durch ein englisches Kupferwerk mit Ansichten von Amerika, das ihm der Baron verehrt, sich in Schilderung amerikanischer Zustände und Sitten erging, während Larssen, von

den aufgestellten Süßigkeiten naschend, sich bald zu dieser bald zu jener Unterhaltung wendete, und nach Friedrich's Ansichten ihm überall störend in den Weg trat.

Wenig gewohnt, seine Gefühle und Eindrücke zu verbergen konnte seine Mißstimmung Niemand entgehen. Sie übte auf den Freund und dessen Eltern eine unangenehme Rückwirkung, die sich bewußt waren, dem jungen Manne mit Theilnahme und Freundschaft die Bescheerungen des Abends vorbereitet zu haben, und seine Niedergeschlagenheit als eine Art von Undank empfanden. Die Frage seines Freundes, was ihm fehle, machte den Zustand nur noch schlimmer, so daß er es wie eine Befreiung ansah, als mit dem eilften Glockenschlage der Doctor sich erhob und man sich trennte. Schon vor der Thür schied derselbe von Friedrich und von Larssen, die ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzten.

»Es ist etwas Rührendes, Ehrenhaftes um solch ein Familienleben,« sagte Larssen plötzlich, da sein Begleiter schweigend neben ihm herschritt, »aber es ist damit doch, wie mit den aufgetisch=

ten Süßigkeiten. Man schluckt es mit sanftmüthigen, wohlgefälligen Erinnerungen an seine eigene Kinderzeit, an sein Vaterhaus in sich hinein, und findet schließlich, daß man sich mit Rührung und Confect den Magen verdorben hat.«

Friedrich antwortete nicht. Er hatte keine Erinnerungen mit dem heutigen Abende zu vergleichen gehabt, er hatte auf ihn gehofft, wie auf ein unbekanntes Phänomen der Freude, und ein ungekannter Schmerz, für den er selbst den Namen nicht gefunden, war mit erdrückender Schwere auf ihn herabgesunken.

Larssen, der die Gewohnheit hatte, im Alleinsein mit sich selbst zu sprechen, vermißte es aus diesem Grunde nicht leicht, wenn ihm in der Unterredung mit Anderen keine Entgegnung wurde, sondern ergänzte sich dieselbe nach seiner eigenen Ansicht, und fuhr dann nach einer Weile zu reden fort: »Der Wein war heute auch für die Frauen und Kinder berechnet, schwächlich süßes Zeug, wobei man sich nach einem Glase Bier oder nach einer Bowle sehnt. Komm! laß uns in den Löwen gehen, wo die Commune ihren

Weihnachten hat, damit man nicht vor Fasten zu einem Katzenjammer kommt!«

»Es ist zu spät!« antwortete Friedrich ablehnend.

»Nein, alter Junge! es ist zu früh so spießbürgerlich schlafen zu gehen, wenn man verstimmt ist, wie Du. Ueberlaß das den Leuten, denen Morgens immer eine angenehme Nachricht sicher ist. Unser Eins muß sehen, wie er jeden Abend den Mißmuth und Aerger des Tages los wird, denn der nächste Tag bringt neuen, verlaß Dich darauf! Sei kein Thor und gehe so miserabel zu Bett; komm mit herein!«

Friedrich fühlte sich so dumpf und schwunglos, daß er sich überreden ließ. Er hoffte, die Lust der Andern solle ihn zerstreuen. Und lustig genug ging es in dem Saale her, in den sie traten und in dem diejenigen Mitglieder der Commune sich den Weihnachtsbaum bereitet hatten, welche, ohne Familienverbindung in der Stadt, den Abend doch nicht einsam verleben wollten.

Unter einem großen Tannenbaum, an dem noch hie und da ein Lichtstümpfchen brannte, hier

eine zurückgelassene Citrone, dort eine Traubrosine hing, standen in wüstem Durcheinander leere Bouteillen und Gläser umher, während auf dem Tische in einem großen Kessel über einer Spiritusflamme neue Punschvorräthe gebraut wurden, die ein langer, bärtiger Student, als Weihnachtsmann phantastisch herausgeputzt, in die großen Gläser füllte, welche mit bewunderns-werther Schnelligkeit geleert wurden. Ein gemischter Geruch von Arrak, Citronen und Wein machte sich selbst durch die Tabakswolken und den Dampf der Spiritusflamme bemerklich, und lautes Lachen empfing die Kommenden, als Larssen mit einem:

»Du heiliger Christ, ich bin Dein Gast,
Kredenz mir, was Du gebrauet hast!«

in das Zimmer trat und dem Weihnachtsmanne das erste beste Glas zu füllen reichte, das ihm in die Hände gekommen war. Er schlürfte den heißen Trank so schnell als möglich hinunter, ließ sein Glas gleich ein paar Mal hintereinander wieder voll gießen und rief, nachdem er das dritte geleert: »Gottlob! nun wird mir wieder

wohl, nun sind alle gebildeten Erinnerungen, aller Familiensegen weggespült und man ist wieder ein Mensch geworden! Seht nur zu, daß Ihr dem Brand auf die Beine helft, denn der ist auch höllisch herunter!«

Ganz gegen seine sonstige Art hatte Friedrich mit der bewußten Absicht, sich zu übertäuben und sich in die Stimmung seiner Umgebung zu versetzen, Larssens Beispiel nachgeahmt und fühlte mit Lust, wie das heiße Getränk sein Blut erregte, seine Pulse schneller klopfen machte.

Larssen sah es mit Freude. »Heute fange ich an zu glauben, daß aus Dir doch noch ein ordentlicher Pastor werden wird,« rief er, »und es thut überhaupt meinem Herzen wohl, daß die Mehrzahl der hier versammelten lieben Jugend aus Theologen besteht. Da hat man doch Hoffnung, daß Gottes Wort mit Verstand gepredigt, und den armen Bauern, die sich die Woche über die Knochen lahm gearbeitet, nicht am Sonntag Buße und Kasteiung des Fleisches gepredigt werden wird. Auf lustige Sonntage, auf menschliches Gepredige!«

Die Theologen stießen an, und Einer von ihnen, der für den wildesten Gesellen der Universität gehalten wurde, erhob sich zu einer Probepredigt, in der tolle Blasphemieen und wüste Einfälle einander jagten und ein unmäßiges Lachen der Uebrigen erregten. Auch Friedrich, obschon solcher Parodie dessen, was er heilig hielt, im Inneren gänzlich abgeneigt, hatte sich des Lachens nicht erwehren können; nur als Jener geendet hatte, sagte er ihm: »Nimm Dich in Acht! Du wirst ein Pietist werden!«

Ein neuer Ausbruch von Lachen erfolgte dieser Behauptung. »Eher ein Scharfrichter!« schrie der Redner, und Larssen sagte: »Was ist ein Scharfrichter anderes, als ein Mann, der scharf richtet? Scharfrichterei in weltlichen Dingen ist Pietismus, lieber Junge! Aber Brand ist betrunken, endlich einmal betrunken, denn er redet in Zungen, in den Zungen des heiligen Weingeistes — er prophezeit!«

»Nein!« rief Friedrich, »ich bin nicht betrunken! Muß man betrunken sein, um zu wissen, daß Spott über solche Dinge sich in sein Gegen-

theil verwandeln muß? Seht und hört Ihr denn nicht das streng Dogmatische in diesem Spötter, der das Dogma verhöhnt, weil seine Knechtschaft unter dasselbe ihn beängstigt? Ihr werdet es erleben, daß er uns verketzert, wenn wir nicht an die Mirakel glauben, — Ihr werdet es erleben! —«

»Ein Mirakel! ein Mirakel!« rief es von einer anderen Seite, »Brand redet in Zungen und prophezeit! Wir wollen ihn unter die kleinen Propheten aufnehmen!«

»Und Larssen unter die Großen!«

»Ja, unter die großen!« rief Larssen. »Mehr Punsch her; damit ich voll werde des Geistes und Räthsel löse und Wunder wirke wie ein Prophet, wie ein olympischer Gott, wie ein wahrsagender Apollo!«

»Ein Apollo!« wiederholte der Chorus, und Larssen, der bereits weit über sein ohnehin reichliches Maaß getrunken hatte, sprang auf, riß den Ueberrock vom Leibe, die Cravatte vom Halse, brach zwei Tannenzweige vom Weihnachtsbaume und bog sie zum Kranze zusammen, den er sich

auf das Haar drückte. Dann stieg er auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, den früher der Weihnachtsmann eingenommen, so daß er den rauchenden Kessel vor sich hatte, und rief: »Kommet zu mir Ihr Alle, denen der Genuß der Gegenwart ein unverstandenes Problem und die Zukunft ein dunkles Geheimniß ist, daß ich Euch die Gegenwart erheitere und die Zukunft verkünde, denn ich sage Euch, wenn Ihr die Gegenwart nicht zu genießen versteht, so ist Eure Zukunft für Euch verloren! Und es sind Viele unter Euch, deren urgermanische Bestialität nicht Stand halten wird vor der Verführung ehrbarer Philisterei und vielversprechender Transscendenz! Ich aber werde stehen, wenn Ihr Alle gefallen seid, mein Haupt bekränzt wie in dieser Stunde, und ein Apollo werde ich von der Vergangenheit erzählen, von allen entschwundenen Semestern, von allen braven Burschen, die ein Pastor als Charon über den Acheron des Brautstandes in den Styx der Polizeiehe führte, in dem sie untergingen in Ehrbarkeit und Vergessenheit. Und ich werde ewiges Leben und

ewige Jugend dem verkünden, der mit mir bleibet ein ewiger Student, nie endende Symposien feiernd nach Art der göttlichen Hellenen!«

Seine Sprache wurde undeutlich, er wiederholte verwirrt das Wort Hellenen mehrmals, aber er vermochte keine Fortsetzung zu finden. »Die göttlichen Hellenen!« rief er immer und immer wieder, bis sein Auge auf Friedrich fiel und er, die letzte Kraft zusammenraffend, in die Worte ausbrach: »Da sitzt der Paris, der um die schöne Helene freit!«

Wie von einem Dolchstoße getroffen, zuckte Friedrich zusammen, sprang empor und verließ das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Als verfolge ihn ein böser Geist, so rastlos eilte Friedrich durch die Straßen. Ein dichter Schnee, vom feuchten Winde getrieben, wirbelte in der Luft und flog kalt gegen das Gesicht des Jünglings, er bemerkte es nicht. Athemlos erreichte er seine Wohnung, und erst als ihn die Einsamkeit seines kleinen Stübchens umfing, rief er so gepreßt, als ringe sich der Ton gewaltsam aus den innersten Tiefen seiner Brust hervor, den Namen, der seit Wochen allein in ihm gelebt, den er nicht auszusprechen gewagt hatte vor sich selbst, den Namen der Geliebten: »Helene!«

Und immer leiser, immer inniger wiederholte

er den theuren Namen, bis heiße Thränen aus seinen Augen stürzten, denn das Bewußtwerden der Liebe war dem Jünglinge ein Schmerz, er erzitterte unter dieser gewaltsamen Umgestaltung seines Wesens. Dann schlug aber eine helle Freude in seinem Herzen empor. Ja! das war die Weihnacht, die er erwartet! Ihr Wunder hatte sich an ihm erfüllt, in niedriger Umgebung, die Nichts ahnte von der Herrlichkeit, war ihm der Stern erschienen, dem er fortan folgen mußte für und für.

Jetzt plötzlich wußte er Alles, was ihn bewegt, erfreut, gepeinigt, jetzt verstand er sich selbst.

Als der Tag anbrach, wurde er ruhiger. Er trat an's Fenster und lehnte die brennende Stirne an die Scheiben. Der klargewordene Himmel begann sich röthlich golden zu färben. Durchleuchteter Rauch wirbelte aus den Essen kerzengrade in die Winterluft empor, der Schnee auf den Dächern funkelte in der aufsteigenden Sonne. Im Nachbarshause öffnete man die Laden, es wohnte ein Gerber darin, ein Freund seines Va-

ters, der den Kopf heraussteckte, das Wetter zu prüfen, und Friedrich freundlich zunickte, da er ihn gewahrte. Das geschah an jedem Tage, heute aber wunderte der Jüngling sich darüber, eben weil es das Alltägliche war, und das Alltägliche rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er sah die Kluft, die ihn von Helene trennte, er mußte sich ihrem Bruder, dem Freunde anvertrauen und wissen, was dieser davon denke?

Es war noch früh, als er das Heidenbruck'sche Haus erreichte. Die Dienerschaft ging in leiser Geschäftigkeit umher, die Vorkehrungen für die Bedürfnisse des Tages zu treffen; Erich selbst saß behaglich bei seinem Frühstück.

»Du kommst mir sehr erwünscht,« sagte er; »ich wollte eben dem Diener ein Billet für Dich zur Besorgung geben, denn wir fahren Mittags Alle zu meinem Onkel. Der Graf ist zurück, wird ein paar Tage in Steinfelde bleiben, und da gehen wir Alle auch hinaus.«

»Welcher Graf?« fragte Friedrich.

»Der Graf St. Brezan!«

»Und seinetwegen brecht Ihr Alle auf?«

»Es ward verabredet schon als er damals hier war!« sagte Erich gleichmüthig, während er sich erhoben hatte und vor dem Spiegel mit der feinen Pariser Bürste seinem blonden Haare den letzten Strich gab. »Meine Eltern halten ihn sehr hoch, und solch' junge Excellenz, an allen europäischen Höfen heimisch, gefällt ja den Frauen ein für allemal. Dazu macht er Helenen auch den Hof!«

Friedrich antwortete Nichts. Er preßte die Hand krampfhaft um die Lehne seines Stuhles.

Er hatte dem Freunde jetzt Nichts mehr zu sagen. Er verstand nicht, was jener mit ihm wegen des ersten Balles sprach, der am Sylvesterabende stattfinden sollte, und brach plötzlich, trotz Erich's Bitte zu verweilen, mitten in der Unterredung auf, von marternder Eifersucht getrieben.

Unthätig aus Hoffnungslosigkeit, von der Macht seiner Liebe zu neuem Hoffen und verdoppelter Arbeit angespornt, voll Sehnsucht nach dem Anblick der Geliebten und doch bange vor dem Begegnen mit ihr, befand er sich in einem

fieberhaften Zustande, als der Sylvesterabend anbrach und die Stunde herankam, in der er sich für den Ball zu kleiden hatte.

Seine Eltern waren gekommen, ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen. Während der Vater auf einem Stuhle in der Ofenecke Platz genommen, betrachtete die Mutter mit Wohlgefallen die einzelnen Gegenstände des Galla-Anzuges, und wurde es nicht müde, das feine Tuch des blauen Fracks, der weißen Casimir-Escarpins, die knisternde Seide der Strümpfe mit tastender Hand zu berühren und sich über die gute Wäsche der Cravatte und der Weste auszulassen. Liebevoll sah sie zu, wie der Sohn das dunkle, glänzende Haar über die Stirn ordnete, wie er die einzelnen Kleidungsstücke anlegte, überall wollte sie ihm helfen. Die Liebe des Weibes hat solchen Genuß an ihrer Dienstbarkeit und die Mutterliebe vor Allem fühlte sich beglückt, dem erwachsenen Kinde einmal nicht entbehrlich zu sein.

Obschon ganz erfüllt von dem nahen Wiedersehen der Geliebten, das er, nach einem Briefe Erich's, auf dem Balle zu erwarten hatte, und

beunruhigt durch den Gedanken, ob der Graf noch anwesend sei und die Familie begleiten werde, ließ der Jüngling doch die Mutter mit Hingebung gewähren, wenn sie bald dieses, bald jenes an seiner Kleidung zu verbessern wünschte

Als er fertig war, den Degen angesteckt hatte und nun die breite, weißseidene Schärpe mit den schweren Silberfranzen, welche die Entrepreneure trugen, über die Schultern hing, daß die Enden lang an der linken Hüfte herunterflossen, da flog ein Lächeln über seine Züge. Er freute sich seiner eigenen Wohlgestalt, und sich dieses Gefühles als einer Eitelkeit schämend, umarmte er die Mutter.

»Sieht er nicht wie ein Prinz aus, Vater?« fragte sie den Meister und reichte Friedrich den Claquehut hin.

»Wir hätten auch anders ausgesehen, hätten wir's gehabt wie er,« entgegnete der Meister, »aber wer Tag aus Tag ein an der Hobelbank steht oder am Waschtrog, der behält keinen glatten Rücken und kriegt Schwielen an den Händen. Gut für ihn, daß der Junge gesunde Glie-

der hat!« Mit diesen kalten Worten gab er dem Sohne als Zeichen der Zärtlichkeit einen derben Schlag auf die Schulter und sagte, sich neben ihn vor den Spiegel stellend: »Ich bin doch noch größer als er, und so breitschultrig wie ich wird er auch nicht, er bleibt schmächtig!«

»Er schlägt in unsere Familie, die sind Alle mager, aber es fehlt doch Keinem was, mir hat auch Nichts gefehlt all mein Lebetag!« meinte die Mutter, glücklich, sich den Sohn, wenn auch durch eine Unvollkommenheit noch mehr angeeignet zu finden, »und,« fügte sie hinzu, »ich möchte ihn wohl im Saale sehen und wissen, mit wem er zuerst tanzt!«

»Er kann sich's ja nicht aussuchen,« sagte der Meister, »er muß mit der Vornehmsten tanzen.«

»Wer wird das sein?« fragte die Mutter.

»Die Baronin von Heidenbruck,« entgegnete Friedrich.

»Die alte Frau kann doch nicht tanzen?«

»Nur eine Polonaise zur Eröffnung des Balles, dann kommt der Walzer!«

»Mit wem tanzest Du den?«

»Mit Heidenbruck's Schwester!«

»Also wieder mit der Vornehmsten,« rief der Vater, »und dann mit der Reichsten, und wenn sie alt und schief und krumm wären, so geht's in der Welt! Ich hab' Dir's ja gesagt! Und das rechnen sie sich zur Ehre an!«

»Ist die Schwester des jungen Barons so häßlich?« fragte die Mutter.

»Helene häßlich?« rief Friedrich mit einem solchen Tone des Entzückens, daß der Vater ihn scharf mit seinen grauen Augen ansah und eine Frage auf den Lippen hatte, als ein Wagen vor die Thür rollte und Friedrich sich abwendete, um dem Blick des Vaters auszuweichen. Gleich darauf trat Erich's Diener in großer Livree herein, zu melden, daß der Baron Herrn Brand erwarte. Die Mutter blickte wohlgefällig zum Vater herüber, Friedrich gab den Eltern die Hand und eilte hinaus. Die Mutter wollte ihn begleiten, der Alte hielt sie zurück.

»Er hat ja einen Diener!« sagte er so laut, daß sein Sohn es noch hören konnte, und unter dem Eindruck

dieser spottenden Worte erreichte Friedrich das Rathhaus, in dem der Ball gefeiert wurde.

Der Lichtglanz des Saales, die geschmückten Frauen, die eigene Festkleidung hoben seine Stimmung, es war ihm froh und feierlich zu Muthe, er fühlte die Lust des Gebietens, Alles was ihn gehemmt, gedrückt in dieser Zeit, war von ihm genommen und mit freudiger Spannung hingen seine Blicke an der Eingangsthüre, jeder Bewegung in den Vorzimmern folgend, die ihm das Kommen der Geliebten zu verkünden schien. Mehrmals hatte er sie zu erspähen geglaubt, und immer war sie es noch nicht gewesen. Jetzt plötzlich sah er den Kopf des Barons die Umstehenden überragen, sein Herz wallte auf, seine Augen leuchteten, im nächsten Augenblicke war er an Helenens Seite, ihr den Arm zum Eintritt in den Saal zu bieten.

Schöner war sie nie gewesen, als in dem weißen Seidenkleide, dessen matter Glanz die Frische ihrer Farben hervorhob, als mit der vollerblühten Rose in den Locken, liebreizender war sie ihm nie erschienen, als jetzt, da sie mit den

Worten: »Wie lange habe ich Sie nicht gesehen!« die schönen Augen zu ihm aufhob.

»Ja lange, lange nicht!« rief Friedrich — »aber Sie sind ja wieder hier!«

»Ich bleibe auch hier!«. bekräftigte Helene. Friedrich athmete auf. Welche Seeligkeit lag für ihn in diesen Worten! Und wie nun die Trompeten schmetterten durch den Saal, wie er die Geliebte in seinen Armen hielt, abgetrennt von der Menge um sie her, sein ganz allein in diesem Augenblicke, da war er vor überfluthender Wonne keines Wortes mächtig. Sie kannte und sie theilte seine Liebe, denn sie hatte seine Eifersucht besänftigt. »Gut wie der Allgütige!« rief er entzückt, und als Helene bei den Worten verwundert zu ihm emporsah, da traf sie aus seinen Augen ein so voller Strahl der Liebe, daß sie zitternd die Augen senkte, und sich Schutz suchend fester an den Arm des Jünglings hing, vor dessen Macht über sie ihr Herz erbebte.

In immer steigender Freude schwand den Liebenden der Abend dahin, auch Cornelie schien eine Andere und heiterer zu sein, als sonst. Sie

trug ihr Haupt frei empor und Friedrich fiel es auf, mit welcher Lust sie tanzte. Sie hatte mehrmals gegen ihn ausgesprochen, daß der Tanz ihr keine Freude mache und daß sie ihn vermeiden würde, hätte man ihr nicht verboten, sich davon auszuschließen. Er erinnerte sie an ihre frühere Behauptung und fragte, wodurch diese Veränderung in ihr bewirkt worden sei.

»Nun,« entgegnete sie ihm, »da Sie mich so ehrlich fragen, will ich Ihnen ebenso ehrlich antworten. Ich habe in Steinfelde die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der mir eine andere Ansicht über die meisten Dinge beigebracht hat, die mir zuwider waren, weil sie mir so leer und oberflächlich schienen!«

»Und wie ist ihm das gelungen?«

»Er hat mir bewiesen, man thue Aeußerlichkeiten zu viel Ehre an, wenn man sie mit Abneigung betrachte, und es sei ebenso thöricht, sich gegen sie zu sträuben, als sie mit Vorliebe zu suchen. Man müsse sich gewöhnen, sie mit Gleichgültigkeit zu behandeln und seine Seele gegen ihren Einfluß stählen, wie man seinen Kör-

per abhärte gegen die Einwirkungen eines Witterungswechsels, denen man sich nicht entziehen könne.«

»Und darum gewährt Ihnen der Tanz mehr Freude als bisher?«

»Ich habe nicht mehr das Mißgefühl, welches ich sonst dabei empfand. Ihnen darf ich das sagen, denke ich, da ich es Ihnen gegenüber weniger hegte, als im Allgemeinen.«

»Aber worin bestand denn dieses Mißgefühl?« forschte Friedrich weiter.

»In dem Bewußtsein meiner Häßlichkeit! Aber auch diese habe ich als etwas zu Wichtiges angesehen!« antwortete Cornelie mit einer heftigen Selbstüberwindung, die ihr Gesicht mit dunkler Röthe überzog.

Friedrich betrachtete sie mit Verwunderung, der gewaltsame Freimuth kleidete sie vortrefflich, es war als hätte man einen Bann von ihr genommen, so stolz und sicher blickte sie umher.

»Und wer ist der Mann, der diese Aenderung Ihrer Ansichten bewirkte?« fragte Friedrich.

»Es ist ein Herr von Plessen, Sie werden ihn kennen lernen, da er uns besuchen wird, sobald er in die Stadt zurückkehrt.«

»Wer wird uns besuchen?« fragte ihr Bruder, der diese letzten Worte gehört hatte, da die Paare nach beendetem Tanze nahe aneinander vorübergingen.

»Herr von Plessen!« antwortete sie mit einem Tone der Vertheidigung, als wolle sie einen Angegriffenen aufrecht erhalten. Indeß Friedrich achtete nicht weiter darauf, denn er wurde mit Schrecken gewahr, daß die Baronin sich erhob, daß die Töchter nach ihren Mantillen griffen, lange ehe der Cotillon begann.

»Die Deinen gehen fort,« rief er bestürzt seinem Freunde entgegen, »und Deine älteste Schwester hat mir den Cotillon versprochen!«

»Sie ist immer dieselbe!« lachte Erich, während sie sich zu den Damen verfügten, und gegen Helene gewendet fragte er: »Hast Du vergessen, daß die Eltern niemals bis zum Cotillon auf dem Balle bleiben, Helene? Wie konntest Du Dich dazu versagen?«

»Ich hoffte, die Mutter würde eine Ausnahme machen!«

»Und weshalb das?«

»Weil ich es wünschte!« antwortete sie mit einer solchen Anmuth, daß Erich, bestochen von ihrem Liebreiz, selbst einen Versuch machte, die Eltern zu längerem Verweilen zu bestimmen. Da es ihm nicht gelang, sagte er scherzend: »Du siehst nun, Friedrich, was man von den Versprechungen dieses leichtsinnigen Mädchens zu erwarten hat!« aber diese arglosen Worte machten einen peinigenden Eindruck auf den Freund und auf die Schwester. Er begehrte einen Widerspruch von ihr zu hören, Helene ihm keinen Zweifel gegen sich zu lassen, und als er ihr in den Wagen half, als ihre Hand in der seinen ruhte, sagte sie leise, kaum hörbar selbst für das Ohr des Liebenden: »Ich bin nicht leichtsinnig!«

Dann entschwand sie seinem Auge, der Wagen rollte davon und der Jüngling blickte ihr nach, eine ungeahnte Seeligkeit im Herzen.

Elftes Kapitel.

Während dies neue, stille Liebesleben das Dasein des Jünglings verschönte und Helene sich ohne vorwärts zu blicken in dem Zauber der Gegenwart wiegte, sah Friedrich sich zu einer erhöhten Thätigkeit gezwungen, da sein Vater schwer erkrankt war und jetzt die Sorge für den Unterhalt der Eltern ihm allein oblag. Aber die Jugend besitzt eine Schnellkraft, welche alle Anstrengungen späterer Jahre übertrifft. Obschon des Erwerbes wegen genöthigt, die Zahl der Unterrichtsstunden, welche er ertheilte, fast zu verdoppeln, setzte er die Vorbereitungen für sein Examen fort und arbeitete mit höchstem Eifer an

der Lösung einer Preisaufgabe, die begonnen zu haben, er selbst dem Freunde verheimlichte.

Von Jugend auf gewöhnt, den Unterschied der Stände und der Lebensverhältnisse ehrend anzuerkennen, war er sich der Kluft bewußt, welche ihn von der Geliebten trennte, er sagte sich, daß es Thorheit sei an ihren Besitz zu denken, Thorheit ihr von einer hoffnungslosen Liebe zu sprechen, ein Unrecht sie in ein Verhältniß zu verlocken, das ihre Eltern niemals billigen, das selbst Erich, trotz seiner Treue für den Freund, zum Gegner haben würde, und doch blickte er strebend und hoffend in die Zukunft, doch trachtete er sich auszuzeichnen, seine Laufbahn so schnell als möglich zu vollenden, um Helenens willen.

Die Abende, welche er meist im Kreise ihrer Eltern zubrachte, waren sein Lohn für die Mühe des Tages und gewannen an Bedeutung und Anregung, seit Herr von Plessen ein Gast des Hauses geworden war. Ohne Vermögen, hatte seine Familie ihn für das Militair bestimmt, aber er hatte diesen Beruf verlassen und sich dem Studium der Theologie zugewendet, da seine schwache

Gesundheit ihm zeitig den Glauben an einen frühen Tod, und damit die Neigung zu ernsten Betrachtungen über das Wesen und die Zukunft des Menschen gegeben hatte.

Es war noch im Laufe des Winters, als Friedrich ihn zum ersten Male sah, da er an einem Sonntage früher als gewöhnlich das Heidenbruck=sche Haus besuchte. Er fand ihn mit Cornelie allein, in einem nachdenklichen Schweigen, das nur die Folge eines tiefgehenden Gespräches sein konnte. Als die Männer einander vorgestellt wurden, bot Plessen dem Ankommenden die Hand und sagte: »Mich dünkt, wir sind uns keine Frem=den mehr, und wären wir es, so müßte der ge=meinsame Beruf und das uns ebenso gemeinsame Streben nach Selbstveredlung uns doch bald ver=binden!«

Es lagen ein milder Ernst und eine gewin=nende Freundlichkeit in den Worten, die einen sehr angenehmen Eindruck auf Friedrich machten, und schon nach wenig Augenblicken fand er sich in eine Unterhaltung verwickelt, die ihn span=nend fesselte.

»Ich habe einige Jahre von unserer Vaterstadt entfernt gelebt,« sagte Herr von Plessen, »und bin überrascht gewesen, unter unseren Mitbürgern bei meiner Rückkehr einen Luxus und eine Vergnügungssucht herrschend zu finden, welche ich in derselben sonst nicht beobachtet. Es ist jetzt hier, wie in so vielen großen Städten, man lebt in oberflächigen Genüssen das Dasein hin, als ob es allein darauf ankäme, sich am Tage zu übertäuben, um die Nacht ermüdet zu verschlafen. Jenes Ringen nach sittlicher Entwicklung, nach einem höheren, geistigen Ziele, von dem man im Vaterlande zu Anfang dieses und zu Ende des vorigen Jahrhunderts so tief erfüllt war, daß es sich noch heute in der Literatur jener Epoche deutlich ausspricht, davon ist keine Rede mehr. Der Sinn für ein höheres Leben ist in Deutschland fast nirgend mehr vorhanden.«

»Und ist er Ihnen im Auslande lebhafter erschienen?« fragte Friedrich.

»Ja! viel lebhafter. England ist entschieden idealistisch, d. h. religiös, man sorgt für seine Seele, man ist sich ihres Zusammenhanges mit ihrem

Schöpfer stets bewußt, und läßt, wenn auch nicht in dem Grade wie in Amerika, sich die Sorge für das Seelenheil Aller ernstlich angelegen sein.«

»In Frankreich aber haben Sie es wohl um so schlimmer gefunden?«

»Keineswegs! Es ist doch wenigstens in der Politik dort ein geistiges Interesse vorhanden, in dem Widerstande, welchen man der immer wachsenden Reaction entgegensetzt. Die französische Revolution, so sehr ich ihr abgeneigt bin, hatte ihre unläugbar edlen Anfänge in dem Bestreben Einzelner, die Menschenrechte des Volkes gegen die entsittlichten Herrscher und einen entsittlichten Adel zu vertreten, und wenn der Ausgang dieses heiligen Beginnens auch ein nicht genug zu verdammender gewesen ist, so sind doch die Geister in Frankreich erweckt und erschüttert worden, und es lebt in einem Theile des Volkes ein Idealismus, der nach dem rechten Wege sucht und ihn auch finden wird.«

»Sie meinen die politische Freiheit?« fragte der Jüngling.

»Sie ist das Ziel, das man in Frankreich zu-

nächst im Auge hat, aber ist dies errungen, so wird man, wenn ich mich nicht ganz in dem Charakter jenes Volkes täusche, sich von der freigewordenen Erde zum Himmel wenden, und aus der göttlichen Gnade die Kraft gewinnen, die irdischen Dinge durch Liebe und Frieden zur Heiligung zu bringen.«

»Und erwarten Sie diesen religiösen Aufschwung von den Protestanten oder von den Katholiken?« fragte Friedrich.

Plessen blickte ihn eine Weile prüfend an und entgegnete dann nach einem kurzen Nachdenken: »Ich weiß nicht, in wie fern ich damit gegen Ihre Ueberzeugungen verstoße, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich die religiöse Erhebung der Zukunft zunächst von dem Katholicismus erwarte.«

»Vom Katholicismus?« rief Cornelie betroffen, »und Sie sind ein strenger Protestant!«

Ohne darauf bestimmt zu antworten, sagte Plessen: »Der Protestantismus, aus dem unsere neue Philosophie hervorgegangen ist, hat gerade durch diese letztere die Menschen stumpf und einseitig gemacht, und da die Deutschen sich vor-

zugsweise der Philosophie ergeben haben, sieht es bei uns im Grunde am Schlimmsten mit dem geistigen Leben der Gebildeten aus. Wir raisonniren wo wir empfinden sollten, wir kritisiren wo wir glaubend verehren müßten, wir grübeln wo es nöthig wäre zu handeln. Jeder hält sich für berechtigt, bis an die äußersten Grenzen des Denkens vorzuschreiten und eben darum zu einer umfassenden Wirksamkeit berufen — und nur zu bald von der Unmöglichkeit derselben überzeugt, mag man sich nicht die eigene Unfähigkeit bekennen, sondern verzagt lieber an der Möglichkeit des Wirkens überhaupt, um sich einer trostlosen Abspannung oder einer thörichten Zerstreuungssucht zu überlassen, durch die aller Zusammenhang mit unserer wahren Heimath unterbrochen und endlich vernichtet wird.«

»Aber,« bemerkte Friedrich, »ich sehe nicht, daß es innerhalb des Katholicismus anders wäre!«

»Ich bin auch weit davon entfernt, den Katholicismus mit seinen schlimmen Auswüchsen zu vertreten,« erwiederte Plessen, »ich anerkenne in ihm nur viele Elemente der Heiligung, viele nützliche

Institutionen und Schranken, deren der Mensch nicht wohl entrathen kann.«

»Und welche sind das?« forschte Cornelie.

»Vor allen Dingen die tägliche Andacht und der Besuch der Kirche. Es ist unschätzbar, daß der Mensch in den geheiligten, edel schönen Räumen einer Kirche täglich, und wäre es auch nur für wenige Minuten, abgetrennt wird von dem zerstreuenden Tagewerk, von dem Drängen und Hasten des Alltagslebens, daß seine Seele durch äußere Nöthigung gewöhnt wird, ihrer selbst alltäglich zu gedenken und sich ihres erhabenen Ursprungs zu erinnern. Zweitens aber halte ich auch eine Autorität in Glaubenssachen für ein Glück, weil sie dem Menschengeiste und seinem fruchtlosen Forschen Schranken setzt.«

Friedrich, obschon selbst von Herzen gläubig, bestritt diese Ansicht. Er meinte, dem Gläubigen könne die Forschung nur Bestärkung seines Glaubens gewähren; jedoch Herr von Plessen ließ sich dadurch nicht irren, und so ernsthaft Jener auch das Recht der unbeschränkten Forschung zu vertreten wußte, blieb sein Gegner dabei, jedes For-

schen fruchtlos und gefährlich zu nennen, das sich auf das eigentliche Wesen des Menschen richte, weil die Grenzen desselben, Anfang und Ende, eben undurchdringliche Geheimnisse bleiben würden, und man leicht auf Irrwege gerathe, wenn man sich von der einzig sicheren Straße des Glaubens und der Offenbarung entferne.

»Wir thun besser,« meinte er, »wenn wir unser Werden und Dasein als eine Gnade annehmen, unser Ende vertrauend in die Hand des Allgütigen legen, und uns innerhalb der gesteckten Schranken erziehen für ein höheres Schauen, das uns einst sicher vergönnt sein wird, wenn wir die Zeit unsers Erdenwallens benutzten, so weit es in unseren Kräften steht, der niederdrückenden Noth des äußeren Lebens zu wehren, damit geistige Erhebung und dadurch wahre Heiligung möglich werde für alle unsere Mitmenschen.«

Der Eintritt des Barons unterbrach die Unterredung und stets sein Ziel im Auge, wendete Herr von Plessen sie geschickt auf die Lage der ländlichen Tagelöhner, über die der Baron die beste Auskunft zu geben wußte, und die kennen

zu lernen für die beiden jungen Theologen gleich bedeutend war.

Herr von Plessen hatte sich über diese Verhältnisse in England und Amerika genau zu unterrichten gestrebt, und bald hatte das Gespräch, nachdem der Doctor und Erich dazu gekommen waren, eine ganz praktische Richtung genommen, bei welcher der Doctor seine Erfahrungen unter den niederen Ständen, Erich seine kameralistischen Studien, die Baronin ihre Bemerkungen über das Familienleben der Gutsinsassen und die Zustände der dienenden Klasse gleichmäßig zu verwehrten und förderlich zu machen im Stande waren, während alle Anwesenden mit der Aufklärung neuen Anreiz zum Helfen und neuen Muth für günstige Erfolge gewinnen mußten.

Mochten nun dabei auch die Ansichten des Barons, der sich es nicht nehmen lassen wollte, das Gute, welches er zu fördern bereit war, als einen Act der freien Gnade anzusehen, weit abliegen von des Doctors Ueberzeugung, daß der Arme Hülfe zu fordern berechtigt, und daß sie zu gewähren nicht Gnade sondern Pflicht sei, so wußte

Plessen durch geschickte Uebergänge ausgleichend und vermittelnd zu wirken; und als man sich spät am Abende trennte, schied Friedrich mit einem Gefühle der Theilnahme und Verehrung von dem neuen Bekannten, obschon Vieles in seinen Ansichten ihm fremd und und unannehmbar dünkte, und er sich zu seiner eigenen Verwunderung des Gedankens nicht enthalten konnte, daß es Noth sei, sich gegen dessen Einfluß zu verwahren.

Herr von Plessen mochte dreißig Jahre alt sein. Klein von Gestalt, mit unbedeutenden Gesichtszügen, forderte nur sein Auge Aufmerksamkeit durch den Blick, der die Menschen fest halten zu wollen schien mit seinem sanften Ausdruck. Eben so eigenthümlich war seine Stimme, die schwach und klanglos, sich durch eine gewisse Innigkeit Eingang in die Herzen zu bereiten wußte. Man konnte ihm begegnen ohne ihn zu beachten, aber einmal aufmerksam auf ihn geworden, gewöhnte man sich an ihn wie an ein mildes Licht, wie an eine weiche Luft, die uns gefangen nehmen, weil sie uns zum Bedürfniß werden.

Auch währte es nicht lange, bis er den Frauen des Hauses ein unentbehrlicher Berather wurde, denn es war mit ihm eine neue Richtung in ihre Bestrebungen gekommen, ein gewisser Ernst, der sich nach allen Seiten hin bemerklich machte. Was Mutter und Töchter bisher als Sache der bloßen Unterhaltung behandelt: Literatur, Musik und Malerei, wurden mit größerer Gründlichkeit betrieben, als Künste, deren Ausübung die Seele vor dem Versinken in das Alltägliche bewahrt; die Fürsorge für Nothleidende, der man sich im Herzensdrange unbefangen hingegeben, wurde zu einem wirklichen Geschäfte gemacht, und die ganze Geselligkeit nicht mehr als Mittel zur Zerstreuung, sondern mit dem Gedanken angesehen, daß durch dieselbe ein geistiger Fortschritt gefördert und Theilnahme an den Ueberzeugungen erregt werden müsse, von deren Wahrheit man sich mehr und mehr durchdrungen fühlte.

Cornelie fand auf diese Weise die Thätigkeit, nach der sie sich gesehnt hatte, und auch Helene gewann täglich neue Theilnahme für Plessen, seit er einst in ihrer Gegenwart mit Erhebung über

den Beruf des Geistlichen auf dem Lande und über die Nothwendigkeit gesprochen hatte, daß ein solcher sich durch die Wahl einer gleichdenkenden und gleichgebildeten Gattin zum Vorbilde und zum Berather der Gemeinde mache in leiblichen und geistigen Dingen. Da er nun obenein die höchste Achtung vor dem Familienleben hegte, da er strenge Unterwerfung des Einzelnen unter die gemeinsamen Interessen als eines seiner Grundgesetze hinstellte, und allem Gewaltsamen sich entschieden abgeneigt erwies, so hatte er auch den Baron und Erich für sich gewonnen, die sich, Jeder auf seine Weise, die Theorien Plessen's nützlich glauben konnten. Nur der Doctor verhielt sich gleichgültig, ja fast nichtachtend gegen ihn, obschon er die durch jenen angeregten Veränderungen in dem Treiben der Frauen billigte, und als Friedrich ihn einst befragte, was er von Plessen denke, hatte er lächelnd erwiedert: »Wenn ich die Möglichkeit sehe, auf einem guten Boden ein solides Haus zu bauen, so kann es mir gleich gelten, wenn die Ziegel zu demselben von einem Menschen herbeigetragen werden, der auf schwa-

chen Füssen steht. Der Bau kommt vorwärts, und fällt der Ziegelträger vom Gerüste, so mag er selbst zusehen, was aus ihm wird! Die Frauen, namentlich Cornelie, entwickeln sich durch Plessen. Was sie aus ihm, was er dabei selbst aus sich machen wird, das muß man abwarten.«

So war eine längere Zeit entschwunden, Friedrich hatte seine Preisarbeit eingereicht und der Tag der Entscheidung war gekommen. Die große akademische Aula war mehr als sonst bei ähnlichen Festen von einer zahlreichen Zuhörerschaft erfüllt. Im großen Halbkreise, dem hohen Katheder zunächst, von welchem herab der Professor der Beredsamkeit die Namen der Sieger verkünden sollte, saßen die würdigen Lehrer aller vier Facultäten, zugleich mit den höchsten Behörden der Provinz und der Stadt. Hinter ihnen, deren Sitze durch Schranken von dem übrigen Raume getrennt wurden, standen und saßen in buntem Gemische die Studenten, so wie eine Anzahl von Einwohnern, welche neben der Lust an all dergleichen Schaustellungen auch die Neugier oder die Theilnahme herbeigezogen hatte.

Unter den Studenten befand sich auch Friedrich. Unfern des Einganges, hinter eine der großen Säulen versteckt, die die Wölbung des Saales trugen, schien er geflissentlich die Nähe seiner Bekannten zu meiden, welche an dem entgegengesetzten Theile des Saales zusammengedrückt standen. Sein Herz klopfte hörbar, als jetzt der Prorector in feierlicher Amtstracht den Katheder bestieg, um zunächst in wohlgesetzter lateinischer Rede die Wichtigkeit und den Nutzen dieser von der Municifenz des Herrschers begründeten Preisbewerbungen darzustellen, und sodann den herkömmlichen Ausdruck tiefster Verehrung und Dankbarkeit für so große Wohlthat in Phrasen auszusprechen, welche freilich mehr an das kaiserliche als an das freie republikanische Rom erinnerten.

Allein Friedrich hörte nichts von all den superlativischen Erhabenheiten, in welchen der gelehrte Redner ebensowohl seine gediegene Kenntniß Ciceronischer Latinität, als seine unbegrenzte Ergebenheit und Liebe für das angestammte Fürstenhaus darzuthun strebte. Es brauste ihm vor den

Ohren und flimmerte ihm vor den Augen, als jetzt der Sprechende, auf die Preisbewerbung dieses Jahres überlenkend, den Eifer lobte, mit welchem sich die »Commilitonen« an derselben betheiligt; und sein Herz bebte, als zum Beweise dieses Eifers die Anzahl der für jede Preisaufgabe eingereichten Bewerbungen aufgezählt wurde, — eine Anzahl, welche die früherer Jahre bei weitem übertraf. Für die Preisfrage, welche Friedrich zu beantworten versucht hatte, waren noch fünf andere Arbeiten eingereicht worden! Dem Jünglinge sank der Muth. Fühlte er sich gleich manchem Tüchtigen seiner Genossen nicht unebenbürtig, so gab es doch wieder Stunden, und die, welche er jetzt erlebte, war eine der härtesten, in denen er an seinem ganzen Wissen und Können nicht nur zweifelte, sondern auch verzweifelte. Jetzt erschien es ihm gewiß, daß alle seine Arbeit, daß die Anstrengungen und Nachtwachen eines Jahres vergeblich gewesen sein würden, und er segnete die Festigkeit, mit welcher er seinen Entschluß, sich an die Bearbeitung jener Preisaufgabe zu machen, allen seinen Freunden verheimlicht

hatte. Schon stand er im Begriffe sich zu entfernen, bevor die verhängnißvolle Entscheidung ausgesprochen würde, um nicht in Gefahr zu kommen, sich unabsichtlich durch seine Bewegung zu verrathen. Da plötzlich trafen sein Ohr die Worte des Redners: »Von allen eingereichten Arbeiten sind indessen nur zwei, wenn auch im verschiedenen Grade, des Gegenstandes würdig befunden, aber durch einen höchst wunderbaren Zufall führen die versiegelten Zettel, welche die Namen der Verfasser enthalten, ein und dasselbe Motto!« Der Redner recitirte es. Es war ein Vers des Dichters Sophokles in der Ursprache, dessen Sinn lautete:

»Einfach ist von Natur der Wahrheit Spruch!«

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, fuhr Friedrich zusammen. Dies war sein Motto, das er aus seinem Lieblingsdichter gewählt hatte. Aber war er jetzt wirklich der Sieger? Um keinen Preis mochte er die so wunderbar verzögerte Entscheidung abwarten. Ein Tuch vor das Gesicht haltend, drängte er sich durch die ihn umgebende Menge der Thür zu, indeß noch

hatte er sie nicht erreicht, als der Klang seines Namens aus dem Munde des Redners sein Ohr traf, der ihn unter den schmetternd einfallenden Fanfaren als den Sieger im Preiskampfe ausrief.

Er sah es nicht mehr, wie alle Blicke sich nach ihm wendeten, er achtete nicht auf den Zuruf seiner Bekannten, und hatte bereits schnellen Schrittes den Universitätshof durchmessen, ehe Erich durch die Menge den Weg zur Ausgangsthüre finden konnte. —

Freudeberauscht eilte er durch die Straßen, ohne sich zu fragen, wohin er gehe? Erst vor dem Hause des Barons stand er plötzlich still, als sei er betroffen, sich hier zu finden. Er wollte umwenden, aber er vermochte es nicht, er mußte Helene sehen.

Zum ersten Male fand er sie allein. Sie saß arbeitend an ihrer Staffelei, als er das Zimmer betrat, und ihr erster Blick verrieth ihr seine Erregung, theilte sie ihr mit.

»Was ist Ihnen begegnet? Was ist geschehen?« fragte sie.

Da brach es wie ein lang verborgenes Feuer

in ihm hervor, und sich ihr mit beiden Armen um den Nacken werfend, rief er fast athemlos: »Ich liebe Dich so sehr!«

Helene war keines Wortes, keines Gedankens mächtig, sie hatte sich an seine Brust gelehnt und die Augen geschlossen. So hielten sie sich sprachlos umfangen, dann drückte er sie noch einmal fest an sein Herz und trat zurück, während Helene sich wie betäubt auf den Sessel an ihrer Staffelei niederließ und die Hand des Geliebten in der ihren hielt, als bedürfe sie dieser Stütze. In ihr Anschauen versunken stand der Jüngling neben ihr.

»Wann haben wir uns denn zuletzt gesehen?« fragte sie endlich, weil ihr neues Empfinden sie ihrer ganzen Vergangenheit entrückte.

Ohne ihre Frage zu beantworten, sagte Friedrich: »Sie sollten es nie erfahren, niemals — aber —« Er hielt inne, denn er hatte vorgehabt, ihr von seinem Siege zu erzählen, nun da er es aussprechen wollte, kam ihm das Errungene so nichtig vor gegen die Gunst ihrer Liebe, daß es ihn beschämte, und sich zu ihr niederbeugend sagte

er mit bebender Stimme: »ich verdiene Sie nicht, ich bin so wenig!«

Seine Augen füllten sich mit Thränen, die Geliebte sah es und ihr Haupt an seinen Arm lehnend, hauchte sie leise: »mein Alles!« drückte seine Hände und verließ schnell, wie über sich selbst erschrocken, das Gemach.

Wonneschauernd in dem Bewußtsein von Helenens Liebe eilte der Glückliche in die Wohnung seiner Eltern, um ihnen Freude zu bringen, die sie sehr bedurften.

Zwölftes Kapitel.

In der Werkstatt war Alles leer, Hobel und Sägen hingen an der Wand, die Werkzeuge ruhten ungebraucht im Kasten. Die Thüre nach der Stube war geöffnet, um mehr Luft darin zu haben, denn der Meister lag noch immer an der Gicht darnieder, die eine Erkältung beim Abladen von Brettern ihm zugezogen. Sie hatte sein Leben in Gefahr gebracht, weil sie sich auf den Kopf geworfen. Jetzt war er lange schon wieder bei Bewußtsein, aber der Krankheitsstoff gährte noch im Körper und hatte die Hände zusammengezogen, daß der rastlos thätige, ganz auf sich

und seine Kraft gestellte Mann, nicht fähig war sich selbst zu helfen, nicht Speise, nicht Trank allein an seine Lippen führen konnte.

Der Doctor hatte ihn mit treuer Sorgfalt gepflegt, hatte unentgeltlich Arzenei für ihn geschafft und würde mehr Hülfe zu bieten versucht haben, hätte er nicht gesehen, wie ängstlich der Sohn die obwaltende Noth zu lindern, die Unzulänglichkeit seiner Mittel zu verbergen strebte

Als Friedrich in die Stube trat, war es still darin. Die Mutter saß, Kartoffeln zur Abendsuppe schälend, an dem großen Tische zwischen den Fenstern, der Vater schlief. Die Gardine von weiß und blauer Leinwand war über das Bett zusammengeschlagen, daß man den Kranken nicht sehen konnte, aber man hörte seine Athemzüge durch die Stille, neben dem gleichmäßigen Ticken der Uhr, die hier seit langen Wochen nur Schmerzensstunden abzuzählen gedient hatte. Die Mutter winkte ihm leise aufzutreten, und reichte ihm die von der Arbeit geschwärzte, an der Schürze gereinigte Hand entgegen.

»Wie geht es?« fragte Friedrich.

Die Mutter zuckte mit den Schultern und seufzte: »Wie soll es gehen? er hat keine Ruhe, nicht Tag nicht Nacht, grade Nacht's ist es am schlimmsten, und ich kann auch bald nicht weiter!«

»Warum lassen Sie mich denn Nachts nicht bisweilen bei ihm? Ich habe Sie so oft darum gebeten!«

»Sollst Du auch krank werden und das Elend erst ganz vollkommen?« wendete die Mutter ein.

»Ich habe manche Nacht durcharbeitet und es hat mir nicht geschadet, das könnte ich hier ebenfalls!«

Arbeiten? wenn ein Mensch sich vor Schmerzen windet wie ein Wurm! Das Stöhnen reißt Einem ja durch's ganze Herz!«

»Und habe ich denn nicht manche Nacht tanzend und in Gesellschaft verlebt, Mutter, die Sie mir statt Ihrer zu wachen nicht erlaubten?«

»Das war auch gut, das wollte ich grade, Fritz! Es arbeitet sich schlecht, wenn man an Nichts zu denken hat, als an Elend und an Sorgen. Unser Herrgott schickt dem Menschen

auch im Winter zuweilen Sonnenschein, weil er am besten weiß, daß man's in ewigem Regen und Schnee nicht lange aushält. Ich schlafe doch nicht, wenn Du hier sitzest bei dem Alten und ich mir denke, morgen muß der Fritz früh an die Arbeit und darf nicht einnicken wie du, wenn du einmal nicht weiter kannst. Es ist genug, daß Du uns Brot schaffst!«

Während dieses Gespräches hatte sie ihre Arbeit beendet, packte die Kartoffelschaalen in die Schürze zusammen und stand auf, um nach der Küche zu gehen. Da hielt der Sohn sie fest und sagte: »Heute bringe ich etwas Neues und etwas sehr Gutes, Mutter!«

»Etwas sehr Gutes!« wiederholten sie und der Vater zu gleicher Zeit, der erwacht war und die letzten Worte vernommen hatte.

Friedrich war an's Bett getreten und hatte die Vorhänge zurückgeschlagen. Der Alte lag bleich und abgemattet da, seine dunkelgrauen Augen sahen unheimlich groß aus den eingefallenen Höhlen unter den buschigen Brauen hervor, und der lange nicht geschorene, schwarz-

graue Bart machte das Gesicht noch blässer und magerer erscheinen.

»Mach' mich gesund, das ist das Allerbeste!« sagte er.

»Es wird Ihnen Gesundheit schaffen, Vater!« antwortete der junge Mann, »ich habe eine Preisaufgabe gelöst und bekomme morgen hundert zwanzig Thaler dafür. Damit können Sie sich ruhig pflegen, bis Sie gesund sind, Vater!«

»Hundert zwanzig Thaler!« rief die Mutter, »hundert zwanzig Thaler!« — und brach dann in Thränen aus, während sie die Schüssel aus der Hand stellte und sich niedersetzte, als könne sie sich nicht aufrecht halten; der Vater aber lag still und regungslos, so daß Friedrich darüber erschrak und sich mit der Frage zu ihm niederbeugte: »Fehlt Ihnen Etwas, Vater daß Sie gar Nichts sagen?«

»Ich glaub's noch nicht!« murmelte der Alte, und schwere Tropfen begannen aus seinen Augen nieder zu fallen. Dann schwieg er eine kleine Weile, bis er mit Heftigkeit die Worte herausstieß: »Nun brauche ich nicht in's Hospital, nun brauchst Du

nicht zu betteln für Deinen alten, kranken Vater!« — Er hob die gelähmten Hände zum Gesicht empor und weinte bitterlich. Friedrich hatte sich zu ihm gesetzt, und auch seine Thränen flossen, während er des Vaters Haupt unterstützte und ihm die Augen trocknete.

»Laß nur, Fritz! laß's gut sein!« sagte der Vater, »es ist mir wohl, daß mir's vom Herzen kommt, ich habe nicht geweint mein Lebetag, daß ich es denken kann. Aber es hat mir das Herz abgefressen Tag und Nacht, wenn ich mir sagte, wie lange wird er es noch machen, er ist auch nicht der Stärkste. Und im Schlafe habe ich Dich schon gesehen leibhaftig vor dem Bezirksvorsteher um Armengeld betteln, und bitten um einen Platz im Krankenhause, und ich wußte, das war mein Tod, wenn mein eigen Fleisch und Blut sollt', betteln gehen für mich. Schon die freie Medizin war mir wie Gift und jeder Tropfen davon bittere Galle!«

Er sprach das Alles gegen seine Gewohnheit mit großer Leidenschaftlichkeit, und weinte dann wieder, aber leiser und ruhiger als zuvor. Der

tief erschütterte Sohn hatte seinen Arm sanft um des Vaters Hals gelegt.

»Sie sollen Niemand brauchen als mich, keinen Menschen auf der Welt, Vater!« beruhigte er, »so lange ich leben und arbeiten kann! Niemand als mich!«

»Ja! Niemand als Dich!« wiederholte der Alte, »Niemand als Dich! — Laß mich elend liegen bei Wasser und Brod, aber gieb Du mir's, von Dir soll's mich nicht drücken, von Dir hab' ich's verdient mit meinem Schweiß und Blut — und Du giebst mir's ja auch gern!«

»Das weiß Gott im Himmel!« rief Friedrich mit solcher Liebe, daß der Vater seinen Kopf an die Brust des Sohnes lehnte, wie das Kind sich vertrauensvoll an den Mutterbusen birgt, seine Zuflucht in aller Lebensnoth.

Das ganze schweigende Leiden des Mannes hatte sich in diesen Ausbrüchen lang verhaltener Sorge Luft gemacht. Nun sank er erleichtert, aber auch erschöpft zurück in seine Kissen, und es verging eine Weile, ehe er die Kraft zum Sprechen wieder gewann.

Friedrich verehrte den Vater in dieser Stunde mehr als je, deutlicher als je trat ihm die Würdigkeit dieser Natur entgegen, die das Leben so belastet hatte, daß die Beweise der Liebe sich nur selten sichtbar aus ihr hervor zu ringen vermochten, und in dem Bewußtsein, wie nahe er dem Vaterherzen stehe, fand er reichen Lohn für seine Anstrengung und seine Opfer.

Als die erste Aufregung vorüber war, sagte die Mutter: »damit haben wir Jahr und Tag zu leben!«

»Womit?« fragte der Kranke.

»Mit dem Gelde, das der Fritz bekommt!«

»Das ist sein Geld und soll's auch bleiben!« sagte der Meister bestimmt.

»Gott weiß, wie gern ich es ihm ließe, daß er sich auch ruhen und was zu Gute thun könnte, denn er hat's auch nöthig,« meinte die Mutter, »aber jetzt, wo Du so krank bist — — «

»Denkst Du,« fiel ihr Jener in's Wort, »daß ich hier ewig fest liegen werde? daß ich einen Menschen um sein sauer Erworbenes bringen soll! Mir wird besser werden, nun ich weiß, daß

der Fritz von Niemand was für mich zu fordern braucht. Er soll mir helfen bis ich auf den Beinen bin, und soll behalten, was ihm übrig bleibt. Das hätt' ich ihm gethan, das soll er mir thun, und nicht mehr nicht minder!«

Mit tiefem Danke gegen Gott verließ Friedrich am Abende das Vaterhaus. Er wußte die Seinen vor Noth gesichert, und er war es, der den Eltern den Schlaf der Nächte wiedergab. »Gott wird Dir's lohnen!« hatte die Mutter gesagt, als er sie beim Fortgehen im Flur gebeten, nicht auf des Vaters Worte zu achten, sondern die ganze Summe als ihr Eigenthum anzusehen, da es ihm nach dem Examen noch leichter sein werde, für sich zu sorgen.

Sein Glaube an seine Kraft und seine Zukunft waren mächtig gewachsen an dem Tage, und die günstigen Folgen seines Sieges in der Preisbewerbung ließen nicht lange auf sich warten. Schon am Abende des Concurrenztages hatte Herr von Plessen im Hause des Barons berichtet, daß, wie er gehört, Friedrich's Arbeit Aufsehen gemacht habe unter den Profes-

soren, und daß man ihm eine Bedeutung in der gelehrten Welt voraus verkünde, wenn er sich entschließen sollte, die Universitätscarrière einzuschlagen. Dieser Gedanke fand in Erich lebhafte Zustimmung. Er war zwei Mal in seines Freundes Wohnung vorgesprochen, ohne ihn zu finden, und hatte mit seiner gewohnten werkthätigen Freundschaft auf Mittel und Wege gesonnen, wie er es ihm möglich machen könne, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, die später als ein Pfarramt Aussicht auf Erwerb versprach.

Als Friedrich am folgenden Morgen seinen Freund besuchte, rief ihm dieser seinen Glückwunsch entgegen, und sagte dann im Tone liebevollen Vorwurfs: »Du bist ein sonderbarer Mensch und hast sonderbare Begriffe von der Freundschaft. Deine eigentliche Beschäftigung hältst Du vor mir geheim, Deine folgereichsten Vorsätze fassest Du für Dich selbst, als ob es eine Freundschaft geben könnte ohne Vertrauen. Warum hast Du mir ein Geheimniß gemacht aus Deiner Preisbewerbung?«

»Ich wollte Dir's nicht auferlegen, mich über

das mögliche Mißlingen zu trösten, und mir die Demüthigung ersparen, Dir einzugestehen, daß ich nach einem mir unerreichbaren Ziele gestrebt hätte.«

»Und diese sogenannte Demüthigung hättest Du mir wirklich nicht vertraut!«

»Gewiß nicht! es wäre mir leichter geworden, sie still zu tragen, als mich vor Dir, gerade vor Dir, beschämt zu zeigen!« sagte Friedrich.

Erich blickte ihn liebevoll an und sprach nach einer Pause mit freundlicher Befangenheit: »Du hast mir aber noch mehr verschwiegen und Etwas, worauf ich noch ein größeres Anrecht hätte!«

Friedrich's ganzes Blut strömte nach seinem Herzen und mit unsicherer Stimme fragte er: »Woher weißt Du das?«

»Vom Doctor und von Plessen!«

»Vom Doctor? von Plessen?« wiederholte der Bestürzte, als ob er den Sinn der Worte nicht verstehe.

»Du hast Noth gelitten mit den Deinen und hast es mir verborgen!« beklagte sich der Freund.

Friedrich war unfähig zu antworten, der Um-

schwung seiner Empfindungen war zu plötzlich, er hatte an ein anderes Geheimniß gedacht.

»Warum nahmst Du mir das Recht, Dir zu helfen, warum gönntest Du den Meinen nicht, Dir für Deinen Vater die ihm nöthige Erquickung anzubieten?«

»Du kennst meinen Vater nicht!« rief Friedrich, nachdem er sich gefaßt hatte. »Was ich von Dir mit Freude angenommen hätte, würde ihm Bitterniß gewesen sein. Ich hatte kein Recht, mir eine Erleichterung zu schaffen, die sein schweres Leid noch schwerer gemacht hätte.«

»Wie viel einfacher empfinden wir doch, als Du und als die Deinen!« wendete Heidenbruck ein. »Hätten wir einem unter uns Leidenden Hülfe zu schaffen gewußt durch Dich oder durch die Deinen, mit welch offenem Vertrauen hätten wir sie begehrt, auch wenn es Euch schwerer geworden wäre als uns, Deinem Vater größere Pflege zu bereiten. Wir haben doch mehr Glauben an die Menschen.«

»Weil er Euch durch keine Härte zerstört ward!« wendete Jener ein. »Glaubst Du, daß mir das

Zutrauen zu Dir und zu der Deinen Güte mangelt? Ich wäre nicht würdig Dein Freund zu sein und unter den Deinen zu leben, fühlte ich nicht, was ich Euch schon jetzt verdanke, das Zutrauen zu der höheren Menschenliebe, die alle Lebens= und Standesunterschiede ausgleicht, die mir den Muth giebt, das höchste Gut für mich erreichbar zu glauben, und —« Er hielt inne und fügte dann bittend hinzu: »Tadle meinen Vater nicht, weil ihm die Gelegenheit fehlte, dies Vertrauen zu den Menschen zu gewinnen!«

Der junge Baron sah ihn verwundert an. Er begriff weder die plötzliche Erregtheit, noch das ebenso plötzliche Abbrechen seines Freundes, der nach einer kleinen Pause die Frage hinwarf: »Was wußte Herr von Plessen von meines Vaters Krankheit?«

»Du kennst die Art seiner Armenpflege, die er immer weiter ausdehnt, besonders wo es gilt, schweigender Noth zu helfen. Er sucht von den Armenvorstehern, den Apothekern die Namen derjenigen zu erfahren, die freie Medizin erhalten und dorthin Hülfe und Rath zu bringen. So

hörte er von der Bedrängniß Deines Vaters und forderte die Meinen auf, ihm beizustehen!«

»Gieb das nicht zu!« rief Friedrich mit scheuer Heftigkeit. »Mein Vater ist versorgt, die Summe, welche ich erhalten, deckt seine Bedürfnisse für lange Zeit, tastet sein Ehrgefühl nicht an!«

»Du siehst, ich fragte Dich, ob Du es wolltest?« begütigte der Freund.

»Ich verabscheue dies Spioniren der Wohlthätigkeit, wie dieser Herr von Plessen es betreibt!« fuhr Friedrich fort. »Kein Haus ist sicher vor dieser Menschenliebe, nicht das meiner Eltern, nicht das Eure. Es ist eine herrschsüchtige Liebe, und ich mag die Meinen nicht beherrscht sehen, sei es von wem es wolle!«

»Also mißtraust Du Plessen?« forschte Erich.

»Nein, das nicht! Ich halte ihn für selbstlos und es ist ihm Ernst mit Allem was er thut, aber ich scheue den Einfluß, den er, vielleicht ohne ihn zu erstreben, überall gewinnt.«

Erich hörte nachdenklich zu und sagte dann: »Das ist genau die Ansicht, welche der Vater und auch ich von seinem Wesen hegen, und grade

deshalb wirst Du den Vorschlag begreifen, den ich Dir zu machen habe. Wir bedürfen eines Erziehers für Richard, wenn ich nach beendetem Examen meine Reise antrete, und meine Mutter ist geneigt, Herrn von Plessen zur Annahme dieses Amtes zu überreden, der Vater aber wünscht seine dauernde Anwesenheit in unserem Hause nicht, und auch mir wäre sie zuwider. Könntest Du Dich entschließen des Knaben Gouverneur zu werden?«

»In Eurem Hause?« fragte Friedrich, während sein Herz hoch aufschwoll vor freudiger Ueberraschung.

»Ja! aber es würde Deine Zeit nicht zu sehr beschränken, da Richard nach wie vor das Gymnasium besuchen soll. Du gewönnest die Möglichkeit, Dich als Docent zu habilitiren, mein Vater wüßte den Knaben wohl versorgt und Alle würden sich freuen, Dich zum Hausgenossen zu bekommen!« Dabei blickte er erwartungsvoll in das Angesicht des Freundes und schien einen Ausruf der Zustimmung zu erwarten. Aber der hocherröthende Friedrich blieb ernsthaft und stumm.

»Gönne mir Zeit zur Ueberlegung!« bat er endlich.

»Zur Ueberlegung?« fragte Erich, dem es wehe that, sich in der Freude getäuscht zu haben, die er dem Freunde zu bereiten gehofft hatte, und der es doch nicht aufgeben wollte, für ihn auf diese Art zu sorgen. »Was bedarf's der Ueberlegung noch in diesem Falle! Ist es nicht den Meinen eben so förderlich als Dir?«

»Dringe nicht in mich,« bat Friedrich nochmals, »ich muß erst einig werden mit mir, ob ich's kann!«

»O! Ueberwindung muß es Dich nicht kosten!« rief Heidenbruck mit einem Anflug von Empfindlichkeit. »Es muß Dir kein Zwang sein mit den Meinigen zu leben!«

»Erich, Du bist mir böse!« sagte Friedrich.

»Nein! aber ich verstehe Dich nicht!«

»So glaube an mich!« antwortete er, drückte ihm die Hand und ging von dannen.

Dreizehntes Kapitel.

Es währte geraume Zeit, ehe Friedrich einen festen Entschluß zu gewinnen vermochte. Schon lange hatte er gewünscht, sich für den akademischen Lehrstuhl auszubilden, um in der Stadt zu leben und sich weitere Lebenskreise zu eröffnen, als die Laufbahn eines Geistlichen ihm für die erste Zeit verhieß. Seit er Helenens Liebe sicher war, sah er die schnelle Erlangung einer Professur als das einzige Mittel an, das ihm die Geliebte gewinnen konnte, und immer wieder drängte sich ihm der Glaube auf, Helene habe dem Bruder ihre Liebe vertraut und dieser wolle dem Freunde selbst die Wege für die Zukunft bahnen. Aber die Ansichten, welche er oftmals im Hause des Barons über standesmäßige Ehen, von Erich über heimliche Jugendverlobungen hatte ausspre=

chen hören, straften jene Voraussetzungen Lüge, und er dachte zu ehrenhaft, um Diejenigen zu täuschen, die ihm so zuversichtlich vertrauten. Indeß so oft er sich's auch wiederholte, daß ihm hier Entsagung Pflicht sei, mußte er immer die Augen zurückwenden auf das Glück, in Helenens Nähe zu leben, auf das er zu verzichten hatte, und mehrmals dachte er daran, dem Freunde sein Herz zu offenbaren, ihm die Entscheidung zu überlassen; denn es ist leichter sich in einen fremden Willen zu fügen, als den eigenen vernünftig zu beherrschen.

Mit schwerem Herzen und sichtlicher Befangenheit erklärte er endlich dem Freunde, daß er zwar daran denke, neben dem Examen für das Predigeramt auch das philosophische Doctorexamen zu machen und nicht auf das Land zu gehen, sondern in der Stadt zu bleiben, um sich gleichzeitig zum Prediger und zum Docenten auszubilden, daß es ihm aber nicht möglich sei, die Stelle in seinem Vaterhause anzunehmen.

Jemehr nun der Baron und Erich es wohl gemeint mit ihrem Anerbieten, je lebhafter Hele-

nens Phantasie sich, alle Schranken überflügelnd, dies Beisammensein mit dem Geliebten ausgemalt, um so größer war aller Ueberraschung bei Friedrich's Weigerung. Helene und ihr Bruder fühlten sich gegen ihn verstimmt, ihre Eltern beschuldigten ihn eines falschen Stolzes und ließen ihn das Mißgefühl entgelten, Verschmähung statt des erwarteten Dankes erfahren zu haben, denn die Vorkehrungen für Richard waren der Art getroffen worden, daß er nur wenig Stunden der Aufsicht seines Erziehers anheimgefallen und diesem der größte Theil seiner Zeit zu freier Selbstbestimmung geblieben sein würde.

Dadurch ward das Verhältniß des jungen Mannes zu dem ihm so theuren Menschenkreise plötzlich ganz verwandelt. Man tadelte ihn allgemein, sogar der Doctor wollte die Gründe nicht gelten lassen, mit denen Friedrich ihm das Ablehnen jenes Amtes erklärte, und besonders war es Helene, die ihm ihre Enttäuschung nicht vergeben zu können schien. Verkannt und gedrückt, wie er sich nun im Heidenbruck'schen Hause fühlte, verlor er die Unbefangenheit, dasselbe, wie er sonst gethan, un=

aufgefordert zu besuchen, und Helene sah in diesem Fortbleiben einen neuen Grund dem Jünglinge zu zürnen.

Als er dann endlich, von seiner Sehnsucht getrieben, eines Abends um die gewohnte Stunde den Salon betrat, dünkte ihn Alles wie verwandelt. Erich's Begrüßung, der Empfang seiner Eltern kamen ihm gezwungen vor, und hätte es ihn nicht von Herzen gezogen, sich gegen Helene aufklärend auszusprechen, er würde wieder fortgegangen sein. Aber auch diese erschien ihm kalt. Er glaubte zu bemerken, daß sie absichtlich ihren Platz verlasse, um sich von ihm zu entfernen, und zu befangen ihr zu folgen, ließ er sich von einem gleichgültigen Fremden in ein Gespräch verwickeln, das ihn lange festhielt.

Helene sah es, verargte es ihm als eine absichtliche Vernachlässigung und wollte, ohne ihn zu beachten, an ihm vorübergehen, als sie sich endlich trafen. Sein traurig bittendes Auge hielt sie gebannt, und Beide fühlten sich durch die Anwesenheit so vieler gleichgültiger Menschen, durch die Erinnerung an den Kummer der letzten Tage

beängstigt und verwirrt. Endlich fragte der Jüngling: »Zürnen Sie mir auch?«

»Wie kann man Jemand zürnen, weil er seiner Neigung Folge leistet?« entgegnete sie mit jener Unwahrheit, die den Frauen unter dem Namen des weiblichen Stolzes als Tugend anerzogen wird. Nur die höchste Liebe befreit das Weib von diesem Auswuchs unserer falschen Sittlichkeitsbegriffe. Der Mann kann im Kampfe lächeln, wenn er den Feind verwundet, das Weib thut es dem Geliebten gegenüber und findet eine Lust daran, sich und ihn zu einer Grausamkeit empor zu stacheln, von der sie Beide leiden.

»Meiner Neigung?« wiederholte er und blickte sie an, als müsse er sich überzeugen, ob sie es sei, die so zu ihm geredet.

»Oder Ihrer kalten Vernunft!« verbesserte Helene, und wendete sich von ihm zu einer Gruppe anderer Personen. Sie bemerkte Friedrich's Erbleichen, auch ihr klopfte das Herz krampfhaft und sie litt von ihrer eigenen Härte, aber grade dieses Leiden bestärkte sie in ihrer Selbstverblendung, denn sie machte es nicht sich, sondern dem

Geliebten zum Vorwurfe, der, niedergeworfen durch den Glauben, sie habe die Größe des Opfers nicht begriffen, durch das er ihrer werth zu sein getrachtet, sie liebe ihn also nicht, es nicht ertragen konnte, sie gleichgültig mit Anderen verkehren zu sehen, während er so tief betrübt war. Ihr Bild verzerrte sich ihm, er hätte sie tödten können, um sie nicht mehr lächeln zu sehen, und mit einer Verzweiflung, in der sich Haß und Liebe einten, verließ er plötzlich die Gesellschaft.

Helene sah es mit schmerzlichem Trotze, sie war zufrieden, sich nicht gedemüthigt zu haben. Aber als die Gäste sich entfernt hatten, als sie sich allein mit Cornelie in ihrem Zimmer fand, da kamen das Bewußtsein ihres Unrechts und die Reue über sie. Sie setzte sich nieder an Friedrich zu schreiben, sie forderte seine Vergebung. Das kleine Blatt war gefaltet und versiegelt, da trieb ihr der Gedanke an den Diener, den sie zum Ueberbringer und also zum Vertrauten ihres Geheimnisses machen mußte, die Röthe der Scham in die Wangen. Sie zerriß den Brief, sich tröstend mit der Hoffnung, der Geliebte werde

sie nicht entbehren können, er werde wiederkommen und sie ihm ihre Schuld gestehen, seine Verzeihung erlangen.

Aber Friedrich blieb aus, er erwartete ein Zeichen von Helene, der es leicht sein mußte, ihm eine Einladung zu erwirken, und Beide hatten begonnen, den bitteren Zorn der Liebe gegen einander zu empfinden, als Helene eines Abends in das Zimmer ihres Vaters beschieden wurde.

Die Eltern saßen auf dem Sopha, die Mutter war in sichtlicher Bewegung, der Vater hatte schweigend das Haupt auf den Arm gestützt, Erich stand in der Fensterbrüstung. Eine dumpfe Angst überkam sie als sie eintrat, sie fühlte, diese Zusammenkunft gelte ihr. Man hatte ihre Liebe für Friedrich entdeckt, man sah sie als ein Unrecht an, man wollte sie zur Rechenschaft ziehen, und willen- und urtheilslos wie sie war fühlte Helene sich schuldig, weil sie dafür gehalten zu werden glaubte.

Mit bebender Stimme fragte sie, was ihr Vater befehle?

»Ich habe mit Dir eine ernste Angelegenheit

zu berathen!« antwortete er, »nimm Dir einen Stuhl hier neben mir!«

Die Tochter gehorchte, aber der milde Ton ihres Vaters schnitt ihr in das Herz. Sie hatte den besten der Väter gekränkt, sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen, als sie sich niedergelassen hatte. Da ergriff der Baron ihre Hand, reichte ihr einen Brief hin und sagte: »Lies diesen Brief, ich habe ihn vor einer Stunde für Dich erhalten.«

Sie nahm ihn mit zitternder Hand, sie vermochte ihn nicht zu entfalten, denn sie kannte seinen Inhalt, obschon das Couvert keine Aufschrift zeigte. Friedrich hatte, der Qual ein Ende zu machen, den Eltern Alles gestanden, um ihre Hand geworben, und es war keine Hoffnung für sie da. Starr und schweigend blickte sie zur Erde nieder, bis die Mutter sich erhob, das Haupt der Tochter an ihren Busen drückte und sie bat, sich zu beruhigen.

Da brach Helene in Thränen aus und: »Vergebt mir, vergebt mir!« war Alles, was sie sagen konnte.

Alle Anwesenden waren betroffen, der Vater drückte ihre Hand und sagte ermuthigend: »Wie sollte man es nicht entschuldigen, daß diese Stunde Dich erschüttert, aber Du mußtest darauf gefaßt sein, und Du kannst nicht schwanken, denke ich, welchen Entschluß Du zu fassen hast, da Du unsere Ansichten und Wünsche kennst. Soll ich die Antwort für Dich übernehmen, meine liebe Tochter?«

»Ja!« antwortete sie kaum hörbar.

»Wird Dir der Entschluß so schwer?« forschte die Mutter.

»Ja!« wiederholte die Tochter und wunderte sich, daß sie den Muth hatte es zu bekennen.

»Und doch wirst Du ihn segnen!« beruhigte der Vater, »der Graf ist —«

»Der Graf?« fragte Helene.

»Er wird Dir Ersatz werden für uns Alle,« fuhr der Vater fort.

»Der Graf? — Ersatz?« sprach sie in einem Tone nach, als ob ihre Gedanken sich verwirrten.

»Seine Liebe für Dich, seine Welterfahrung —«

»O!« rief Helene, dem Vater in die Rede fal=

lend und in Leidenschaft ausbrechend, »was marterst Du mich mit Worten, die ich nicht verstehe, was willst Du mit dem Grafen jetzt in dieser Stunde, lieber Vater?« Ihre Augen funkelten, ihre Glieder bebten, die Eltern und Erich sahen einander betroffen an.

»Was bedeutet das?« fragte der Baron seine Gattin.

Sie wußte keine Auskunft zu geben und bat, sie mit der Tochter allein zu lassen. Als man ihr gehorsamt hatte, setzte sie sich nieder, nahm Helene in den Arm, öffnete den Brief, der noch ungelesen auf dem Tische lag und bat sie: »Lies den Brief, mein Kind! Die Worte des Grafen, dem Du Dich verlobt, werden Dich am leichtesten beruhigen.«

»Ich mich verlobt? Ich? dem Grafen St. Brezan?« rief Helene aufspringend und der eintretenden Cornelie entgegeneilend, deren Hände sie mit solcher Gewalt ergriff, daß diese davor zusammenschrak.

»Sprich mit mir Cornelie!« flehte sie, »sage mir, daß ich träume, wecke mich, wecke mich,

wenn ich nicht sinnlos werden soll. Ich sollte mich verloben? Friedrich vergessen? Nimmermehr! Das that ich nicht, das kann, das werde ich nicht thun. Wie kommt man denn darauf?«

Sie warf sich weinend der Schwester an die Brust und jetzt war es an der Baronin zu fragen: »Was bedeutet das, Cornelie? Wußtest Du um diese Liebe?«

Die Tochter schwieg. Es entstand eine Pause, die Baronin trat an das Fenster und schaute nachdenkend in den Garten hinaus. Sie hätte wissen mögen, wie nahe die jungen Leute einander standen, aber sie mochte jetzt keine Frage thun, und daß Friedrich die vortheilhafte Stelle in ihrem Hause ausgeschlagen, bürgte ihr für seine Ehrenhaftigkeit.

»Kennt Erich Deine Neigung für seinen Freund?« fragte sie endlich.

Die Tochter schüttelte verneinend das Haupt. »So soll es ein Geheimniß bleiben unter uns; Du sollst vor Niemand zu erröthen haben!«

»Mutter!« bat Helene, »brich mir nicht das Herz! ich liebe Friedrich!« —

»Ich glaube Dir, daß Du so fühlst,« sagte die Baronin, »und ich beklage Dich deshalb, aber Du hast sicher nicht auf eine Ehe mit dem jungen Brand gehofft, er selbst kann nicht daran gedacht haben, Dich Deiner Familie, Deinem Stande, Deinen Verhältnissen zu entreißen, um Dich Leuten, wie seinen Eltern, zuzuführen und Dir ein sorgen- und arbeitsvolles Leben aufzubürden, für das alle Kräfte und Gewohnheiten Dir fehlen.«

Helene hätte Einwendungen machen, sich und Friedrich und ihre Hoffnungen vertheidigen mögen, aber der anerzogene Gehorsam schloß ihr den Mund. Sie warf sich ihr Schweigen als eine Feigheit, eine Schwäche vor, und doch fehlte ihr die Möglichkeit, der Mutter offen zu widersprechen.

Auf die Gewohnheit dieser ihrer Ueberordnung stützte die Baronin sich eben so sehr als auf ihr gutes Recht. Sie setzte der Tochter auseinander, wie ja Friedrich selbst ihr durch sein Fortbleiben aus dem Hause den Weg vorgezeichnet, den sie zu gehen hätte. Sie lobte ihn, daß er seinen

Irrthum erkannt und zu sühnen gestrebt; sie forderte von der Tochter, daß sie seinem Beispiele folge, daß sie entsage, um dem Jünglinge die Freundschaft ihres Bruders, die Achtung ihres Vaters zu erhalten, die es ihm nicht vergeben würden, daß er auch nur einen Augenblick sich so weit vergessen können, unter dem Schutze des Gastrechts Helene in ein heimliches Liebesverhältniß verstricken zu wollen. Daneben sprach sie ihr von den Vorzügen des Grafen, der zum Gesandten in Neapel ernannt worden war, von ihrer Zukunft an seiner Seite. Mit lebhaften Farben schilderte sie ihr das Leben in der schönsten Natur Europas, inmitten einer Kunstwelt, die für Helenens Künstlerseele so reichen Genuß versprach. »Als Gräfin St. Brezan wirst Du in rascher Folge die bedeutendsten Männer unserer Zeit in Deinem Hause sehen,« sagte sie, »glaubst Du, daß vor solchen Eindrücken die Erinnerung an einen armen, jungen Theologen nicht entschwindet? Glaubst Du, daß eine Jugendliebe ein ganzes Leben ausfüllt, auch wenn sie Dich Dir selbst entfremdet, wie diese Neigung für den jungen

Brand? Wird es Dich nie gereuen, Dein an ideale Genüsse gewöhntes Dasein gegen ein Leben voll Mühe und grober Arbeit einzutauschen? Glaubst Du, daß Dich die Liebe entschädigen könne für Alles was Du opferst?«

Helene antwortete nicht. Ihr Verstand begriff die Richtigkeit der Einwendungen, ihr Herz vermochte sie nicht anzuerkennen, auch drängte die Mutter sie nicht zur Entscheidung. Sie bot ihr Zeit an, sich zu fassen, nachzudenken, und übernahm es, den Vater über diesen Aufschub zu beruhigen, da der Graf selbst Helene ermahnt hatte, sich in Ruhe zu prüfen, ehe sie sich entschließe, dem älteren Manne ihre Hand zu reichen, und zärtlich die Tochter umarmend, verließ die Baronin das Gemach mit dem ausdrücklichen Befehle, dem Vater und dem Bruder die Herzensverirrung Helenens zu verbergen.

Vierzehntes Kapitel.

»Wie ist Ihrem Vater der gestrige Ausgang bekommen?« fragte der Doctor am nächstfolgenden Tage Friedrich, als er ihm zufällig auf der Straße begegnete.

»Haben Sie ihm auszugehen erlaubt? Ich war nicht bei ihm und wußte Nichts davon.«

»Es handelte sich um eine Bestellung, — ich glaube sogar im Heidenbruck'schen Hause, — auf die er Werth zu legen schien, und da das Wetter warm ist, so ließ ich ihn gehen, denn das Bewußtsein, wieder arbeitsfähig zu werden, wird ihm gut thun.«

Der Doctor verließ ihn, um noch einen Kran=

ken zu besuchen, und Friedrich schlug den Weg zur Wohnung seiner Eltern ein, weil es ihn zu erfahren drängte, was es mit der Bestellung aus dem Heidenbruck'schen Hause auf sich habe. Je länger er darüber nachdachte, um so fester überzeugte er sich, daß Helene die Veranlassung zu diesem Auftrage gewesen sein müsse, daß sie bereue, den Liebenden gekränkt zu haben, und er war nur zu bereit ihr zu verzeihen, ihr zu danken, daß sie daran gedacht, seinem kranken Vater die Hülfe zu gewähren, die ihm allein willkommen war.

Auch lag es wie neuer Sonnenschein über der Wohnung seiner Eltern. Die Mutter hatte das Ausgehen des Meisters dazu benutzt, das Krankenzimmer recht zu lüften, die Fenster zu waschen, frischen Sand über den Boden zu streuen und ein paar grüne Reiser, aus dem Garten einer Nachbarin gepflückt, hinter dem Spiegel und an den Bettpfosten zu befestigen. Das todte Ansehen der Werkstatt war verschwunden. Der Bursche trug Bretter herzu, der Meister stand auf dem gewöhnlichen Platze und hatte, wenn

auch noch mit unsicheren Händen, die Arbeit wieder angefangen. Freundlicher als jemals klang sein »guten Tag, Fritz!« dem Sohne entgegen und mit einem: »nun soll's wieder losgehen!« reichte er ihm die Hand, als wolle er ihm für seine Hülfe danken und ihm die Zusage geben, sie fortan nicht mehr zu bedürfen.

»Sie sind ausgewesen, Vater, und haben Arbeit bekommen?« fragte Friedrich.

»Du bist wohl dort gewesen?«

»Nein! der Doctor sagte es mir!«

»Es sind hübsche Leute!« meinte der Vater, der eben so viel Neigung zur Mittheilung hatte, als der Sohn zu hören, »und sie sind nicht stolz. Ich wurde gleich eingelassen, ich sollte mich setzen, sagte sie, weil sie grade schrieb, da konnte ich sie mir besehen!«

»Wen konnten Sie sehen?« fragte der Sohn mit klopfendem Herzen.

»Die alte Baronin! aber sie war bald fertig und —«

»War sie allein im Zimmer?« fiel ihm Friedrich in das Wort.

„Die Fräuleins waren auch da, die Eine malte und ich glaube die Andere las. Die Alte aber sagte, als sie fertig war und ich aufstehen wollte, ich sollte nur sitzen bleiben, sie hätte von meiner Krankheit gehört. Ich sagte: man sieht's mir auch wohl noch an! — Ja! meinte sie, und wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch so schwach sind, so hätte ich gewartet. Kann man Ihnen denn mit gar Nichts helfen? Da habe ich gedankt und habe gesagt· mein Sohn hat's mir an gar Nichts fehlen lassen, und Sie werden ja gehört haben, daß er den Preis bekommen hat. — Ihr Sohn? fragte die eine Tochter, als wenn sie mich nicht kennte.«

»Welche Tochter fragte das?« rief Friedrich.

„Die an der Staffelei! — Ja, sagte ich, er geht ja hier ein und aus! und die Alte sagte: es ist der Meister Brand, der Vater von dem jungen Brand!«

»Und was that sie darauf?« fragte der Jüngling ungeduldig.

„Sie sagte mir, sie wolle neue Schränke ge-

macht haben, Kienholz wie Eichenholz gestrichen, rund um ihre Vorrathskammer.«

»Und fragte Niemand nach mir?«

»Kein Mensch! — sie sagte, ich sollte Maß nehmen und das Abliefern hätte Zeit bis sie vom Lande kämen!«

»Gehen sie auf's Land?«

»Sie müssen doch wohl! und als sie gar Nichts vom Preise sprach, da fing ich davon an. Sie meinte aber, umsonst könnte Niemand arbeiten und sie wüßte, ich würde sie nicht übertheuern. Da könnnen Sie sich drauf verlassen! sagte ich —«

»Und sprach die Tochter Nichts mit Ihnen?«

»Welche Tochter?«

»Die an der Staffelei!«

»Gott bewahre! kein Sterbenswort. Sie hatte aber Alles liegen lassen und sah mich immer an, und die Andere auch; und da ich merkte, worauf das ging, so sagte ich: Sie denken wohl auch, wie kommt der zu so 'nem galanten Sohne? aber ich hab's ihn Alles ehrlich lernen lassen, durch meiner Hände Arbeit!«

»Was erwiderten sie darauf?«

»Die Alte sagte: das ist sehr brav von Ihnen, und Ihr Sohn macht Ihnen alle Ehre, Sie werden einmal eine rechte Stütze an ihm haben, und was wir zu seinem Fortkommen thun können, das soll gewiß geschehen! — Ich hatt's schon auf der Zunge zu sagen, Du würdest Dir wohl selber helfen, aber ich dachte, wozu? und sagte: wenn sie einmal eine Pfarre auf ihren Gütern hätten, so würden sie wohl nicht Viele kriegen, die es besser machten als Du, und dann könnten wir zu Dir ziehen, ich könnte draußen arbeiten und es wäre uns dann Allen geholfen. Sie hörten mir so zu, daß es mir, ich weiß nicht wie, vom Herzen ging, und sie waren ordentlich gerührt davon. Die an der Staffelei fing mitten drin zu weinen an und ging hinaus!«

Friedrich hörte Nichts weiter, nicht wie der Vater die Maße genommen, nicht wie die Baronin befohlen, ihm ein gutes Frühstück zu geben, denn alle seine Gedanken weilten bei Helene. Er mußte wissen, weshalb sie geweint, weshalb sie das Zimmer verlassen und nicht mit seinem Vater gesprochen hatte?

Und doch waren ihr Schweigen, ihre Thränen nur zu erklärlich. Mit sich selbst beschäftigt, achtlos auf die Vorgänge um sie her, hatte sie, als der Tischler von seinem Sohne zu sprechen angefangen, plötzlich emporgesehen und ihr Blick war auf den kranken finsteren Greis gefallen. Er hatte Kopf und Ohren mit einem blauen Leinwandtuche umbunden, aus dem das knochige Gesicht und die dunklen hohlen Augen gespenstisch und doch hart hervorsahen. Der lange blaue Ueberrock war ihm zu weit geworden, die schwieligen Hände hielten einen abgetragenen Hut, und jener Dunst, der sich aus den schlecht gelüfteten Zimmern der Armen an ihre Kleider heftet, erfüllte, seit er eingetreten, das Gemach.

Wie ein scharfer Schmerz fuhr der Gedanke durch Helenens Seele: »das also ist sein Vater!« So ganz den niederen Ständen angehörend, hatte sie ihn sich nicht vorgestellt. Die rauhe Stimme, die Ausdrucksweise, das ganze Behaben des Meisters, dies Gemisch von Unterwürfigkeit und trotzigem Selbstgefühl wurden ihr um so abstoßender, je mehr sie sich dieselben in irgend

einer Beziehung zu sich dachte. Zu diesem Manne, zu einer ihm ähnlichen Frau in kindlichem Verhältnisse zu stehen, ihn Vater zu nennen, kam ihr unmöglich vor. Sie beklagte und bewunderte den Geliebten, ohne daß es sie milder gegen seinen Vater stimmte, und dieser Zwiespalt ihres Empfindens ward zuletzt so qualvoll, daß sie, wie der Meister berichtet, in Thränen das Zimmer verlassen hatte.

Aber die Einsamkeit ihres Gemaches minderte das Leiden nicht. Sie zürnte ihrer Mutter, daß sie den Vater des Geliebten benutzt habe, sie von diesem zu entfernen, sie nannte es grausam und herzlos, und doch erschrack sie vor dem Gedanken, daß dieser alte Mann ihr hätte begegnen können, wenn er bereits Rechte an sie geltend zu machen gehabt hätte. Sie konnte mit solchen Menschen nicht leben. Wie hatte Friedrich ihr, der edel Gewöhnten, solch selbstsüchtige Zumuthung zu machen wagen dürfen? »Aber hat er nicht in ihrer Mitte gelebt? hat er sich nicht schön und hoch entwickelt neben diesen Eltern? und sollte ich das nicht auch vermögen?« fragte sie sich,

während sie immer wieder angstvoll zusammenschrack bei der Vorstellung, als dieses Meisters Schwiegertochter, mit ihm und seiner Frau Verkehr haben zu sollen.

Unzufrieden mit sich selbst, unfähig, zu einem Entschlusse zu gelangen, und doch nahe genug daran, denjenigen zu fassen, vor dem ihr Herz sich sträubte, so traf sie die Baronin.

»Hast Du mir Nichts zu sagen?« fragte sie, während sie der Tochter liebevoll die Hand gab.

»Ich kenne mich selbst nicht mehr!« antwortete diese, »der alte Mann war mir entsetzlich! und er ist doch so achtungswerth und brav!«

»Friedrich bedarf aber einst einer Frau, welcher seine braven Eltern, die ihm mit so schweren Opfern seine Bildung möglich machten, nicht entsetzlich scheinen!« sagte die Baronin, während sie sich setzte und Helene zu sich hinabzog, deren Nacken sie mit ihrem Arm umschlang. »Willst Du ihn und die Seinen unglücklich machen, zum Lohn für seine Liebe?«

Helene schüttelte schweigend das Haupt und sah sinnend vor sich nieder, da ergriff die Mutter

ihre Hand und sprach: »Wenn der Himmel einem Jünglinge wie diesem Friedrich wohl will, so sendet er ihm früh ein Ideal, ihn vor dem Niedrigen zu hüten, ihn zu dem Höchsten hinzuführen — und wehe ihm, wenn er's herabzieht in die Niedrigkeit der Erde. Bewahre ihn vor diesem Elend meine Tochter!«

»O! daß ich's könnte! daß ich ihn glücklich machen könnte!« rief Helene.

»Du kannst es, und Du sollst es thun, mein Kind! Nimm ihm die Möglichkeit, Dich und Dein Leben durch niedrige Alltäglichkeit zu profaniren. Bleibe ihm unerreichbar als Bild der reinsten, höchsten Weiblichkeit, und er wird sein Jugendideal treuer, anbetender lieben durch sein ganzes Leben, als eine durch ihn aus ihrer Sphäre herabgezogene und in seinem Hause unglückselige Frau. Entsage ihm, um Dich ihm zu erhalten!«

Und wortlos auf das Knie sinkend vor der Mutter, reichte Helene ihr die beiden Hände hin zum feierlichen Versprechen des Gehorsams, das sie mit ihren Thränen besiegelte.

Die Baronin gönnte ihr Zeit zur Sammlung,

dann überließ sie sich der Freude, sie mit sicherer Hand vor einem Schritte bewahrt zu haben, den sie der Tochter so verderblich glaubte. Sie eilte, dem Baron Helenens Einwilligung zu melden; die Nachricht der Verlobung brachte das ganze Haus in freudige Bewegung. Der Vater, die Geschwister, die Dienerschaft, bei welcher der freigebige Graf in gutem Gedenken lebte, drängten sich glückwünschend heran, nur Cornelie sah sorgenvoll auf diese Zeichen der Zufriedenheit und drückte leise der Schwester Hand, die, wie von einem Traume befangen, Alles um sich her geschehen ließ und sich fast willenlos in Alles fügte, was man von ihr begehrte.

Während sie dem Grafen schrieb, sie sei bereit ihm zu gehören, und Erich auf des Vaters Wunsch die Verlobung der Schwester dem Onkel meldete, trat Friedrich in sein Zimmer, befangen durch die innerliche, wenn auch nicht ausgesprochene Verstimmung zwischen den beiden Freunden, aufgeregt durch den Gedanken, die Geliebte wiederzusehen. Aber Erich bemerkte davon in seiner Freude Nichts, und dem Kommenden die Hand

zum Gruße bietend, sagte er mit Herzlichkeit: »Du kommst zu guter Stunde!«

»Ist Dir ein Glück begegnet?« fragte Friedrich. »Du leuchtest vor Zufriedenheit!«

»Ja! Helene hat sich mit dem Grafen St. Brezan verlobt!«

»Nein! nein!« rief Friedrich und hielt sich erbleichend an dem Tische, neben dem er stand.

»Um Gotteswillen! was hast Du?« fragte sein Freund und blickte ihn angstvoll an.

»Sage nein! sage nein!« wiederholte der Bebende und preßte seine Hände gegen seine Stirn.

Erich schwieg. Es war eine Weile ganz still in dem Gemache, dann ergriff er Friedrich's Hand, und sagte leise: »Armer Freund!«

Er erhielt keine Antwort. Friedrich hatte sich niedergesetzt und barg sein Antlitz mit den Händen. Erich stand rathlos neben ihm. Jetzt ward ihm das Verhalten seiner Schwester klar. Er beklagte sie, er beklagte den Freund, aber ohne den Gedanken, daß ihr Schicksal anders zu gestalten gewesen wäre, ja er fühlte, daß nur auf diese Weise Beide ihm erhalten worden wären, und in dem

Glauben, dem Freunde damit Trost zu geben, rief er sich selber tröstend: »Sind wir einander doch geblieben!«

»Was ist mir das?« brach Friedrich in der Gewalt des ersten Schmerzes heftig aus; dann sich besinnend, stand er auf und bat: »Vergieb! ich wußte nicht, was ich sagte, mich ängstigen diese Wände!«

Er schritt der Thüre zu, Heidenbruck wollte ihn begleiten, Friedrich bat, ihn allein zu lassen. Helenens Bruder sollte es nicht sehen, wie seine Seele zerrissen war.

Er glaubte sich kaltherzig von ihr getäuscht. Schon an dem Abende, da sie seine liebevolle Annäherung so spöttisch abgewiesen, wähnte er den Verrath von ihr beschlossen, und er hatte sie so sehr geliebt. Er vermochte die Größe seines Schmerzes selbst kaum zu erfassen, es war ihm, als müsse sie ihn vernichten.

Als er an des Doctors Wohnung vorüberkam, trieb es ihn hinaufzugehen und ihm Helenens Verlobung zu erzählen. Er wollte die wollüstige

Qual genießen, sein bitterstes Weh mit kalter Lippe auszusprechen, aber als er nach dem Klingelzuge griff, schauderte er davor zurück, denn er kam sich gespenstisch, wie sein höhnender Doppelgänger vor, in dem Gedanken an dies selbstquälerische Gelüsten. Und doch wollte er Jemand sprechen, um nicht sich selbst anheimzufallen. Er hätte zu seinem Vater gehen mögen, zu blutsverwandten Menschen, die ihn lieben mußten, ihnen sein Leid zu klagen, aber er hörte ja auch jetzt schon immerfort des Vaters tadelndes: »Warum vertrautest Du den Vornehmen?«

Er ging vor's Thor hinaus und kam erst in der Dunkelheit in seine Wohnung, in der ihn ein Billet seines Freundes erwartete. Es lautete: »Du wolltest heute Helenens Bruder nicht mehr sehen, ich verstehe dein Empfinden, aber glaube mir, daß Helene leidet wie Du selbst. Ich versprach ihr, es Dir zu sagen, zum Troste für das unerläßliche Opfer, das sie bringen mußte. Sie wünscht auf's Land zu gehen, wir fahren morgen früh hinaus. Es ist auch Dir das Beste. In wenig Tagen kehre ich zurück; gönne mir und

Dir, gönne meiner Schwester dann die Beruhigung, daß ich bei Dir bin!« —

Wie erlöst athmete der Jüngling auf. Er warf sich auf dem Stuhle vor dem Tische nieder, und den Kopf auf die untergebreiteten Arme stützend, weinte er seine heißen Thränen einsam aus. Endlich gewann der tröstende Gedanke, daß Helene schuldlos sei, daß er sie wieder lieben könne, die Oberhand in ihm. Er vergaß seines Schmerzes, um des ihren zu gedenken, ihr Schicksal, ihre Zukunft beschäftigten ihn allein, und mit einem heißen Gebete um Frieden für sie, schlief er von Kummer ermüdet ein, als schon das erste Tagesgrauen durch die Scheiben flimmerte.

Eine tiefe Lähmung überkam ihm beim Erwachen, denn es dünkte ihn, als habe er jetzt Nichts mehr zu thun auf dieser Welt, da er das Ziel seines Strebens verloren hatte. Mechanisch räumte er die ausgebreiteten Bücher und Papiere wieder zusammen und setzte sich müßig träumend an das Fenster. Aus dieser schmerzlichen Stumpfheit schreckte ihn Larssens Besuch empor.

»Ich hatte die Ferien vergessen,« sagte er,

»und bin in des Schultrapps Gewohnheit um sieben Uhr aufgestanden. Komm ich Dir zu früh?«

Friedrich verneinte es und nöthigte ihn, sich niederzulassen und sich eine Pfeife anzuzünden.

Er that es, aber ohne die ihm sonst eigene Sorgfalt und Behaglichkeit. Während er den Tabak herbeiholte und die Pfeife stopfte, sah er immer verstohlen zu dem Jünglinge hinüber und meinte endlich, in abgebrochenen Sätzen sprechend: »Man muß sich nicht so in sich selbst versenken — man muß sich nicht dem Feinde übergeben — der Schmerz ist unser Todtfeind.« — Dazwischen zündete er paffend seine Pfeife an, ging rauchend im Zimmer auf und nieder und sagte endlich, indem er vor dem zerstreut Zuhörenden stehen blieb: »Ich kam nur zu sehen, was Du machtest!«

»Das ist sehr gut von Dir!« antwortete dieser, ohne weitere Erklärung.

»Fertige mich nicht mit dieser dankbaren Phrase des Don Carlos ab,« lächelte Larssen, »denn ich bin kein sonderbarer Schwärmer wie der Posa, und mit Dir geht es auch noch nicht zu Ende. Heute wirst Du mich nicht los!«

»Ich werde Dir kein angenehmer Gesellschafter sein!« wendete Friedrich ein.

»Ein um so besserer hoffe ich Dir zu werden. Laß uns hinaus gehen vor das Thor!«

»Du willst spazieren gehen?« fragte der Andere verwundert, denn es vergingen ganze Sommer, ohne daß Larssen daran dachte, die Stadt und ihre öffentlichen Gärten zu verlassen.

»Ich werde dick und appetitlos und muß daran denken, mir Bewegung zu verschaffen. Kleide Dich an und laß uns gehen!« wiederholte Larssen, mit selbstischen Gründen eine Theilnahme verbergend, die Friedrich trotz ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise wohlthat. Auch hatten sie kaum das Freie erreicht, als er die Erquickung zu fühlen begann, welche für jedes persönliche Leid aus dem Anblick der Natur erwächst. Sein dumpfer Schmerz löste sich in Traurigkeit, in Wehmuth auf, und Larssen bewachte liebevoll die Stimmung des Jünglings, bemüht, sich jedem Wechsel derselben schweigend oder sprechend anzupassen, ohne den Grund von Friedrich's Kummer mit Worten zu berühren.

So mochten sie eine Stunde gegangen sein, als Larssen erklärte, nun der Ruhe zu bedürfen. Eine kleine Schenke am Wege bot Gelegenheit dazu, und als sie im Schatten der dicht umrankten Kürbislaube Platz genommen hatten, als die Wirthin in ihren rothen Händen, die strotzend aus den weißen Hemdeärmeln hervorsahen, schäumendes Bier und Brod und Schinken herzugetragen und Alles vor den Gästen wohlgeordnet hatte, blickte Larssen mit ungeheucheltem Entzücken in die großen Gläser und sagte, als käme ihm aus dem Gebrodel des Schaumes Einsicht und Verstand: »Wer sich selbst wiederfinden will, muß nicht bei sich zu Hause bleiben, die eigene Wohnung macht beschränkt, wie alles Sonderwesen, denn der Geist erzeugt sich nur in der Masse. Wer wie die Alten stets in großer Gemeinschaft mit anderen Menschen lebt, sei es auf dem Forum oder in der Kneipe, bewahrt sich vor jener Einseitigkeit des Geistes und des Herzens, aus der aller Partikularismus die ganze krankhafte Gefühlsrichtung unserer Zeit erwächst. Die Alten kannten auch unsere Liebesleiden nicht und

das Mittelalter that nur liebeleidensselig, im Grunde war es doch gesund. Es kommt auch Nichts heraus bei der alleinzigen Liebe!«

»Das mag wohl sein!« gegenredete Friedrich, »aber — —«

»Aber Du begreifst es heute nicht! Das kann auch Niemand von Dir fordern!« — Er schnitt dabei das Brod in dünne Scheiben, strich Butter darauf, belegte es mit Schinken und nöthigte seinen Genossen zuzulangen. »Du siehst aus, als hättest Du nicht gefrühstückt, und Nüchternheit macht muthlos!« meinte er. Dann, während er selbst wacker zugriff, sagte er: »So oft ich von Liebesleiden höre, kommt mir immer ein Vers aus einem Stammbuche des sechzehnten Jahrhunderts in den Sinn, der klar und gesund ist, wie guter Wein. Er heißt:

»Ich lasse alle Jungfraun rauschen,
Haben sie zu wechseln, hab' ich zu tauschen,
Scheint ihnen die Sonne, weht mir der Wind!
Manch andere Mutter hat auch ein liebes Kind!«

Larssen lachte laut bei diesen Worten, indeß Friedrich unangenehm davon berührt ward, und

seinen Mißgriff fühlend, wollte Jener einlenken, als ein Posthorn sich hören ließ, und um die Ecke der Straße der Postwagen hervorkam. Das enthob ihn der Mühe, eine andere Unterhaltung zu beginnen, er stand auf, die Passagiere zu betrachten. Kaum aber war er an den die Schenke umgebenden Zaun getreten, als eine Stimme aus dem Wagen dem Postillon ein »Halt! Halt!« zurief. Der Schlag ward aufgerissen und mit einem Sprunge hatte ein junger Offizier den Boden erreicht, der sich Larssen um den Hals warf.

»Wie zum Teufel kommst Du vor's Thor!« fragte er diesen, der ihn herzlich umarmte.

»Ich habe eine Morgenpromenade gemacht!«

Der Offizier lachte laut auf. »Die erste in Deinem Leben!« rief er, »da muß ich dabei sein. Fahr zu Schwager, ich bleibe hier!«

»Aber Ihre Sachen, Herr Lieutenant?« wendete der Conducteur ein.

»Die können in der Post bleiben, ich komme nach!« antwortete der junge Mann, schüttelte den Staub von seinen Kleidern, reckte die sitzens=

müden Glieder und fragte sich umschauend, während die Post davon fuhr: »aber bist Du wirklich ganz allein hier, Larssen?«

»Nein! nicht ganz allein, so kann ich nicht entarten. Ich frühstücke hier mit meinem und Deines Bruders Freunde, mit Brand!«

»So laßt mich den Dritten sein!« bat der Offizier, begrüßte Friedrich, dem er sich als Georg Heidenbruck vorstellte, forderte ein Frühstück und setzte sich zu den Anderen nieder, nachdem er die steife Militairkravatte abgenommen und die Uniform ausgezogen hatte, unter der er keine Weste trug. »Das ist zwar nicht reglementsmäßig, aber um so angenehmer,« meinte er, »und nun erzählt mir, was machen sie zu Hause?«

»Sie sind heute früh auf's Land gegangen!« berichtete Larssen.

»Und was giebt's Neues sonst?«

»Erwartest Du Etwas?« fragte Larssen.

»Nun, um die Sache kurz zu machen, denn Brand wird ja auch darum wissen, wie steht es mit Helene?

»Sie ist Braut seit gestern!« antwortete Larssen.

»Und was denkt Ihr von dem St. Brezan?« forschte Georg weiter. »Erich hat mir schon im Winter in seinem diplomatisch verblümten Stylus über ihn und über die Pläne und Wünsche der Familie geschrieben, da ich aber in die Familienpläne nie eingeweiht zu werden pflege, und die Familienwünsche instinctiv und grundsätzlich fast niemals theile, so weiß ich von der Sache Nichts. Wie alt ist St. Brezan?«

»Im besten Alter!« sagte Larssen.

»Das heißt, im besten Alter sich zur Ruhe zu setzen! Man kennt diese besten Alter, die anfangen, wenn die guten Tage vorüber sind!« höhnte der Lieutenant, während seine Züge ernsthaft wurden, und mit bitterem Ausdruck fügte er hinzu: »also eine standesmäßig ökonomische Verkuppelung! — dazu war Helene im Grunde doch zu gut!«

Friedrich konnte diese Unterhaltung nicht länger ertragen, er stand auf und ging davon. Georg sah ihm eine Weile nach, blickte dann Larssen an und fragte endlich: »Hat Helene ihn auch geliebt?«

»Ja!« lautete die Antwort und dann schwiegen Beide, bis sein ehemaliger Lehrer den Lieutenant darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei in die Stadt zu gehen, weil er sonst das väterliche Gut nicht mehr erreichen könne.

»Um so besser!« meinte dieser, »ich bin nicht begierig, Helene so verkauft zu sehen und bin froh, einmal nicht an die Signaltrommel gebunden zu sein. Ich habe sechs Wochen Urlaub, ehe ich bei den Cürassiren eintrete.«

»So bleibst Du nun zu Hause?«

»Der Alte will es so. Er denkt, doppelter Vorspann reißt nicht! An der Kette des Familienlebens und an der Leine des Dienstes haben sie mich sicher!«

Es lag eben so viel jugendlicher Uebermuth als Spott in seinen Worten, und Friedrich, der inzwischen sich wieder zu ihnen gefunden hatte, betrachtete ihn mit wachsendem Interesse.

Kleiner und stämmiger als der hochschlanke Erich, hatte er Corneliens dunkle Farben, die ihm ein über seine Jahre männliches Ansehen gaben. Sein schwarzes Haar legte sich trotz des militä-

rischen Zuschnitts in vollen Locken um die breite Stirne, die starken Lippen verdeckte ein dicker, schwarzer Schnurrbart, aus dem die Zähne blendend weiß hervorsahen, und obschon die Formen seines Gesichtes weder edel noch regelmäßig waren, fand Friedrich ihn fast schöner, als den eleganten Erich, wie er so da saß mit der offenen, hochgewölbten Brust und den dunkelblau leuchtenden Augen unter den kräftigen Brauen.

Freimüthig bis zum Leichtsinn, fragte er nach all den kleinen Familienvorgängen, welche der Hausfreund meist erräth, die man ihm aber doch nicht Preis gegeben wähnt, und Friedrich ward dabei gewahr, wie wenig er selbst in die näheren Verhältnisse des Hauses eingeweiht gewesen war. Theils hatte seine Liebe ihn gleichgültig gemacht gegen Alles, was nicht Helene betraf, theils lag es in Erich's Weise, die Familienangelegenheiten auch vor dem Freunde als ein Mysterium zu behandeln, und es überraschte ihn daher, daß Georg die Bande, welche ihn den Seinigen verknüpften, als einen schweren Druck zu fühlen schien.

»Ich glaube,« sagte er zu Friedrich, »Sie ge-

hören auch zu den glücklichen Unglücklichen, die nicht von Familie sind. Danken Sie Gott dafür, denn die Familie von Familie ist des Teufels Erfindung, und um so schlimmer, je besser die einzelnen Mitglieder sind, je mehr sie sich untereinander lieben!«

»Haben Sie davon gelitten?« fragte Jener.

»Wenn mein Bruder Ihnen verschwieg, daß ich der ungerathene Sohn des Hauses bin, so ist das nur ein Act seiner gewohnten Discretion gewesen!« lachte Georg, fügte aber gleich hinzu: »er ist übrigens das Muster eines verständigen Bruders, und ohne ihn wäre ich vielleicht längst in Algier, im Caukasus oder in irgend einem Hinterwalde von Amerika, wo ich denn freilich auch besser hingepaßt haben würde, als in unsere ganze zahme Gesittung. Haben Sie nie Sehnsucht gehabt, Herr Brand, nach Urzuständen voll täglichen Kampfes um das tägliche Leben?«

»Mich dünkt,« antwortete der Gefragte, »man müsse erst allen Ueberfluß des Lebens besessen haben, um solchen Wunsch zu hegen!«

»Ganz und gar nicht! Man braucht nur feder-

kräftig und gedrückt worden zu sein, um den Druck unerträglich zu finden und aufschnellen zu wollen. Tyrannei macht sehnsüchtig nach Freiheit, Disciplin nach Zwanglosigkeit, auch wenn man nicht blasirt ist, wofür Sie mich zu halten scheinen.«

»Das habe ich nicht gesagt!«

»Aber Sie haben es gedacht! Indeß beruhigen Sie sich, im Cadettenhause wird man nicht blasirt. Es macht den Einen zum Sklaven, den Andern zum Empörer, blasiren kann die Knechtschaft nicht!«

Er trank bei diesen Worten sein Glas hastig aus, als wolle er den Groll herunterspülen und sagte, als er es dann niedersetzte: »Ich glaube, es ist die verdammte Heirath, die mir die Galle aufregt und mir die eigene Familiensklaverei wieder so vor's Auge rückt, denn ich war vorher ganz heiter in dem Gedanken sechs Wochen Urlaub zu haben und so lange des verdammten Dienstes quitt zu sein!«

»Und was zwingt Sie im Dienst zu bleiben?« fragte Friedrich.

»Das kann Ihnen Larssen sagen! — Ich bin

der jüngere Sohn und habe außerdem Nichts gelernt. Ich galt für unbezähmbar, für träge. — «

»Du warst es auch!« fiel Larssen ein.

»Ich war es für Dich und für die Meinen, weil Ihr Nichts mit mir anzufangen wußtet. Ich sollte bei den Büchern sitzen, mein Blut litt mich nicht am Schreibtische, ich fühlte mich matt und stumpf und schläfrig in der Enge bei der todten Lernerei. Es langweilte mich, von Gefahren und Heldenthaten, von großen Unternehmungen, von verdienstlichen Werken zu hören, ich hätte als Troßbube, als Laufbursche dienen mögen, wo sie verrichtet wurden. Mein Verstand widerstrebte den absurden Anstandsregeln, ich lernte es nicht, mich einzupassen in die verschiedenen Fächer Eurer Geselligkeit, und der Zwangstall des Cadettenhauses, in den ich dann gesteckt ward, hat mich auch Nichts gelehrt, als knirschend in die Kette zu beißen — bis sie endlich einmal brechen wird.«

Er war aufgestanden nnd ging heftig auf und nieder, bis er vor Friedrich stehen blieb, seine Hand ergriff und sie schüttelnd ausrief: »Aber

verlassen Sie sich darauf, ich revangire mich, und auch Helene wird sich revangiren!« Dabei flog ein Zug von grimmem Spotte über sein Gesicht, der Friedrich unheimlich berührte.

Larssen seinerseits, sonst stets geneigt, derartige Bemerkungen aufzunehmen und fortzuspinnen, sah in diesem Falle die Richtung, welche das Gespräch genommen hatte, offenbar nicht gern, weil er Georg gegenüber es nicht vergessen konnte, daß er einst für ihn verantwortlich gewesen sei, und er drängte zum Aufbruch, damit Georg das väterliche Gut noch am Abende erreichen konnte.

In der Stadt angekommen, fand der Lieutenant aber einen Brief des Bruders vor, der ihn bat dort zu bleiben, weil er selbst genöthigt sei, schon am nächstfolgenden Tage seines Examens wegen zur Stadt zurückzukehren, und eine große Freude haben würde, wollte Georg während desselben bei ihm bleiben. Sobald es beendet wäre, wollten sie dann gemeinsam zu den Eltern hinausgehen, welche mit diesem Vorschlage ganz einverstanden wären.

Georg knitterte das Blatt achtlos zusam-

men und meinte: »Sie haben Furcht, meine gottlose Ehrlichkeit könnte das Eis von Helenens tugendhaften Entschließungen zerschmelzen! Ich hätte wohl hinausgemocht; aber im Grunde bin ich hier freier als dort. Auf Morgen also!«

Vierzehntes Kapitel.

Erich's Examen war schon seit ein paar Wochen vorüber und noch lebten die Brüder in der Stadt beisammen, ohne daß von einem Besuche bei den Eltern die Rede gewesen wäre, und Friedrich, welcher während dieser Zeit ebenfalls seine Prüfungen bestanden hatte, freute sich ihres Verweilens, denn die Nähe seines Freundes that ihm wohl.

Obgleich Erich weit davon entfernt war, die Liebe seiner Schwester für einen mittellosen Bürgerlichen als zulässig zu betrachten, fühlte er jetzt, da er von dieser Neigung für die Zukunft Helenens Nichts mehr fürchtete, ein lebhaftes Mit-

leid mit ihr und mit dem Freunde. Er ward es nicht müde, ihm von der Schwester zu sprechen, die einfache Geschichte dieser Liebe immer und immer wieder anzuhören, bis Friedrich, zu gesund, um sich absichtlich seinem Schmerze zu überlassen, auf's Neue zu seinen Arbeiten zurückzukehren und an allgemeinen Interessen Theil zu nehmen fähig ward.

Die Abwesenheit der Heidenbruck'schen Familie, welche die jungen Männer zu einem Gasthausleben nöthigte, trug das Ihrige dazu bei, auch Friedrich zu zerstreuen, denn wohin man kam, waren die politischen Gespräche so lebhaft, daß man theilnahmloser als Friedrich hätte sein müssen, sollte man das eigene Weh nicht vergessen über den Vorgängen in Frankreich, die täglich eine ernstere Gestalt annehmen und eine große Krisis als wahrscheinlich berechnen ließen.

So sehr man auch im eigenen Lande gewohnt war, sich den väterlichen Absolutismus des greisen Königs Friedrich Wilhelm's des Dritten gefallen zu lassen, so geduldig die Mehrzahl der Menschen für die hie und da erkannten Mängel der

preußischen Zustände, von der Einsicht des Königs und seiner Minister eine Aenderung erwartete, und obschon nur einige Wenige daran dachten, daß sie so gut wie Engländer und Franzosen eine Berechtigung zur Selbstregierung hätten, so waren doch die Blicke aller Männer auf diese Völker gerichtet, und während man in wunderlicher Demuth, sich ein patriotisches Tugendbewußtsein machte aus der Gleichgültigkeit gegen die Zustände seines eigenen Vaterlandes, war man empört über die Reaction in Frankreich, über das Ministerium Polignac, über die fanatische Bigotterie Karl's des Zehnten, und bewunderte mit Enthusiasmus die muthige Opposition, welche sich jenen entgegenstellte.

Da erschienen plötzlich in Paris die berüchtigten Ordonnanzen und wenig Tage später traf die Nachricht von der Juli-Revolution, von der Entthronung Karl's des Zehnten, von der Ernennung des Herzogs von Orleans zum Könige der Franzosen die erstaunte Welt. Die Namen Casimir Perrier's, Lafitte's, jener Bürger, welche einen Fürsten zum Bürgerkönige erhoben hatten

waren in jedem Munde, Tadel und Lob, Furcht und Hoffnung knüpften sich an sie, und wie ein Wetterleuchten aus dumpfer Schwüle, so zuckte überall die Erkenntniß auf von der Gewalt eines einigen Volkswillens. Mochten Greise, welche sich noch der ersten französischen Revolution und ihrer Schrecken zu erinnern wußten, auch mit Besorgniß auf den entfesselten Riesen blicken, mochten viele Männer, welche die Napoleonische Zeit erlebt und das wechselnde Glück entthronter und wieder eingesetzter Fürsten gesehen hatten, auch mit zweifelnder Gleichgültigkeit auf die Ereignisse in Frankreich schauen, so hatte doch im Allgemeinen sich eine Aufregung der Geister bemächtigt, wie man sie nach den Freiheitskriegen in Preußen nicht empfunden. Jeder nahm Partei, Jeder glaubte seine Wünsche und Hoffnungen durch die Ereignisse in Frankreich gefördert oder gehemmt. Die großen Gewerbtreibenden sowohl als die Civil- und Militairbeamten, der Grundbesitzer wie der arme Bürger fühlten, eine solche Umwälzung müsse in weiten Kreisen nachwirken.

Es waren nur noch einige Personen bei dem Restaurant versammelt, als der Doctor, der sich noch spät am Abende die Zeitung von der Post zu schaffen gewußt hatte, mit den ersten Proclamationen Louis Philipp's in das Zimmer trat, und sie den Anwesenden auf ihr Verlangen vorlas.

»Jetzt möchte ich in Paris sein!« rief Erich, »welchen Anblick muß ein Volk gewähren, in dem Bewußtsein seiner Heldenthat und seiner Mäßigung.«

»Ich meine,« sagte ein älterer Hauptmann, »wir werden bald genug satteln müssen, unser rechtes Maß an jene Mäßigung zu legen, und ob Sie nach Frankreich kommen, weiß ich nicht, daß aber Ihr Herr Bruder die neuen französischen Helden kennen lernen wird, darauf will ich wetten, zehn gegen Eins!«

»Thun sie das nicht!« fiel ihm Georg in's Wort, »Sie könnten sich verrechnet haben!«

»So glauben Sie, daß solche aberwitzige Phantasten Ruhe halten werden?«

»Wen nennen Sie aberwitzige Phantasten?« fragte der Doctor.

»Diejenigen, die sich in Paris einbilden, ein Haufe zusammengelaufenen Gesindels werde das Regieren besser verstehen, als ein zum Herrschen geborner, für seine Würde erzogener Monarch, uud ein Conseil von Ministern, welche sich durch Studien und Erfahrung dazu vorbereitet haben!«

»Die Männer, welche nach vielfachen Versuchen einer friedlichen Aenderung der Uebelstände, sich endlich zu der Erkenntniß gedrängt sahen, daß der rechtlosen Gewalt nur mit Gewalt zu widerstehen sei, waren die angesehensten Bürger Frankreichs!« sagte der Doctor mit seiner unerschütterlichen Ruhe, «und wenn solche Bürger, die erwählten Vertreter ihres Volkes und vorzugsweise desjenigen Theiles, auf dessen Schultern die Lasten des Staates ruhen, einstimmig erklären, so könne das Land nicht weiter fortregiert werden, so ist es mindestens — sehr gewagt von einem Haufen zusammengelaufenen Gesindels zu sprechen!«

Der Hauptmann wollte auffahren, allein die

ruhige Kälte des Doctors äußerte auch über ihn ihre Macht. Da traf zufällig sein Blick auf den jungen Offizier, der mit allen Zeichen des Beifalls die Worte des Doctors angehört hatte. »Aber was denken Sie, Herr Camerad?« fragte der Hauptmann plötzlich, sich gegen den jungen Offizier hinwendend.

»Was ich denke?« erwiderte der Gefragte. »Je nun! Gedanken sind zollfrei! und ich meines Theils möchte die Lorbeeren eines zweiten Feldzuges in die Champagne nicht theilen!«

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Lieutenant von Heidenbruck?« fragte der Hauptmann, »erklären Sie sich deutlicher!«

»Ich schlage mich nicht für Karl den Zehnten und sein Pfaffenregiment!« wiederholte Georg, »mich dünkt die Worte sind verständlich!«

»Vollkommen!« entgegnete der Hauptmann, erhob sich und verließ mit einer kalten Verbeugung gegen Erich den Saal, ohne Georg und den Doctor weiter eines Blickes zu würdigen. Der Doctor lächelte, aber Erich bemerkte tadelnd gegen seinen Bruder:

»Du hast doch ein wahres Talent, Dir Ungelegenheiten zu machen.«

»Oder vielmehr, ich habe eine Position, in der alles Vernünftige und Wahre mir Ungelegenheiten machen muß.«

»Weil Du es unzeitig und rücksichtslos versichtst. Es war Zeit genug, Deinen Entschluß kund zu geben, wenn der Augenblick die Entscheidung verlangte, wozu ihn erklären mitten im Frieden, gerade jetzt, da Du in das neue Regiment zu treten hast?«

»Hol' der Teufel das Regiment und die Vorsicht! ich bin zum Soldaten und zum Diplomaten gleich verdorben!« rief Georg mit trotziger Verlegenheit. »Es ist, als hörte ich den Vater argumentiren!« und gegen Friedrich gewendet, fragte er diesen, als wolle er die Aufmerksamkeit ablenken von sich selbst; »Warum sind Sie so schweigsam?«

»Ich denke darüber nach, welche Folgen jene Ereignisse für uns mit sich bringen werden?«

»Für uns? gar keine!« meinte der Doctor, »hier ist ja Alles zufrieden, von seinem väterlichen

Könige wie ein unmündig Kind behütet und beglückt zu werden!«

»Sagen Sie das nicht!« entgegnete Erich, »Sie selbst wissen, daß der Wunsch nach ständischer Vertretung sehr lebhaft unter uns ist!«

»Meinen Sie damit einige Standes- und Majoratsherren,« wendete der Doctor ein, »welche es verdrießt, sich unbedingt den Rescripten der Büreaukratie untergeordnet zu sehen, so gebe ich Ihnen Recht!«

»Und sieht nicht ein großer Theil der Intelligenz dem Constitutionalismus als einer Erfüllung seiner Wünsche entgegen?« fragte Friedrich.

»Das bestreite ich!« sagte der Doctor, »denn die Mehrzahl unserer Gelehrten sieht in dem Oberhaupte des Staates den König von Gottes Gnaden; wie sollten sie also zweifeln an der Unfehlbarkeit des Gottgesandten, wie Hand anlegen an die Rechte und die Macht desselben? Woher sollte ihnen die Befugniß kommen, sich der Regierung zu widersetzen, da ihr Heiland ihnen befiehlt, unterthan zu sein der Obrigkeit, die Ge-

walt hat über sie! Und was sind die Aristokratie und die Intelligenz gegen solch zufriedenes Volk!«

»Freilich das Volk ist zufrieden!« bestätigte Erich; der Doctor aber fügte hinzu: »Das heißt, es ist zufrieden wie der Kleinstädter, welcher nie die Heimath verlassen hat und seine Stadt für die schönste, seinen Bürgermeister für einen Solon, sein Dünnbier und sein schlechtes Brod für Nektar und Ambrosia hält, weil ihm jeder vergleichende Maßstab gebricht. Unser Volk ist zufrieden aus Gedankenlosigkeit, und ehe sich nicht im Volke einsichtige Unzufriedenheit verbreitet, ehe nicht die Intelligenz frei wird von dem Glauben an himmlische und irdische Legitimität, ist Nichts für uns zu hoffen!« Er schwieg eine Weile und rauchte ruhig fort, bis er dann, als Schluß seiner Worte, den Ausruf that: »Es ist und bleibt aber doch eine Schande, sich stumpfsinnig mit dem Geringsten zu begnügen, statt mit aller Kraft nach vollem Genügen zu trachten; es ist eine Schmach, sich gängeln zu lassen, wenn man gehen könnte!«

Georg hatte ihm mit leuchtenden Augen zuge=

hört, plötzlich fragte er: »Warum gehen Sie nicht fort, da Sie Herr sind es zu thun? Was hält Sie hier, wo Nichts Ihren Ansichten entsprechen kann?«

»Der Gedanke, daß man bleiben muß, wo viel zu thun ist, wenn man in sich Kraft zur Arbeit fühlt.«

»Und was können Sie, was können wir thun?« forschte der Lieutenant.

»Wir sollen nicht glauben, sondern prüfen, denn der Glaube macht blind, der Zweifel sehend, und nicht der Glaube macht selig, sondern der Zweifel. Der allein führt zur Wahrheit, zur Erkenntniß von der Göttlichkeit des Menschen und von dem ihm eingebornen Rechte freier Selbstbestimmung ohne Hinblick auf ein höheres Wesen, denn der Mensch ist das Höchste.«

»Zu diesem Glauben werden Sie mich niemals bringen!« rief Friedrich.

»Man wird auch nicht von Anderen dazu gebracht, mein Freund! er wird Ihnen aber hoffentlich einst aus dem eigenen Geiste kommen, wenn Sie sich nicht absichtlich verblenden!«

»Er wird auch nicht kommen, denn all mein

Wissen und Erkennen wurzelt in dem Glauben an die Macht, die über uns waltet, und abfallen von diesem Glauben wäre Vernichtung für mich, ich hörte auf, ich selbst zu sein!«

»Wer weiß, ob Sie nicht ein Anderer und doch noch ein Besserer werden könnten!« sagte der Doctor mit freundlichem Ernste.

»Abfall von seinem Glauben erhebt den Menschen nicht!« entgegnete Friedrich.

»Und woran bewährt sich der Charakter des Mannes, als in dem eisernen Festhalten dessen, was er einmal als Recht erkannt!« fügte Erich hinzu.

»Eisernes Festhalten an demjenigen, was man einmal als Recht erkannt hat,« wiederholte der Doctor, indem er das Wort ‚einmal‘ stark betonte. »Das kann unter Verhältnissen Schwäche und Verbrechen werden, wenn man eines Besseren belehrt wird, denn wie die Blüthe abfällt, wenn die Frucht sich bildet, so muß man abfallen von seiner alten Ueberzeugung, wenn man eine neue bessere gewonnen hat!«

»Mit dieser Anschauung,« meinte Friedrich, »erheben Sie die Unbeständigkeit zur Tugend,

rechtfertigen Sie eine beständige Wandlung der Ansichten, und die Inconsequenz wird höchste Consequenz!«

»Und Talleyrand zu einem Mustermenschen,« lachte Erich.

»Wären die Wandlungen, die man ihn durchmachen sah, eine Folge seiner inneren Ueberzeugungen gewesen,« antwortete der Doctor ernsthaft, »so hätte man ihrer nur lobend zu gedenken. Indeß machen Sie sich die Sache einmal klar. Wir Alle glauben an eine Fortentwickelung der Menschheit, Sie so gut als ich. Wie ist eine solche fortschreitende Entwickelung aber möglich innerhalb unwandelbar gezogener Schranken? Wie denken Sie sich die Fortentwickelung der Menschheit, ohne daß der Einzelne in sich die Wandlungen erlebt, aus denen allein eine fortschreitende Umgestaltung der allgemeinen Ansichten hervorgehen kann? Diejenigen Menschen, die in ihren ererbten und anerzogenen Meinungen unwandelbar geblieben sind, haben die Menschheit nicht gefördert, aber Jesus, der Jude, welcher die national-religiösen Satzungen des Judenthums zerstörte, um

eine neue, die ganze Menschheit umfassende Lehre auf den Trümmern der alten zu bauen, Luther, der gläubige Catholik, der abfiel von seinem früheren Glauben und vom Papste, seinem Oberhaupte; Mirabeau, der Edelmann, der seine ererbten Ansichten als Vorurtheile von sich warf, und die Fahne seiner Standesgenossenschaft verließ, um gegen diese seine Standesgenossen und ihre volksbedrückenden Privilegien anzukämpfen, sie Alle sind abgefallen von ihrem Glauben, sie Alle haben Wandlungen erlitten, und diese Wandlungen sind um so auffallender gewesen, je bedeutender die Männer waren, an denen sie geschahen. Ja, ich behaupte, daß ein Mensch, der unwandelbar in seinen ererbten Meinungen oder in seinen einmal gefaßten Ansichten beharrt, vollkommen unfähig ist, der fortschreitenden Menschheit irgend wie zu nützen, und es giebt auch kaum einen Menschen, der sich solcher Unwandelbarkeit anzuklagen hätte. Wir Alle ändern uns! Je größer unsere Fähigkeit, um so sichtbarer unsere Wandlungen, und wenn wir uns nach zehn, nach fünfzehn Jahren einmal wieder sehen sollten, so

wird, ich hoffe das zu unserm Besten, Jeder von uns seine großen Wandlungen erlitten haben, ohne daß wir uns deshalb des Verrathes an uns selbst und an unserer Ueberzeugung anzuklagen haben werden. Wir sind, ich sagte es Ihnen schon einmal, Theile eines lebendigen, sich stets verwandelnden, sich stets erneuenden Ganzen, es ist also unsere Aufgabe, uns mit offenen Sinnen, mit sittlichem Ernste der allgemeinen Bewegung zu überlassen, damit sie uns umgestalte nach ihrer Nothwendigkeit, nicht uns abzusperren und uns ihr hindernd entgegenzustemmen, aus dem thörichten Glauben, daß es von Stärke zeuge, keine Wandlung in sich zu erfahren. Wollen Sie lebloser sein bei lebendigem Leibe, als Ihr Körper, der selbst nach Ihrem Tode noch lebenzeugende Wandlungen erleidet?«

Er hatte sich bei diesen letzten Worten erhoben. Es war Mitternacht, die anderen Gäste hatten sich allmälig entfernt, die Freunde waren allein im Saale, und da der Doctor stehen blieb, hielten die Freunde es für ein Zeichen zum Fortgehen. Der Doctor aber, sonst allem späten

Trinken und allen pathetischen Scenen abgeneigt, ließ Champagner bringen, füllte die Gläser und das seine erhebend sprach er: »Heute, wo eine neue Umwandlung in Frankreich begonnen hat, lassen Sie uns trinken auf die fortschreitenden Wandlungen in uns und in der Menschheit!«

Die Jünglinge stießen mit ihm an, alle drei mehr oder weniger hingerissen und erschüttert. Dann brach man auf Der Doctor verließ sie gleich vor der Thüre des Hauses, und als sich dann Friedrich von den beiden Brüdern trennte, sagte er: »Mir ist feierlich zu Muthe, als hätte ich das Abendmahl genossen und hätte mich einem neuen Bunde angelobt. Wie kann man ein Gottesleugner sein und alles höchsten Glaubens voll wie dieser Mann?«

»Meine Hauptfreude bei der Sache ist aber doch, daß der, welcher uns in diese Abendmahlstimmung versetzt hat, gerade ein Jude ist!« rief der Lieutenant, und Erich meinte: »Ich habe ihn noch niemals so gesehen als heute, die wandelbaren Ereignisse haben ihn wirklich ganz aus seiner unwandelbaren Ruhe gebracht.«

»Spotte nicht!« tadelte Friedrich. »Er war in heiligem Ernste!«

»Der Ernst ist auch wandelbar!« lachte der junge Baron; »ich möchte aber doch bald reisen, um mir einmal die Wandlungen in Paris mit anzusehen!«

Sechszehntes Kapitel.

Fast noch lebhafter als die jungen Männer, wurde der Baron durch die Nachricht von der Revolution und von der Entthronung Karl's des X. erschüttert, den er noch als Prinzen kennen gelernt hatte und an dessen Hof ihm später ein wohlwollender Empfang bereitet worden war, als er mit seiner Gattin einst Paris besuchte. Die Empörung eines Volkes gegen seinen angestammten Herrn war ihm ein Verbrechen, verdammenswerth wie Vatermord. Das Unglück des entthronten, auf's Neue heimathlos gewordenen Fürsten, dessen Geist und anmuthige Herablassung ihn gefesselt hatten, that seinem Herzen wehe,

und er zweifelte nicht, daß alle Herrscher sich vereinen, daß alle rüsten würden, um den Frevel zu bestrafen und dem vertriebenen Könige seine Krone, dem Recht der Legitimität seine Geltung wieder zu verschaffen.

Gespannt auf den Gang der Ereignisse, auf die nächsten Handlungen der Rebellen und des Usurpators, wie er die Franzosen und ihren neuen König nannte, begierig, sobald als möglich die Maßregeln zu erfahren, welche die alliirten Fürsten und England gegen Frankreich nehmen würden, war er in die Stadt zurückgekehrt, weil ihn das späte Eintreffen der Zeitungen auf seinem Gute ungeduldig machte.

Bei seiner Ankunft war Georg nicht anwesend und die erste Frage, welche er an Erich that, galt den Rüstungen der Großmächte.

Erich meinte, daß nach den letzten Nachrichten eine solche Rüstung nicht anzunehmen sei. »Man scheint von Oesterreich und Preußen aus,« sagte er, »nicht interveniren, die Kräfte nicht nach Außen wenden zu wollen, vielleicht aus der Besorgniß, sie im eigenen Lande zu gebrauchen.«

»Was heißt das?« fragte der Baron mit ungewöhnlich strengem Tone.

»Du mußt es ja gelesen haben, lieber Vater! welch enthusiastische Zustimmung die französischen Ereignisse hervorgerufen haben. Nicht nur in Holland, auch in Süddeutschland und am Rheine hat die öffentliche Meinung — —«

Der Baron ließ ihn nicht zu Ende sprechen. »Und Du?« fragte er, »Du selbst sprichst ja von diesem Wahnsinne mit den Modeworten ‚enthusiastische Zustimmung und öffentliche Meinung!' — Und Du bist doch alt genug, die verschiedenen Volksklassen und den Werth ihrer Meinung, dieser öffentlichen Meinung, zu beurtheilen!«

Er erwartete offenbar keine Antwort, und sagte nach einem kurzen Schweigen: »Denke Dir einmal unsere Bauern und Jestleute, stelle Dir einmal das stumpfe, halbpolnische Masurenvolk des Onkels auf Steinfelde vor, oder unsere Dienerschaft und unsere Handwerker, die ich mit einem Befehle oder mit einem Thaler zu meinem Willen zwinge, und frage Dich dann einmal ehrlich: welche Bedürfnisse hat diese Masse, als Ob-

dach, Nahrung und ein Weib zu haben? Welchen Werth hat ihr Urtheil? Was begehren unsere Handwerker und Gewerbtreibende weiter als Erwerb? Was kann der Gelehrte mehr verlangen als Lehrfreiheit und persönliche Achtung? Was fehlt uns auf unseren Gütern? Welcher Theil des Volkes entbehrt in Preußen Freiheit für sein Handeln, so fern es keine fremden Rechte kränkt? Wem gebricht Schutz in unserm Vaterlande, wenn seine Rechte angetastet werden? Von Volksvertretung zu sprechen unter der Regierung unseres Königs, Mißtrauen zu zeigen gegen unser Herrscherhaus ist strafbar, geradezu strafbar — um es nicht eines Edelmannes unwürdig zu nennen!«

Er ging dabei heftig im Zimmer auf und nieder, und schlug unhörbar mit der rechten Hand auf seine linke, wie er zu thun gewohnt war, wenn er eine leidenschaftliche Bewegung niederkämpfen wollte, die zu verrathen ihm gegen seine Würde schien. Auch schwieg der Sohn respectvoll, bis der Vater wieder vor ihm stehen blieb und, ruhiger geworden, also zu sprechen begann: »Es ist möglich, daß die Alliirten, daß der König

es nicht für angemessen halten, in Frankreich zu interveniren, denn der Boden jenes unglückseligen Landes scheint der Art unterwühlt, das Volk so sehr verwildert, daß es unmöglich sein mag, jetzt irgend etwas Bleibendes in jenem Chaos zu begründen, und dann ist es Staatsklugheit, nutzlose Kraftanstrengung zu vermeiden. Aber es ist thöricht,« rief er mit neuer Aufwallung, »zu meinen, Preußen wolle seine Streitkräfte nicht nach Außen wenden, weil es sie im Inneren brauchen könnte. Es lebt Gottlob! noch ein gesunder Kern im Volke. Die Treue für den König ist etwas Angestammtes unter uns, und es ist unsere Pflicht, die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, unser Volk davor zu hüten, daß das Gift der Revolution nicht in demselben um sich greife. Ich habe auch unserm Schulzen gleich verboten, den Bauern seine Zeitung zu verborgen, so lange das Unwesen nicht beruhigt ist, und gestern die Leute und die Dienerschaft zusammenkommen lassen, ihnen zu erklären, was in Frankreich vorgegangen ist, damit nicht falsche Darstellungen sie in's Unglück treiben! — Wie sieht's denn in der Stadt aus?«

Erich erzählte, daß die Aufregung bedeutend sei, gab Beweise dafür, suchte aber doch immer seine Ausdrücke zu mäßigen und hüthete sich eine Theilnahme an den Ereignissen zu verrathen, die den Ansichten des Vaters entgegen sein konnte. Das besänftigte diesen, so daß Erich es endlich auszusprechen wagte, wie gern er Paris in diesem Augenblicke sehen würde.

»Was erwartest Du Dir davon?« fragte der Baron.

»Ich möchte es aus eigener Anschauung kennen lernen, wie ein Volk, das die bestehenden Gesetze aufgehoben hat, sich neue Gesetze giebt und sich ihnen unterwirft!«

»Der Anblick wird nicht erfreulich, aber vielleicht lehrreich für Dich sein,« meinte der Vater, »und falls Helenens Hochzeit keinen Aufschub erleiden muß, will ich Dich nicht hindern, gleich nach derselben Deiner Neugier zu willfahren, so wenig ich Dich hindern würde, Dir die Eruption eines Vulkanes anzusehen, vorausgesetzt, daß Du Dich selbst vor Schaden wahrst!«

Erfreut, diese Zustimmung so unerwartet

leicht erhalten zu haben, wünschte Erich zu wissen, weshalb der Vater eine Verzögerung der Hochzeit für möglich halte?

»Ich erwarte, daß der Graf seine Entlassung fordert, und das könnte ihn nöthigen, vor seiner Verheirathung noch Vorkehrungen für einen Aufenthalt auf seinen Gütern zu treffen. Er, der einer der ersten und ältesten Familien des Landes angehört, kann sich doch unmöglich dazu hergeben, in dieser bürgerlichen Königsfarce mitzuspielen!« sagte der Baron, als die Thüre aufging, der Lieutenant eintrat und sich dem Vater um den Hals warf.

Dieser erwiderte die Umarmung liebreich, aber noch während der Lieutenant sich niederbog, in seiner Herzensfreude des Vaters Hand zu küssen, sagte derselbe: »Warst Du schon bei Deinem Chef?«

»Ich habe mich bei meiner Ankunft gemeldet, lieber Vater! seitdem war ich nicht dort; ich habe ja dort Nichts zu holen, da ich auf Urlaub bin.«

Des Barons Gesicht nahm plötzlich einen strengen, harten Ausdruck an. »Und diesen Ur-

laub benutzest Du auf Deine Weise!« sagte er. »Das beweist der Brief, den ich gestern bekommen habe!«

Damit reichte er ihm ein Schreiben seines Regimentscommandeurs hin, der dem Baron nahe befreundet war. Es enthielt eine genaue Mittheilung des Vorganges bei dem Restaurant, den zur Kenntniß des Commandeurs zu bringen, der Hauptmann für seine Pflicht gehalten hatte, und der Obrist fügte hinzu, daß er aus Freundschaft für den Vater die Sache zu vertuschen bereit sei, wenn der Lieutenant seine Aeußerungen zurücknehmen und sich deshalb vor ihm entschuldigen wolle.

Georg war während des Lesens bleich geworden, der Vater beobachtete ihn scharf. »Nun?« fragte er, als der Sohn geendet hatte

»Der Brief enthält die Wahrheit!« antwortete Georg mit kaltem Tone und doch mit Unfreiheit.

»Und?« fragte der Baron weiter.

Der Lieutenant schwieg, aber ein heftiges Zucken seiner Lippen verrieth seinen Kampf. Er

wollte sprechen, unterdrückte es — und es entstand eine Pause, in der Erich voll Besorgniß bald den Bruder, bald den Vater betrachtete, von denen keiner den Anfang zum Sprechen machen wollte, weil keiner das rechte Wort zu finden schien.

Endlich sagte der Baron: »Unser Wiedersehen fällt anders aus, als ich erwartet — sei es drum! Geschehenes ist nicht ungeschehen zu mahen, zurückleben kann man nicht. Aber ich rechne darauf, daß Du Dich noch heute zu dem Obristen verfügst und zurücknimmst, was — ich glaube das zu Deiner Ehre — der Wein aus Dir gesprochen hat. Sei künftig mäßiger und respectire meinen Namen und den Rock des Königs, den Du zu tragen die Ehre hast!«

Damit ging er, ohne dem Sohne Zeit zu einer Antwort zu lassen, hinaus. Kaum aber hatte er sich entfernt, als Georg mit einer heftigen Bewegung empor fuhr, und im Zorne gegen sich selbst mit der geballten Rechten gegen seine Stirne schlug.

»Was hast Du?« fragte Erich.

»Was ich habe? — Und Du fragst noch?« rief Georg wie außer sich. »Fühlst Du denn nicht, wie elend ich wieder da gestanden habe einem gescholtenen Schulbuben gleich? — Schämst Du Dich denn nicht mit mir, daß ich nicht den Muth hatte, dem Vater zu sagen, wie verhaßt der Wiedereintritt in den Dienst mir gerade in diesem Augenblicke ist? — Liegt eine Ehre darin, diese Schärpe zu tragen, so verdiene ich sie nicht!«

Seine Blässe, seine starren Züge hatten etwas Furchtbares. Erich war blaß geworden wie der Bruder, und sich liebevoll beruhigend zu ihm wendend, bat er: »Stürme nicht so selbstvernichtend gegen Dich an, Georg! Es ist keine Schwäche, es ist ein natürliches Empfinden, daß Du nach Jahre langer Abwesenheit dem Vater nicht in der Stunde des Wiedersehens in seinen heiligsten Ueberzeugungen entgegentreten mochtest. Ich freute mich Deiner Selbstbeherrschung.«

Der Lieutenant lachte bitter. »Selbstbeherrschung?« spottete er; »ich habe da gestanden, das Wort des Trotzes, das Wort der Wahrheit auf den Lippen, und wenn ich es aussprechen wollte,

fielen meine Blicke auf des geliebten Mannes theures Antlitz und ich mußte schweigen. Ich kann es nicht ertragen, seine Augen zornig auf mich gerichtet zu sehen, und ich werde zum Verräther an mir selber, aus Liebe für den Vater!«

Es entstand eine Pause, Erich war erschüttert, er näherte sich dem Bruder, ihn zu umarmen, entfernte sich dann aber wieder, aus Furcht, dies Zeichen einer beklagenden Theilnahme könne ihn verletzen. Endlich sagte er: »So kann es nicht bleiben, Georg! aber den Vater dahin zu bestimmen, daß er Dich jetzt den Abschied nehmen läßt, ist ganz unmöglich!«

»Ich weiß das!«

»Würde es Dir eine Erleichterung sein, wenn Du Dich als Lehrer an die Schule commandiren ließest? Deine Zeugnisse befähigen Dich dazu und Du hättest dann nur wenig mit dem activen Dienst zu thun?«

»Guter, treuer Junge! Du bist ganz der Alte!« rief Georg plötzlich milder aus, »Du verbindest, wie in unserer Kindheit, meine Wunden in der Stille, damit ich für meine Wildheit nicht ge-

scholten werde. Hier aber hilft das Ueberpflastern nicht!«

»Es schafft Dir Zeit, Georg! und Zeit gewinnen heißt hier Alles gewinnen! Der Ausbruch eines Krieges ist ja ganz unwahrscheinlich, und giebt es Krieg, nun so ist's ja dann noch Zeit genug, Deiner Ueberzeugung nachzukommen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht geändert hat!«

»Du nutzest die Lehre von der Wandelbarkeit des Menschen schnell genug für Dich und mich. Warst Du doch gestern selbst voll Wärme für den Freiheitskampf in Frankreich!«

»Kann ich bei Anderen nicht bewundern, was mir selbst vielleicht nicht angemessen wäre? und ist's ein Unrecht, wenn ich versuche, Dich zur Fügsamkeit zu überreden, da Du im Vaterhause bleiben sollst? Der Zwiespalt in Dir selbst, Dein ganzes Verhalten schmerzen den Vater!«

»Es ist nicht meine Schuld, daß ich dahin gebracht ward, daß man mich trotzig machte, daß man mich fürchten lehrte, wo ich liebte!« sagte der Lieutenant.

»Die an dem Knaben verübte Unbill als Mann

noch zu empfinden, ist klein, Georg! Du mußt das von Dir werfen!« stellte der ältere Bruder ihm begütigend vor.

»Ich kann sie nie vergessen! Man hat mich feig gemacht!« rief der Lieutenant. Und wieder entstand eine Pause, aber seine Leidenschaft begann sich durch das Aussprechen zu besänftigen. Er setzte sich nieder, stützte den Kopf in die Hand, mit der er seine Augen verbarg. Und Erich glaubte zu bemerken, daß er Thränen zerdrückte, die sich hervordrängen wollten. Da legte er seine Hand auf des Bruders Schulter und sagte: »Geh zum Obrist, Georg! Der Vater ist in seinen Ueberzeugungen getroffen, und gereizt durch die neue Revolution, tritt ihm nicht entgegen, gerade jetzt nicht, wo er mehr als je geneigt ist, die Rechte seiner Autorität aufrecht zu erhalten. Wir wollen dahin trachten, Dir eine andere Lebensbahn zu finden, rechne unbedingt darauf, nur jetzt gieb nach!«

Er hielt ihm die Hand hin, der Lieutenant zögerte, schwankte, endlich schlug er ein, und ohne ein Wort zu sagen, schritt er der Thüre zu.

»Wohin gehst Du?« fragte Erich.

»Zum Obrist!« antwortete der Lieutenant und verließ das Zimmer.

Diesen Seelenzustand des Lieutenants zu erklären, mußte man den Vater kennen. Der Baron, obschon ein aufgeklärter Mann, sah, wie das bei seinen politischen Ueberzeugungen natürlich war, die Familie stets als den Staat im Staate an und hatte es für Pflicht gehalten, in sich, als in dem Oberhaupte derselben, den Seinen ein Urbild strengster Pflichterfüllung aufzustellen. Orthodox in der Politik, aber ein Zögling der Encyklopädisten in Sachen der Religion, hatte er seine Kinder in einer Gleichgültigkeit gegen dieselbe erzogen, welche der Mutter stets schmerzlich gewesen war, ohne daß sie sich erlaubt hätte, den Ansichten ihres Mannes durch die eigene, abweichende Ueberzeugung entgegen zu treten. Ohne den Hinblick auf den Willen Gottes oder auf einen Lohn und eine Strafe in einem jenseitigen Leben, hatte der Vater den Kindern seinen Willen als einzige Autorität in geistigen und leiblichen Dingen hingestellt, und von ihrer

ersten Kindheit ab ihnen einzuprägen gestrebt, daß es keine Einwendungen gegen den väterlichen Willen gäbe, daß Gehorsam, unbedingte, schweigende Unterwerfung unter den väterlichen Willen, die höchste Tugend eines Kindes sei.

Lag darin auf der einen Seite eine despotische Härte, so machten die Liebe des Barons für seine Kinder und die makellose Ehrenhaftigkeit seines ganzen Lebens, ihnen den Vater theuer und den Gehorsam gegen ihn in ihrer ersten Jugend leicht. Ein rücksichtsvoller, treuer Gatte, aufopfernd und vorsorglich für seine Kinder, ein gerechter Herr seiner Untergebenen, hülfreich mit Rath und That in weitem Kreise, gemeinsinnig und freundlich gegen den Geringsten, galt er, obschon man seinen Eigenschaften Gerechtigkeit angedeihen ließ, dennoch bei Allen, welche ihn nicht näher kannten, für schroff und stolz, weil jede seiner Handlungen den Stempel der selbstherrlichsten Willkür an sich trug. Dies Gefühl der Selbstherrlichkeit, das sich in seinem Hause geltend machte, gab sich aber auch nach allen anderen Seiten kund. Sich den bureaukratischen An=

ordnungen der Regierung zu fügen, konnte nur seine Ergebenheit gegen den König ihn vermögen, denn er sah sie meist als Eingriffe in seine Rechte, in seinen freien Willen an, und so kam es, daß er in seinem Verhältnisse als Landforstmeister ein unerbittlich strenger Beamter sein konnte, während er als Gutsbesitzer ein Gegner der Beamtenherrschaft war und sich fast beständig in kleinen Kämpfen gegen die Regierung befand.

Ein solcher Vater mußte auf die Entwicklung seiner Söhne, je nach ihren Anlagen, sehr verschieden wirken. Er hatte dem von Natur sanften und allzu fügsamen Erich eine Art von sittlicher Haltung gegeben mit der Lehre von der Achtung, die ein Edelmann sich schulde, mit dem Gedanken, daß er einst berufen sei, den Familiennamen fortzuführen und die Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister zu werden. Aber beständig auf des Vaters Urtheil, nicht auf sein eigenes Urtheil und Gewissen hingewiesen, hatte der Sohn sich gewöhnt, überhaupt den Maßstab fremder Billigung an seine Handlungen zu legen,

und die ererbten Ansichten, das Urtheil der Welt, zu seinem schützenden Paniere zu erheben, sobald er sich von sittlichen Conflicten bedroht sah, die zu lösen, ihm die in solchen Fällen oft unerläßliche Härte und Energie gebrachen. Ohne starke Leidenschaften, wohlwollend und besonnen thätig, war er dazu gemacht, sich Freunde zu erwerben, versöhnend zu wirken und einen ebenen Lebensweg mit ruhiger Sicherheit zu gehen, während sein Bruder nach Kämpfen und nach Abenteuern schmachtete, um in ihnen einen Ableiter zu finden für eine Kraft, die der Vater, statt sie zu leiten und nutzbar zu machen, als Fehler angesehen und zu brechen getrachtet hatte. Aber die Menschennatur ist glücklicher Weise zähe genug, solchen Mißgriffen nicht zu unterliegen, wenn sie davon auch angetastet und gefährdet wird. War in dem Lieutenant die Fähigkeit selbständigen Entschlusses durch die väterliche Strenge auch gebrochen, so hatte er niemals das Bewußtsein verloren, daß ihm damit ein schweres Unrecht angethan sei, und er hatte nie härter davon gelitten, als in der Stunde dieses Wiedersehens.

Was es gerade ihn kostete, welchen Beweis von Liebe er dem Vater gab, als er sich zu seinem Obristen verfügte, das vermochte sein Bruder ihm nicht in voller Stärke nachzufühlen. Auch der Baron sah in des Sohnes That nichts als die pflichtmäßige Sühne eines unverantwortlichen Leichtsinns Das Einzige, was er Schonendes für ihn zu thun wußte, war, daß er des Vorfalls niemals mehr erwähnte. Die Sache war abgemacht, wie er es nannte, und bald ward die Theilnahme der Familie nach einer anderen Seite hin noch lebhafter in Anspruch genommen.

Siebenzehntes Kapitel.

Gegen die Erwartung des Barons hatte nämlich der Graf seine Entlassung aus dem Staatsdienste nicht gefordert, vielmehr sich der neuen Regierung zur Disposition gestellt, und von ihr die ehrendste Anerkennung seiner bisherigen Dienste mit der Zusicherung erhalten, daß man dieser Dienste nicht entrathen, sondern ihn in seinem Amte lassen wolle. Er hatte seine Handlungsweise als eine sich von selbst verstehende betrachtet, und ihrer nur in einem Briefe an seine Braut Erwähnung gethan, während der Baron in ihr eine Unehrenhaftigkeit erblickte, welche sein Vertrauen in den Charakter St. Brezan's zerstörte.

Sobald er von Helenen diese Mittheilung erhalten, war er auf das Gut zurückgekehrt, und kaum dort angelangt, hatte er der Baronin erklärt, daß er gesonnen sei, die Verlobung seiner Tochter mit dem Grafen aufzuheben. Er habe diese Verbindung gewünscht, so lange er den Grafen als einen Ehrenmann geachtet, in dessen Händen das Schicksal seines Kindes wohl geborgen sei. Ein Edelmann, der seinem Könige die Treue, ein Beamter, der seinen Amtseid breche, ein unloyaler Unterthan könne kein loyaler Gatte werden, und werde seinem Weibe untreu sein und es verrathen, wie er seinen König verrathen in der Stunde der Gefahr. Vor einem solchen Schicksal die Tochter zu bewahren, halte er für Pflicht, und die Mutter möge also Helenen mit aller nöthigen Schonung seinen Entschluß bekannt machen.

Je ruhiger der Baron die Sache nahm, um so bestürzter zeigte sich seine Gattin. Sie erschrak vor den Folgen eines solchen Schrittes. Das Aufsehen, welches er machen, die peinliche Lage, in die er Helene bringen, die kaum be-

kämpften Wünsche und Hoffnungen, welche die wiedergewonnene Freiheit in der Tochter auf's Neue anregen mußte, stellten sich dem Auge der Mutter in schneller Reihenfolge dar, und obschon sie selbst die Handlungsweise ihres künftigen Schwiegersohnes nicht billigte, machten die Freundschaft für ihn und die Sorge um Helene sie doch geneigt, hier nicht so schnell nachzugeben, als der Baron es sonst von ihr gewohnt war. Sie warnte ihn vor gewaltsamen Entschlüssen, sie bat ihn, den Grafen zu hören, ehe er ihn verdamme, und erst, als alle diese Gründe auf ihren Gatten unwirksam geblieben waren, sprach sie ihm von Helenens Neigung für den Candidaten Brand. Ohne sich auf Erörterungen einzulassen, rühmte sie der Tochter und dem jungen Manne die edelste Entsagung nach, und bemerkte aber doch dabei, daß es nothwendig sei, eine unübersteigliche Schranke zwischen den jungen Leuten zu errichten, sollte Helenens Zukunft nicht gefährdet werden.

Ohne ein Wort zu sprechen, hatte der Baron diese Erklärung hingenommen und war nachdenkend ein paar Male im Zimmer auf und abge=

gangen. Weit davon entfernt, es seiner Frau als Vorwurf anzurechnen, daß sie ihm bisher von diesem Verhältnisse nie gesprochen, wußte er ihr Dank dafür. Es lag in seinen Grundsätzen, daß Jeder innerhalb des ihm zugewiesenen Bereiches selbständig handeln müsse, und über das Herz ihrer Töchter zu wachen, war die Aufgabe der Mutter, eine Aufgabe, in welcher er gewohnt war, sie ungehindert gewähren zu lassen.

Er fragte Nichts, er begehrte keinen näheren Aufschluß über diese Neigung, es genügte ihm zu wissen, daß sie unterdrückt sei und daß seine Tochter sich ihrer Eltern werth bewiesen habe. Das Einzige, was er zu überlegen hatte, war die Art und Weise, in welcher man Helenen zu Hülfe kommen müsse, wobei er die Möglichkeit, sie mit dem Grafen zu verheirathen, jedoch ganz außer der Betrachtung ließ. Sein erster Gedanke war, Friedrich zu entfernen. Die Baronin wendete ein, daß dies unmöglich sei, da der junge Mann durch seine Studien und seinen Erwerb an seinen Aufenthaltsort gefesselt werde, aber der Baron erkannte eine solche Unmöglichkeit

nicht leicht an, wo sie den Interessen seiner Familie entgegenstand.

»Man muß nur die Mittel wollen, wenn man den Zweck will!« meinte er, »und hier liegt das Mittel ja so nahe zur Hand! Erich kann den jungen Brand als Reisegefährten mit sich nehmen!«

»Wird Brand das eingehen?« fragte die Baronin.

»Zuverlässig! man muß die Form finden, es ihm so annehmbar zu machen, daß er's nicht wohl ablehnen kann.«

»Aber glaubst Du, daß dieser Plan Erich willkommen sein werde? — Ich weiß, es liegt für ihn ein Reiz darin, sich einmal ganz losgerissen zu fühlen von allen Banden seiner Jugend!« wendete die Baronin abermals ein.

»Von Erich's Wünschen kann nicht die Rede sein, wo es sich um die Ehre und die Ruhe seiner Schwester handelt! Er mag ein ander Mal den Reiz der Ungebundenheit genießen, jetzt paßt es mir, daß ihn der junge Brand begleitet!« antwortete der Baron. — Die Baronin verstummte, denn sie kannte diesen Ausdruck ihres Mannes.

Hatte er einmal erklärt, daß ihm irgend Etwas passend scheine, so war dies ein Ausspruch, gegen welchen keine Einwendungen der Familie geduldet wurden, und er hielt sich überzeugt, daß seine Gattin sich auch diesmal schweigend seinen Anordnungen fügen und sie allmählich als die einzig richtigen begreifen lernen werde. Denn wie er für seine Gemahlin von Anderen die höchste Ehrerbietung forderte, so verlangte er von ihr dieselbe auch für sich. Aber stets fügsam in allen Dingen, welche sie selbst betrafen, ließ sich in der Mutter die Sorge um die Tochter nicht unterdrücken, und mit der ihr eigenen ausdauernden Geduld bestand sie darauf, daß es ein Unrecht sei, den Grafen ungehört anzuklagen und in solcher Weise eine Verbindung lösen zu wollen, von der man bisher nach reiflicher Ueberlegung das Lebensglück Helenens erwartet hatte. Sie nannte es grausam, ein Mädchen erst alle Schmerzen der Entsagung durchkämpfen zu lassen, um es dann auf's Neue verbotenen Wünschen und unerfüllbaren Hoffnungen zu überliefern. Ihre Bitten, ihre Vorstellungen brachten es endlich dahin, daß der Baron

sich entschloß, von dem Grafen eine Erklärung seiner Handlungsweise zu begehren, ehe er ihm aussprach, daß er sie für unvereinbar mit den Gesinnungen wahrer Ehre halte. Er befahl aber, daß Helenens Briefwechsel mit demselben nicht weiter fortgeführt werden solle, bis er eine ihn zufriedenstellende Antwort von ihm empfangen haben würde. Vergebens wendete die Baronin ein, daß es ein Werk der Liebe und der Vorsicht sein würde, Helenen diesen Zwiespalt zu ersparen, ihr zu verbergen, daß der Vater an der unbedingten Ehrenhaftigkeit ihres künftigen Gatten zweifle. Vergebens stellte sie vor, daß es ja Zeit genug sei, den Bund zu lösen, wenn wirklich eine Ursache dazu vorhanden wäre; der Baron blieb fest bei seiner Ansicht.

»Gerade weil wir von Helenen das Opfer ihrer Neigung begehrten,« sagte er, »müssen wir ihr darthun, daß wir bereit sind, auch unsere Wünsche aufzuopfern, falls die von uns getroffene Wahl ihr Glück bedroht. Sie muß es einsehen lernen, daß wir sie nur dem untadelhaften Manne geben, soll sie einst von sich selbst untadelhafte Pflichterfül-

lung fordern, soll sie das Zutrauen zu uns behalten, das unseren Kindern das Gehorchen leicht und lieb gemacht hat. Begreife doch, daß es in der Familie wie im Staate ist! Der unverdorbene Mensch hat ja einen Zug zum Glauben und zur Unterordnung, das lehrt uns die Geschichte.«

»Die Geschichte?« wiederholte die Baronin im Tone bescheidenen Zweifelns. »Ach die Geschichte hat uns in den letzten Tagen auch gelehrt, daß die guten alten Zeiten vorüber sind, und daß es nicht mehr ist wie einst. Die Menschen wollen ja nicht mehr gehorchen!«

»Wer hat es dahin gebracht?« rief der Baron. »So lange und so weit Menschen auf der Erde leben, erzeugten sie als die natürlichste Form ihres Zusammenlebens die Herrschaft eines Mannes über die Familie, wie über den Staat, und dies Verhältniß war und blieb überall förderſam, bis die Häupter sich des Vertrauens unwerth machten, das man in sie setzte. Das ist's ja gerade! Könnte eines unserer Kinder mir den Vorwurf machen, daß ich meine oder ihre Ehre, daß ich ihr Bestes nicht gewahrt habe, so würde

ich in demselben Augenblicke auf das Recht verzichten, das ich jetzt auf ihr Vertrauen habe. So lange ich es aber noch verdiene, so lange darf und muß ich fordern, daß sie mir gehorchen. Das weiß Helene auch, danach, sage ihr, möge sie sich richten. Ich werde die Briefe des Grafen, die in der Zwischenzeit für sie eintreffen, ihr aufbewahren und sie soll dieselben aus meiner Hand empfangen, wenn er seine Handlungsweise vor mir vertreten kann.«

In dieser letzten Wendung sah die Baronin, daß ihre Vorstellungen nicht unfruchtbar gewesen waren, daß ihr Gatte selbst zu wünschen begann, es möge das geschlossene Bündniß aufrecht erhalten werden können, und sich auf die eigenen Gründe des strengen Royalisten stützend, sagte sie freundlich: »Wenn Du für Dich, wie Du eben sagtest, nur so lange Gehorsam begehrst, als Du ihn durch Deine Pflichterfüllung fordern kannst, so entbindest Du damit die Völker von dem Eide der Treue gegen einen König, der des Volkes Wohl nicht fördert, lieber Heidenbruck! und der Graf hat — — “

»Hat einen warmen Advocaten in Dir gefunden!« fiel ihr der Baron in's Wort. »Mag einem Volk auch in besonderem Falle das Recht der Selbsthülfe nicht abzustreiten sein, so ändert das Nichts in dem Verhältnisse des Edelmannes zu seinem Könige, Nichts in dem Verhältniß des Beamteten zu seinem Herren. War Graf St. Brezan als Gesandter der freiwillige Diener seines Königes, so muß er auch mit seinem Könige die Folgen der königlichen Handlungsweise tragen, er muß stehen und fallen mit demselben, aber nicht neue Eide schwören einem neuen Herrn.«

»Und wenn er einsähe, daß sein König, daß er selbst geirrt?« fragte die Baronin.

»Wenn St. Brezan einst einsähe, daß er sich in der Wahl seiner Gattin irrte, daß Helene nicht ist, wofür er sie gehalten — was dann, Johanne?«

Die Baronin schwieg. »Wolltest Du, daß er sie verstieße? Daß er sie verantwortlich machte für den Leichtsinn, mit dem er sie gewählt? — Graf St. Brezan war Herr seines Handelns, als

er in den Staatsdienst trat, und wer einen Bund eingeht, sei es mit wem es wolle, wer sich aus freier Wahl einem Anderen oder einer Sache mit seinem Eide verbindet, der muß diesen Eid halten durch sein ganzes Leben, denn der Eid ist heilig!«

»Aber die Einsicht des Menschen kann sich ja ändern nach der Eidesleistung!« meinte die Baronin.

»Weil sie das kann, so sollte der Mensch nicht Herr werden seines Handelns in einem Alter, in dem er solchen Aenderungen seiner Ansichten noch unterworfen ist. Das ist der Sinn der Vormundschaft, und es ist Thorheit, daß die Gesetze sie für alle Menschen auf dasselbe Lebensalter ausdehnen. Der Unmündige ist unverantwortlich, ich stehe ein für jedes Thun meiner Kinder. Aber jeder Mensch, der Mann vor Allem, den das Gesetz mündig gesprochen hat, der muß sich selbst als reif erklären, indem er sich keine Aenderungen seines Sinnes mehr gestattet, indem er eisern fest hält an seinem Glauben, seiner Ehre, seinem Worte!

Und wie Graf St. Brezan dies gethan hat, darüber wollen wir seine Erklärung hören!«

Mit diesen Worten küßte er die Baronin auf die Stirne und die Unterredung hatte ein Ende. Es blieb der Mutter überlassen, Helenen die Anordnungen des Barons so behutsam als sie wollte mitzutheilen. Indeß, trotz aller Vorsicht, konnte sie die Wirkung nicht verhindern, die sie befürchtet hatte. Mochte sie auch die Heirath mit dem Grafen der Tochter beständig als unumstößlich sicher darstellen, mochte sie ihr mit der höchsten Achtung von dem künftigen Gatten sprechen, Helene hielt sich daran, daß der Vater den Namen des Grafen nicht mehr nannte, sie hielt sich an der Möglichkeit ihre Verlobung aufgehoben zu sehen, um bald wieder schönere Hoffnungen daran zu knüpfen.

Ehe in jener Zeit der Brief ihres Vaters den Grafen erreichen, ehe seine Antwort auf dem Gute anlangen konnte, mußten fast vierzehn Tage verfließen, und Wünsche und Hoffnungen, denen wir uns überlassen, erzeugen in uns nur zu schnell den Glauben an die Möglich-

keit ihrer Erfüllung. — Helene zweifelte schon nach wenig Tagen nicht mehr daran, ihre Freiheit wieder zu erlangen, und jetzt gestand sie sich, was sie sich zu verbergen gestrebt, seit sie des Grafen Braut geworden war, daß sie trotz ihres häufigen Briefwechsels mit demselben, ihm nicht näher gekommen war, als an dem Tage, da sie sich ihm verlobte. Sie hatte sich an die Idee gewöhnt, als die Gemahlin eines Gesandten künftig in Neapel zu leben, und sich in die äußeren Verhältnisse dieser Stellung selbst mit Lust hineinversetzt; aber während sich ihre Phantasie in den Reizen des Südens wiegte, des Mannes nur wenig gedacht, an dessen Seite sie das ersehnte Italien betreten sollte. — Weil sie den Grafen nie als ihren Verlobten neben sich gesehen hatte, und alle ihre Erinnerungen sich an Friedrich knüpften, erweckte jedes Liebeswort in den Briefen ihres Bräutigams, in ihr den Gedanken an den einzigen Mann, zu dem sie in ihrem Herzen mit solchen Worten der Liebe gesprochen, und ohne daß sie es bemerkte, hatte sich Friedrich's Bild in ihre Seele geschlichen, so oft sie ihrem

Bräutigam geschrieben, bis sie, sich selbst betrügend, dahin gekommen war, auch den Grafen in eine vollständige Täuschung über ihre Gefühle für ihn zu versetzen.

Jetzt, da dieser Briefwechsel aufgehört hatte, sah sie plötzlich ein, in welcher Verwirrung sich ihr Geist befunden, und kam sich wie erlöst vor, weil sie sich dieses Zwiespalts überhoben glaubte. Unumwunden sprach sie ihren Brüdern, ihrer Schwester die Freude über diese glückliche Wendung ihres Schicksals aus, und so bereit sie sich geglaubt hatte, das Opfer ihrer Wünsche zu bringen, so dankte sie jetzt Gott, daß es nicht mehr von ihr gefordert ward. Sie wagte es wieder, mit Cornelie von Friedrich zu sprechen, sie fragte nach ihm in den Briefen an die Brüder, sie dachte royalistischer und legitimer über die französische Revolution, als selbst ihr Vater, so lebhaft wünschte sie, den Grafen nicht gerechtfertigt zu finden.

Mit wahrer Sorge sahen es die Baronin und Cornelie, wie sich Helene wieder ganz und gar von dem Gedanken an die ihr bestimmte Ehe ent-

fernte, wie sie es von sich wies, wenn man sie erinnerte, daß der Hinblick auf Friedrich's Familie sie zur Entsagung bestimmt habe, und daß dies Hinderniß obwaltend und trennend zwischen ihr und dem Geliebten bleiben werde, sollte sie auch ihre Freiheit wieder finden. Sie lachte der vorsichtigen Schonung, mit der die beiden Frauen sie behandelten, und wie man um so höher schätzt, was man zu verlieren gefürchtet hat, so umfaßte sie jetzt die Ihren mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit, so genoß sie die Schönheit des väterlichen Landsitzes mit neuer Freude, mit größerem Bewußtsein als je zuvor, unermüdlich ihr gegenwärtiges Glück zu preisen, weil ihr die Möglichkeit einer Hoffnung für die ferne Zukunft wiedergegeben war.

Achtzehntes Kapitel.

Es war ein milder August=Abend, als Helene das Gitter des Parkes öffnete, um in das Dorf zu gehen. Die tiefstehende Sonne vergoldete die Gipfel der Bäume und warf braunroth glänzende Lichtstreifen über das dichte Gras der Rasenplätze und auf die braunen, stark gefurchten Rinden der uralten Eichen und Fichten, deren mächtige Aeste weit hinausragten über das kleine Eisengitter, und breite Schatten warfen auf die Wiese, die sich an den Garten schloß.

Der würzige Geruch des Thymians, der Schafgarbe und des röthlich blühenden Baldrians zog durch die kühler werdende Luft. Nur

langsam schwebten die letzten Tagschmetterlinge noch von einer Blüthe zur anderen, um die Stelle zu finden, auf der sie zur Ruhe das schimmernde Flügelpaar zusammenfalten konnten, während die Nachtfalter erwachten und die Heuschrecken ihre schwirrenden Töne erklingen ließen mitten durch das Säuseln und Flüstern der Bäume.

Ueber die Wiese fort, an den abgemähten Feldern vorüber, auf denen noch hie und da eine Kornblume oder eine rothe Mohnblüthe sich unter dem Hauch des Abendwindes wiegte, schritt Helene dem Hügel zu, an dessen Fuße sich das Dorf ausbreitete.

Athem zu schöpfen stand sie auf der Höhe still und schaute zurück. Da lag das Schloß ihrer Väter, die alte Burg der deutschen Ordensritter, stolz und sonnenbeglänzt im Thale. Stattlich breiteten sich seine vier Flügel um den inneren Hof, an allen vier Seiten von niedrigen Thürmen mit flacher Bedachung flankirt. Die Bogenfenster des Remters, den alle Deutschmeister-Burgen haben, sahen prächtig und feierlich aus,

in den weiten Zwischenräumen, die sie trennten, und die geringe Anzahl der Fenster nach der Außenseite gab den Mauern das Ansehen massenhafter Stärke, dem ganzen Gebäude den Charakter gefesteter Abgeschlossenheit. Hatte das Bedürfniß seiner späteren Besitzer und Bewohner auch die innere Einrichtung der Burg gar mannigfach verändert, so waren ihr doch die breiten, prächtigen Steintreppen, die weiten Corridore mit riesigen Kaminen, die großen Hauptsäle und die tiefen erkerartigen Fensterbrüstungen geblieben, die sie von allen Schlössern der späteren Zeit auffallend unterschieden, und der Baron liebte es hervorzuheben, daß er sein Stammschloß in directer Linie aus den Tagen der Ordensmeister überkommen habe, deren geachteter, heldenmüthiger Comthur sein Ahnherr einst gewesen war.

Alle Familientraditionen knüpften sich an dies Schloß und an das Gut. Vom Kirchthurme herab schaute das Bild der Stammmutter, die goldene Spinnerin am Kreuze, hell leuchtend zu der Burg hinüber, in der sie einst gelebt, und wie in den Tagen der Kindheit blickte Helene

kindlich glaubensvoll zu diesem Wahrzeichen ihres Dorfes empor, das sich auch in dem Wappen ihrer Familie wiederfand.

Die Zeiten, in welcher die Mutter ihr und den horchenden Geschwistern die Sage von der Schönheit und Liebestreue der armen Spinnerin erzählte, zu deren Andenken ihr ritterlicher Geliebter die Kirche erbaut, als sie endlich nach langem Harren und nach schwerem Dulden sein Ehegemahl geworden war, traten ihr so lebendig vor die Seele, als hätten sie gestern noch Alle lauschend und staunend in der großen Kinderstube beisammen gesessen. Wie oft hatte sie sich die fromme Magd vorgestellt, am Wege sitzend und spinnend unter dem großen Kreuze, und die blauen Augen trocknend mit dem langen blonden Haar, um in die Ferne zu spähen nach des pilgernden Kreuzritters fest versprochener Heimkehr. Wie hatte sie sich gefreut, wenn die Mutter endlich die Ankunft des Ritters geschildert, und all die Herrlichkeit, mit der er das schöne Lieb dann eingeführt in seine feste Burg, und wie der Segen dieser treuen Gatten fort und fort geruht

auf ihren Kindern und Kindeskindern und immer Liebe und Treue gewohnt habe in diesen Mauern. — Es war Helenen die liebste Geschichte gewesen und sie hatte sich es stets ausgedacht, einmal auch so treu in der Liebe zu sein und so glücklich zu werden, wie ihre heilige Spinnerin am Kreuze.

Sie mußte lächeln und seufzte doch auf, als erwache sie aus einem Traume. Daß sie von dem Geliebten lassen wollen, daß sie sich einem anderen, ihr fast fremden Manne versprochen hatte, kam ihr ganz unglaublich oder wie in langvergangener Zeit geschehen vor. Sie dachte der Kämpfe und Leiden jener Tage, als lägen sie viele Jahre hinter ihr, so wohlthuend breitete sich der sanfte Friede der Natur auch über sie und ihr Empfinden aus. In freundlicher Klarheit zogen viele andere Erlebnisse ihrer fröhlichen Kindheit, ihrer durch keinen Schmerz getrübten Jugend an ihrem Gedächtnisse vorüber und gaben ihr Vertrauen zu ihrer Zukunft. Was konnte die gepriesene große Welt ihr bieten, das diese selig in sich befriedigte Ruhe des Herzens aufwog? was konnte Italien ihr mehr gewähren, als die

Wonne, die aus der Anbetung der gotterschaffenen Natur in ihre Brust geströmt war!

Mit einem Gefühl des Stolzes und der Freude schaute sie auf das Schloß und auf die Kirche hin. Es that ihr wohl, auf eine lange Reihe von Vorfahren sehen zu können, die alle ihre Heimath hier gehabt, alle mit ihrem Leben und Wirken hier mehr oder minder thätig gewesen waren. Es gab ihrem eigenen Dasein einen sicheren Boden, einen inneren Halt. Selbst die Sagen von den Geistern ihrer Ahnen, die in dem einen nur wenig bewohnten Flügel des Schlosses umgehen sollten und an deren fortdauerndes spukhaftes Erscheinen eigentlich kein Dorfbewohner zweifelte, machten ihr Freude, weil sie bewiesen, wie lange und wie fest die Familie hier zu Hause sein müsse. Mit tiefer Zärtlichkeit betrachtete sie die Gegend um sich her, jeden Hügel, jede Wiese, auf denen sie gespielt, jeden Baum, unter dessen Schatten sie geruht, jedes Haus, dessen Bewohner sie kannte und in denen sie oft, von der Mutter gesendet, als ein hülfreicher, trostbringender Bote erschienen und gesegnet worden war. Das

Gefühl, diesem Flecken Erde ganz so wie ihre Vorfahren anzugehören mit ihrem Sein und Wirken, das Gefühl der Heimath und die Liebe für dieselbe wurden plötzlich in ihr wach, und mit Inbrunst klammerte sie sich an diese Heimath an, als fürchte sie, ihr einst dennoch entrissen zu werden.

An einem kleinen Hause hart an der Landstraße stand sie endlich, nachdem sie den Hügel herabgestiegen war, stille. Ihre Eltern hatten es der alten Anna, der treuen Wärterin der Heidenbruck'schen Kinder eingeräumt, die immer noch an ihre Pfleglinge die alten Liebesrechte geltend machte, und sie noch immer Du und ihre Kinder nannte. Helene guckte durch das kleine, von roth blühenden Feuerbohnen und schweren Kürbisblättern umrankte Fenster. Die alte Anna saß, den Rücken gegen dasselbe gewendet, eifrig zählend und grübelnd vor einem Spiele ausgebreiteter Karten. Helene pochte leise an die Scheiben, um die gute Alte nicht durch einen plötzlichen Zuruf zu erschrecken, aber diese, in ihr Spiel versunken, blickte nicht empor, bis das Fräulein ihr

lachend in das Zimmer hineinrief: »Nimm Dich in Acht! Anna daß der Vater Dich nicht sieht, Du bist schon wieder bei Deinen Hexenkünsten!«

Die Alte wendete sich um, und bot ihrem Lieblinge das herzlichste Willkommen, während eine helle Freude über ihr gutmüthiges Gesicht flog. Sie sah gar stattlich aus. Ein großes Tuch von dunkelbrauner Seide mit einem breiten, in allen Regenbogenfarben schillernden Rande, war nach der Sitte des dortigen Landvolkes um ihren Kopf gebunden, daß kein Haar zu sehen war, und über der Stirne zu einer Riesenschleife zusammengeknüpft, deren befranzte Enden an beiden Seiten bis zu den Ohren herniederfielen. Die großen goldenen Ohrringe, die ihr der Baron bei Erich's Taufe einst gegeben hatte, glänzten, als hätten sie eben erst den Laden des Goldschmiedes verlassen, und der Rock und die Jacke aus dunklem Kattun, die schwarz seidene Schürze und das mit vielen Nadeln stramm festgesteckte Brusttuch von feiner Wolle, zeigten, daß Frau Anna die Sorgfalt für ihr Aeußeres auch noch in ihrem Alter nicht verloren hatte und daß sie es liebte, unter den

Dorfbewohnern ihren Wohlstand und ihre Vornehmheit als Kinderfrau vom Schlosse gebührend zur Schau zu tragen.

Mit froher Hast war sie Helenen entgegengegangen, hatte ihr beim Eintritt in das Zimmer den Hut abgenommen, und noch ehe jene sich niedersetzen konnte, ihr die weiße Pellerine festgesteckt, aus der die haltende Nadel herausgefallen war.

Helene dankte ihr. »So wie Du uns Alles an den Leib zu nageln pflegtest, liebe Anna,« sagte sie scherzend, »macht es jetzt freilich Niemand mehr, aber für wen legtest Du die Karten?«

»Für mich selbst, Helenchen!«

»Was wolltest Du denn wissen?«

»Ob ich es wohl noch erleben werde, wieder in das Schloß zu kommen? Denn das hat die gnädige Frau mir fest versprochen, wenn der Erich Kinder hat, so wartet sie kein Anderer als ich.«

»Da Erich es jetzt aufgegeben hat, Dich zu heirathen, wie er Dir stets versprochen, so ist er Dir wenigstens diesen kleinen Ersatz schuldig!«

meinte Helene. »Aber, was haben die Karten Dir gesagt?«

»Er wird heirathen in drei Jahren, und zwar ganz aus der Nähe, und ich werde es mit Gottes Hülfe noch erleben! antwortete die Alte mit fester Zuversicht.

»Das hoffe ich auch, denn Du bist ja frisch und munter und kannst es abwarten, wenn es auch länger dauern sollte!« meinte das Fräulein, aber glaubst Du denn noch immer an Deine alten Karten, Anna? Sie haben Dich ja so oft im Stiche gelassen.«

»Sag das nicht, Helenchen!« bedeutete die Wärterin. »Es ist nur, wenn Leute dabei sind, die nicht daran glauben, dann schlagen die Karten fehl. Wer daran glaubt, dem treffen sie immer zu! ich habe es ja erlebt zehntausendmal, daß sie Recht behalten haben, wie neulich, wo die kleine Lene drüben vom Schmied, Deine Namensschwester, die mit Dir auf denselben Tag geboren und getauft ist, doch noch den Müller aus Bergen bekommen hat, was kein Mensch, sie selbst nicht mehr, gedacht hätte. Da lag freilich zwischen dem Herzbuben und dem Herzkönige fast die

ganze Reihe schwarz, immer Pique und Treff zusammen, aber drunter und drůber lagen die rothen Asse und die Kőnige auf den beiden Ecken, und dann hat's immer keine Noth damit. Sie hat mir gestern den grőßten Hochzeitskuchen geschenkt, er ist noch ganz frisch, Du mußt was davon schmecken!«

Da sie wußte, wie gern die Alte sie und ihre Geschwister bediente und bewirthete, verlangte Helene augenblicklich nach dem Kuchen. Anna legte eine Serviette űber den Tisch, holte das Backwerk und einen Krug Milch herbei und setzte Teller, Messer und Glas mit jener Peinlichkeit zurecht, in der sich die Gewohnheit frűherer pűnktlicher Dienstbarkeit mit der Lust, es einem lieben Gaste angenehm zu machen, schőn vereinten. Helene ließ es sich nach dem Gange in der Abendluft wohl schmecken, und sah dabei halb scherzend, halb nachdenklich auf die beiden Påckchen vergriffener Karten hin, welche Anna zusammen genommen und neben sich gelegt hatte, bis sie endlich forderte, Anna solle ihr die Karten legen.

»Dir?« fragte die Wårterin, »Du glaubst ja nicht daran!«

Helene lächelte. »Bei des Schmieds Lene ist's ja aber eingetroffen!« sagte sie.

»Bis auf's Haar! und auf Tag und Stunde!« versicherte die Alte.

»Nun! so leg mir auch die Karten, Anna! ich werde ganz ernsthaft sein, dann trifft's ja zu, wie Du meinst.«

Die Alte wußte noch nicht recht, ob sie Helenen willfahren solle oder nicht. »Was möchtest Du denn wissen?« fragte sie.

»Was ich wissen möchte? Nun, wie mir's gehen wird?«

»Das weißt Du ja! Du bist ja Braut! was soll Dir noch begegnen, Kind?«

»Kann denn eine Heirath nicht zurückgehen?« fragte das Fräulein.

»Gott bewahre! Helenchen male den Teufel nicht an die Wand! So Etwas muß man gar nicht in den Mund nehmen!« warnte die Alte ganz erschrocken, und konnte es nicht fassen, als das Fräulein lachend versicherte, vom Sprechen geschehe gar kein Unglück und wenn ihr ein solches bestimmt sei, so wolle sie es wissen. Damit

setzte sie selbst den Kuchen und das gebrauchte Geräthe auf die Commode unter dem Spiegel, nahm die Karten zur Hand und sagte: »Ich schwöre Dir's, Anna! ich will daran glauben, aber lege mir die Karten und zwar gleich, denn ich muß zum Thee zurück sein!«

Frau Anna ließ sich das nicht nochmals sagen. Froh, ihrer Neigung folgen zu können, mischte sie vorsichtig die Karten, ließ Helene viermal abheben, und nun begann die Alte, nachdem sie vorher den Tisch sorgfältig gesäubert hatte, die Blätter in wohlgeordneten Reihen neben- und übereinander auszubreiten. Ueber den Tisch gebeugt sah das junge Mädchen dem Eifer zu, mit dem Anna's faltige Hände die Karten ordneten, und mußte lächeln über den Ernst, mit dem die Alte dann ihr Werk betrachtete. Sie schien sich nicht in die Verkündigungen ihres Orakels finden zu können, denn sie tupfte mit dem Finger hin und her auf den Karten, schüttelte bedenklich den Kopf und wußte Anfangs offenbar die verschiedenen Gruppen nicht in einen ihr verständlichen Zusammenhang zu bringen, so daß ihre Zuschauerin un-

geduldig wurde und schon zwei Mal ein: »Nun Anna?« gerufen hatte, ehe diese ihre Forschungen beendete.

Endlich richtete sie den Kopf auf, stützte den Ellenbogen des linken Armes auf den Tisch, lehnte die Wange auf die Hand und mit der Rechten auf die Karten zeigend sagte sie: »Die Karten liegen sonderbar, Helenchen! Da sind erst um Coeur Zehn, um's Vaterhaus, die vier Vieren, die Kreuzwege, die zeigen in die weite Welt, und Du wirst weit herum kommen und auf große Reisen gehen!«

»Damit incommodire Dich nicht!« rief Helene, »darauf leiste ich Verzicht. Ich danke Gott, daß ich hier bleiben werde!«

»Hier bleiben? wie soll das zugehen, Kind? — Da steht ja der Coeur Bube dicht an der Coeur Zehn, nur der Vater steht dazwischen,« sagte die Alte, »aber freilich die schwarzen Siebenen liegen drüber und drunter und —«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet Thränen, viele Thränen, und all' die ungleichen Zahlen sind auch nicht gut!

Es liegt schon Kummer hinter Dir — und auch noch welcher vor Dir!«

Helene wollte lachen, aber es ging ihr nicht von Herzen, das glaubens- und sorgenvolle Wesen ihrer Wärterin befing ihr den Sinn. Weil unsere Zukunft uns so undurchdringlich ist, hat jeder Blick auf dieselbe für uns etwas unheimlich Mystisches, wir möchten sie schauen und zittern vor ihrem Anblicke wie vor dem Begegnen eines Doppelgängers; und ein Doppelgänger ist sich auch der Mensch, mag er sich in der Vergangenheit betrachten oder sich sein Wesen in zukünftigen Verhältnissen vorzustellen streben. Er wird sich spukhaft auf die eine wie auf die andere Weise. Denn wie nur der Augenblick sein eigen ist, so ist der Mensch nur er selbst in diesem Augenblicke und vorher und nachher oft ein ganz Anderer. Mit einer Spannung, welche sie sich nicht erklären konnte, mit einem Ernste, der ihr selbst komisch dünkte, hörte Helene der Kartenlegerin zu. Und mit einem Tone, den die Alte nicht gläubiger begehren konnte, fragte das junge Mädchen:

»Wird der Kummer vorübergehen?«

»Ja! er wird! denn die rothen Asse, die ja auch der Lene Gutes brachten, haben ihn zwischen sich!«

»Aber wird er lange dauern?« forschte Helene, immer tiefer hineingezogen in den Wunderglauben, der sich in solchen Augenblicken auch reiferer und festerer Naturen zu bemächtigen weiß, und der aus dem Bedürfniß des Menschen entspringt, an einen Zusammenhang zwischen sich und den geheimnißvollen Kräften zu glauben, welche er wirksam sieht, wohin er seine Blicke wendet.

Die Alte antwortete nicht gleich. Sie zählte und zählte, ihr Gesicht wurde immer heiterer, plötzlich rief sie: »Das ist mir noch nie begegnet, ich habe mich verzählt. Es liegen vierzehn Karten in der Oberreihe, die letzte muß herunter, nun kommt Alles anders! Dann kommt der Coeur Bube gleich an's Vaterhaus, die schwarzen Siebenen kommen dahinter, und vor Dir, ganz nahe vor Dir liegt Nichts wie reine rothe Freude! Da sei Gott für gedankt!«

Sie schlug frohlockend die Hände zusammen und auch Helenens Gesicht hatte sich aufgehellt. »Sind nun die Reisen fort?« fragte sie lebhaft.

»Nein! Die stehen fest!«

»Und nun steht Nichts mehr zwischen mir und meinem Liebsten?« forschte sie scherzend weiter, und doch jeder erwünschten Kunde zu glauben bereit.

»Nicht das Geringste! es sollt' mich gar nicht wundern, käm' er gleich hier herein!«

»Ach! Anna! wenn er das thäte!« jauchzte Helene und nahm die alte treue Seele bei dem Kopfe, ihr Gesicht mit herzlichen Küssen bedeckend, und sie im Kreise herumdrehend, daß ihr fast das seidene Tuch vom Kopfe fiel und sie Noth hatte sich auf den Beinen, und das Tuch auf ihrem Haupte zu erhalten. Lachend und nach Athem suchend wehrte sie den Liebling von sich ab, da klang ein Posthorn durch das stille Dorf, ein Wagen rollte heran. —

— »Das ist er!« rief die Alte; sie und das Fräulein eilten scherzend an das Fenster, und kaum hatte Helene den Kopf hinausgebogen, als der

Reisende sie erblickte und sich mit lebhafter Bewegung von seinem Sitze erhob.

»Halt! Halt!« befahl er dem Postillon, so daß der Diener sich verwundert umwandte, aber noch ehe er absteigen konnte, nach dem Befehle seines Herren zu fragen, hatte dieser mit leichtem Sprunge den Wagen verlassen und im nächsten Augenblicke befand er sich schon an Helenens Seite. »Der Graf!« rief diese erbebend, hüllte ihr Gesicht in ihre Hände und sank todtenbleich in die Arme ihrer Wärterin zurück.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Erschreckt trugen der Graf und Anna die Ohnmächtige auf das Canapee. Der Graf hielt neben ihr knieend, ihren Kopf in seinem Arme, er streichelte ihre kalten Hände, er rief dem Diener, ihm sein Necessair zu bringen, er rieb ihr die Schläfe, die Alte überbot sich in verständiger Sorglichkeit, aber es währte eine lange Weile, ehe der erste tief aufathmende Seufzer Helenens Lippen entfloh, ehe sie die Augen öffnete. Als sie den Grafen erblickte, brach sie in heftiges Weinen aus.

»Das wird ihr gut thun, gnädiger Herr!«

sagte Anna, die, obschon ihr die Bestürzung und die Angst des Grafen leid thaten, sich doch freute, daß Helene einen so zärtlichen Bräutigam bekommen habe. »Lassen Sie sie nur weinen. Sie hat sich gar zu sehr auf ihren Bräutigam gefreut und nun kam es so plötzlich!«

»Wer sind Sie, liebe Frau? und wie kam das Fräulein hieher?« forschte der Graf.

»Ich?« fragte die Alte wie verwundert, daß er sie nicht kenne »Ich bin ja die Kinderfrau vom Schlosse! zu Eurer Gnaden Befehl! und die Herrschaft hat mich, Gott sei Dank! nicht vergessen. Fräulein Helenchen kommt oft in's Dorf und zu mir, gnädiger Herr! und sie war auch ganz wohl und munter, gnädiger Herr! die Kinder sind ja, Gott sei Dank! auch alle kern gesund; sie war ganz frisch und munter!«

»Aber woher diese plötzliche Ohnmacht, liebe Frau?«

»Wie ich Euer Gnaden sagte! Bloß die Freude. Sie aß hier von dem Kuchen und ließ sich Karten legen und wie ich ihr sagte, daß

Nichts mehr stehe zwischen ihr und ihrem Liebsten, da war sie ganz außer sich vor Freuden und drehte mich im Zimmer herum, daß mir der Kopf nur so wackelte, und gerade da sind der gnädige Herr angelangt und das muß sie so überkommen haben, denn allzu große Freude wirft auch den Stärksten um!«

Mit eigenthümlichem Behagen horchte der Graf dem Geplauder der Wärterin, während seine Augen unverwandt auf seiner Braut verweilten und er ihre Hände in den seinen hielt. Er wagte nicht sie an sich zu ziehen, sondern hielt sie wie ein Kind in seinem Arme, und um ihr Zeit zu gönnen sich zu erholen und zu sammeln, verließ er das Zimmer mit der Bitte, man möge ihn zurückrufen, sobald Helene sich wohl genug fühle, auf das Schloß zu fahren.

Kaum hatte er sich entfernt, da richtete sich das Mädchen langsam empor, schaute mit scheuen, unruhigen Blicken um sich her, als müsse sie sich erst zurecht finden, sich auf sich selbst besinnen, griff dann nach der Hand der alten Frau und

sie fest drückend flüsterte sie: »Deine Karten lügen, Anna! wirf sie fort!«

Das aber hieß Anna in ihrem Glauben kränken, dessen Berechtigung sich nach ihrer Ansicht gerade in diesem Augenblicke so unwiderleglich bewährt hatte Sie war überzeugt, Helene halte die Ankunft des Bräutigams für ein Traumgebild ihrer Bewußtlosigkeit, und jede Erklärung verschmähend, wo die Thatsachen für sie sprachen, öffnete sie die Thüre, um den Grafen zum Eintritt zu nöthigen.

Als dieser seine Verlobte in aller ihrer Schönheit vor sich stehen sah, da hielt er sich nicht länger. Mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings eilte er auf sie zu und schloß sie mit dem Ausruf: »Helene! theure, liebe Helene, wie glücklich macht mich Ihre Freude!« an sein Herz, sie mit seinen Küssen bedeckend.

Wie sie in den Wagen gekommen war, was der Graf zu ihr auf dem Wege nach dem Schlosse gesprochen, was sie ihm geantwortet hatte, wußte Helene später sich selbst nicht mehr zu sagen. Der Umschwung ihrer Empfindungen war zu

plötzlich gewesen, und keiner Ueberlegung, kaum ihrer Sinne mächtig, hatte sie sich willenlos der Zärtlichkeit des Grafen überlassen, dem sie selbst mit ihrem Worte das Recht zu derselben gegeben hatte. Aber jetzt erst, erst in diesem Augenblicke fing sie an zu ahnen, was sie damit gethan, zu ahnen, was es heiße, die Liebesbeweise eines ungeliebten Mannes zu ertragen, und dieser bittere Schmerz reifte in der kindlichen Jungfrau plötzlich das Bewußtsein des Weibes, ohne ihr die Kraft des Weibes zu geben, das selbsthandelnd keine Schwierigkeiten kennt, wo es gilt, sich vor Erniedrigung und Unwahrheit zu schützen.

Verzweiflung im Herzen langte sie auf dem Schlosse an, ohne daß Jemand bemerkte, was in ihrer Seele vorging. Der Graf hielt ihr Schweigen, ihr scheues Wesen, ihre Thränen für die Folgen ihrer Ueberraschung, für eine Schüchternheit, die ihn, den Weltmann, an seiner Braut entzückte. Die Baronin war erfreut, weil St. Brezan's persönliche Ankunft ihren Wünschen begegnete, auch Cornelie hielt es für die Ruhe ihrer Schwester förderlich, daß ihrer hoffnungsvollen

Spannung ein Ziel gesetzt ward, und der herzliche Willkomm dieser beiden Frauen ließ den Grafen die Zurückhaltung des Vaters weniger empfinden.

Neunzehntes Kapitel.

Fast niemals gestalten die Verhältnisse sich in der Weise, die man erwartet hat. Mögen Verstand und Phantasie sich mit ihnen noch so lange beschäftigt, mag man alle Wahrscheinlichkeiten noch so vorsichtig berechnet haben, der Dämon des Zufalls weiß unsere Voraussicht zu Schanden zu machen und Combinationen zu erzeugen, die wir nicht erdenken konnten und die alle unsere Vorsätze und Grundsätze mit einem Stoße in die Luft schnellen.

Der Baron hatte es, wie er den Grafen kannte, für möglich gehalten, daß derselbe es vorziehen werde, sich mündlich statt schriftlich gegen

ihn zu erklären; aber er hatte erwartet, daß er in diesem, ihm nicht erwünschten Falle doch mindestens seine Ankunft melden werde, und sich vorgenommen, ihm dann entgegenzufahren, die Unterredung am dritten Orte abzumachen, und je nach ihrem Erfolge, schonend für beide Theile die weiteren Schritte zu thun. Daß St. Brezan sich gleich nach Empfang seines Briefes auf den Weg machen, daß er zwölf Stunden früher auf dem Gute eintreffen werde, als die Meldung seines Kommens, daß er Helenen im Dorfe begegnen, die Ohnmächtige in seinem Wagen als seine Braut in's Schloß geleiten werde, das war ein Zusammentreffen von Umständen, welches auch der Scharfsinnigste nicht vorauszusehen vermochte.

Die unbefangene Weise, mit welcher der Graf sich einführte, sein scherzendes: »Ich hoffe, daß Sie mich nicht auch für einen Usurpator halten, mein theurer Freund! weil ich so unerwartet gekommen bin, die Rechte zu vertheidigen, welche Ihre Freundschaft und Helenens Vertrauen mir gegeben haben!« mißfielen dem Baron. Er fand sie leichtsinnig. Aber dem Gastfreunde, der sein Haus

betreten hatte, dies auszusprechen, hielt seine Achtung vor dem Gastrecht ihn zurück, und er begnügte sich, ihm zu erwiedern: »Sie sind mir dreifach willkommen, lieber Graf! wenn es uns gelingt, uns zu verständigen!«

»Das wird mit wenig Worten leicht gethan sein!« versicherte St. Brezan. »Sobald ich von der Güte der Frau Baronin Gebrauch gemacht und mich auf meinem Zimmer von dem Staube der Reise befreit habe, stehe ich Ihnen für die Erörterung zu Dienste, die sicher kürzer sein wird, als eine Debatte in den Kammern, denn Sie werden mir bald zugeben, daß man sich dem fait accompli zu fügen habe.«

Damit entfernte er sich und ließ die Familie in einer unbehaglichen Stimmung zurück. Die Baronin, welcher jede Miene ihres Gatten verständlich war, sah deutlich was in ihm vorging, ohne daß sie es wagte, die Art des Grafen zu vertreten oder den Vorschlag zu machen, der Baron möge, wie die Verhältnisse sich jetzt einmal gestaltet hätten, die ganze Sache auf sich beruhen lassen; denn sich durch Andere in seinen Entschlüs-

sen bestimmt zu fühlen, war ihrem Gemahl so unerträglich, daß der geringste Versuch einer Einwirkung ihn um so fester auf der eigenen Ansicht beharren machte. Indeß in ihm selbst hatte ein Kampf begonnen. So sehr auch gerade in diesem Augenblicke sein Zutrauen gegen St. Brezan erschüttert war, so widerstrebte es seiner Ansicht von dem Schicklichen und Würdigen, jetzt dem Manne, der bereits vor den Augen der ganzen Dienerschaft die Rechte von Helenens Bräutigam behauptet hatte, feindlich entgegenzutreten und ihn, den Edelmann, durch die Auflösung der Verlobung in eine seinem Stande und seinen Verhältnissen gleich unangemessene Lage zu versetzen. Er verwünschte die Eilfertigkeit des Grafen, er verwünschte den Zufall, der seine Tochter in das Dorf geführt hatte, und ging noch verdrießlich nachdenkend in den Zimmern auf und nieder, als der Graf bereits zurückkehrte, und sich mit der Versicherung dem inzwischen hergerichteten Theetische näherte, daß er sich auf der ganzen Reise des Augenblickes gefreut habe, in dem er sich zum ersten Male als ein Glied der Familie

in dem Kreise der Baronin befinden würde. Die Herzlichkeit der Mutter, die Sicherheit des Grafen waren neue drückende Fesseln für den Willen des Barons, und als St. Brezan sich dann behaglich niedersetzte und heiter sagte: »Lassen Sie uns nun, mein verehrter lieber Freund! unsere große Streitfrage friedlich schlichten!« ward diese Weise, die Dinge zu behandeln, dem Baron unerträglich.

»Ehrensachen, wie diese,« sagte er mit ablehnendem Tadel, »sind zu wichtig, um in den Bereich der Frauen gebracht zu werden. Sie werden mich verbinden, Graf! wenn Sie mich später auf mein Zimmer begleiten wollen!«

Diese Zurückweisung mußte den Grafen verletzen. Er ward plötzlich ernsthaft, aber weit entfernt, den Forderungen seines Wirthes nachzugeben, rief er: »Im Gegentheil! es handelt sich hier um meine Rechtfertigung nicht nur vor Ihnen, sondern vor Helenen, Herr Baron! und Sie werden mir gestatten müssen, mich hier in ihrer Gegenwart über mein Handeln auszusprechen, da Sie aus demselben Veranlassung genommen

haben, mir Helenens Briefe zu entziehen, ja mir meine Braut versagen zu wollen!«

Damit rückte er näher zu Helene heran, nahm ihre Hand und fragte: »Nicht wahr, Helene? Sie haben nicht an mir gezweifelt, und Sie wünschen, daß ich mich in Ihrer Gegenwart über meine Handlungsweise erkläre?«

Helene, mehr noch als die Mutter und Cornelie gepeinigt durch diese Scene, sah den Vater an, als wolle sie seine Entscheidung fordern, der Graf aber wartete diese nicht ab. »Lassen Sie mich denn sagen, lieber Baron!« erklärte er, »daß ich Ihre Bedenken von Ihrem Standpunkte aus vollkommen begreiflich finde. Ich würde wie Sie urtheilen, ich würde ganz nach Ihrer Ansicht gehandelt haben, wären meine, unsere Verhältnisse nicht gerade wesentlich verschieden! Wäre für mich in Frankreich zulässig, was in Ihrem Vaterlande Ihnen eine gebotene Pflicht erscheint und sein mag!«

»Das gerade ist der Punkt, den ich bestreite!« rief der Baron, »die Pflicht der Ehre ist überall dieselbe.«

»Das ist sie nur bedingungsweise, werther Freund! Sie hier in Preußen, die Sie in einem absoluten Staate leben, übernehmen mit dem Huldigungseide, mit dem Beamteneide eine Pflicht und — verzeihen Sie mir den Ausdruck — eine Art von Knechtschaft!«

Der Baron fuhr auf und wollte eine Einwendung machen, der Graf ließ es nicht dazu kommen. »Ich sage eine Art von Knechtschaft,« wiederholte er, »weil es darauf ankommt, in solcher Streitfrage die Sätze auf die Spitze zu stellen. Der Diener eines absoluten Herrschers, dessen Wille, wie hier bei Ihnen in Preußen, das alleinige Gesetz ist, der Diener eines solchen Fürsten giebt mit dem Beamteneide sein eigenes Urtheil, seine Ansicht, und damit auch natürlich die Freiheit seines Handelns auf, denn er schwört sich zum Werkzeug des einzigen Willens, der im Staate Geltung hat. Diesen höchsten Willen zu tadeln, ihn nicht anzuerkennen, sich seinen Anordnungen zu widersetzen, ist für den Beamten Eidbruch — — und dessen habe ich mich nicht schuldig gemacht, denn solchen Eid würde ich nie geleistet haben!«

Die Züge des Barons waren immer düsterer geworden, seine Frau sah besorgt bald zu ihm, bald zu dem Grafen hinüber und erbleichte, als ihr Gemahl mit kaltem Tone fragte: »Meinen Sie mir einen Vorwurf damit zu machen, daß die Erfüllung dieses Eides mir höchste Ehrensache ist?«

»Nimmermehr!« rief der Franzose, der es fühlte, daß er zu weit gegangen war, »aber schon jetzt müssen Sie mir zugestehen, daß unsere Verhältnisse verschieden sind, daß also auch unsere Pflichten, unsere Handlungsweise verschieden sein müssen. Das absolute Königthum ist für Frankreich eine Unmöglichkeit geworden. Ob wir dies als ein Glück, als ein Unglück für das Land betrachten müssen, gilt hier gleich — die Thatsache ist da. Die Revolution hat für alle Zeit der Nation das Recht erobert, gesetzgebend und sich selbst vertretend neben dem Könige zu stehen. Frankreich ist constitutionell. Das Volk erkennt in seinem Herrscher den Schützer der Gesetze, es schwört ihm Treue als solchem, aber es giebt damit sein Recht nicht auf, über die Erhaltung der

Gesetze zu wachen, sein Recht nicht auf, den König in ihrer Ausübung zu controliren, denn es steht als selbständige Macht neben dem Throne. Der Eid in einem constitutionellen Staate ist die feierliche Unterzeichnung eines Contractes, der nur Dauer haben kann, so lange beide Theile ihn erfüllen. Karl der Zehnte hat nach meiner Ueberzeugung den Contract gebrochen, er hat die Verfassung angetastet, er — —«

»Wer ist der Richter über ihn?« fragte der Baron mit dem Tone geringschätzenden Tadels.

»Die Majorität der Volksvertreter, die öffentliche Meinung!« sagte der Graf bestimmt.

»Eine öffentliche Meinung, deren Allmacht aus Millionen käuflicher Seelen und Millionen von Nullitäten besteht, die wollen Sie, Sie Graf St. Brezan! erkennen als Richter über einen legitimen Herrn?«

»Ich erkenne die öffentliche Meinung vielleicht mit Widerstreben als meinen Herrn an, aber ich erkenne sie als letzte Instanz für einen constitutionellen Staat, und wollte ich es nicht, ich müßte es thun — denn die Gewalt der öffentlichen

Meinung steht als Thatsache in Frankreich vor uns da. Hätte die öffentliche Meinung sich gegen mich in der Verwaltung meines Amtes ausgesprochen, so hätte ich es verlassen müssen. Der König selbst würde gezwungen worden sein, mich zu entfernen, wäre er persönlich auch von meiner Unschuld überzeugt gewesen. Jetzt forderte die öffentliche Meinung seine Entfernung — und wie er sich dieser Gewalt fügen müßte, füge ich mich ihr, ganz abgesehen davon, daß überhaupt von Fügsamkeit nicht mehr die Rede sein kann vor der vollendeten Thatsache. Selbst der Arm eines Titanen hält den Gang der Weltgeschichte nicht zurück in ihrem Laufe. Folgerechte Ereignisse haben Napoleon zerschmettert, Ludwig den Achtzehnten erhoben, Karl den Zehnten gestürzt, dem Herzoge von Orleans die Königswürde in die Hände geworfen — — auf wie lange, das wird die Zeit uns lehren, das werden seine Handlungen bedingen. Jetzt verlangte das Volk, jetzt verlangte Frankreich nach dem Bürgerkönige Louis Philipp, die Majorität ist zufrieden gestellt durch ihn, und gegen diese sich aufzulehnen, das allein ist Mein=

eid in einem constitutionellen Staate. Den Dienst in solcher Krisis zu verlassen, wäre Mangel an sich selbstverläugnender Vaterlandsliebe, wäre fruchtlos und unklug gewesen gegenüber dem fait accompli!«

Er hatte mit Ernst und mit großer Wärme gesprochen, nun wendete er sich Helenen zu und sagte plötzlich mit ganz verändertem Tone: »Nicht wahr, theure Helene! Sie stimmen mir bei, und die Lehre von dem fait accompli wird Ihnen einleuchten, denn Sie giebt Ihnen unwiderstehliche Waffen gegen mich in Händen. Vor dem fait accompli werden Sie mich immer fügsam finden, in der Ehe wie im Staate, und da Sie mir fortan alle Frauen der Welt ersetzen, so wird meine schöne Helene auch ewig der Majorität mir gegenüber sicher sein!«

Er hatte, so mächtig er des Deutschen war, die ganze Unterredung französisch geführt. Das gab ihm, ob gesucht ob zufällig, einen bedeutenden Vortheil über seinen Gegner, denn die fertigen Phrasen, welche das öffentliche, politische Leben der Franzosen erzeugt hatte, boten sich ihm

willig dar, und die anmuthige Galanterie, mit der er von der Discussion sich schnell wieder zu seiner Verlobten zurückwendete, machte auf diese und auf die anderen Frauen einen angenehmen Eindruck. Zum ersten Male gefiel der Graf Helenen, zum ersten Male faßte sie Zutrauen zu ihm, weil seine biegsame Weltanschauung ihr neben der Starrheit ihres Vaters mild und versöhnlich vorkam.

Sie reichte ihm die Hand, der Graf küßte dieselbe, und während der Baron sich anschickte, mit den edeln, aber schweren Waffen seines legitimen Glaubens das Unrecht darzuthun, welches in der Anerkennung des fait accompli liege, eben weil es ein solches sei, sah er sich gezwungen, hier in seinem Privatleben, in dem ihm Nächsten, Theuersten, in seiner Familie, die Gewalt der erfüllten, bestehenden Thatsache gegen seine Ansicht gelten zu lassen. Er fühlte, er habe jetzt noch die Möglichkeit seine Tochter dem Grafen, dessen Gesinnung ihm nicht zusagte, zu verweigern, er konnte sogar auf ihren Gehorsam, auf die mehr oder weniger schnelle Fügsamkeit seiner Gattin

rechnen. Niemand konnte ihn tadeln, er achtete auch fremden Tadel nicht, wo es nach einer Ueberzeugung zu entscheiden galt — und doch folgte er dieser Ueberzeugung nicht, weil die Nachtheile, die Unbequemlichkeiten, welche solches Handeln für den Augenblick herbeigeführt haben würden, sich ihm zu deutlich aufdrängten. Der starre Vertreter unwandelbarer Grundsätze fügte sich zum ersten Male der ihm so verächtlichen Lehre von der Gewalt der erfüllten Thatsache, aber er that es mit Schmerz.

»Frankreich hat sich nicht Glück zu wünschen,« sagte er, »daß es zu solchen Doctrinen seine Zuflucht nehmen muß, sich vor der Wiederkehr der Anarchie zu wahren, und ich beklage Sie, ich beklage jeden Edelmann, der gezwungen ist, sie zu den seinigen zu machen. Ich freue mich, daß unserem Volke eine andere Straße vorgezeichnet ist, denn ich für mein Theil würde mich durch Nichts in der Welt bewegen lassen, einem constitutionellen Staate zu dienen, und mich und meine Handlungen dem bestechlich grillenhaften, millionenköpfigen Phantome zu unterwerfen, das man

die öffentliche Meinung nennt. — Die öffentliche Meinung!« wiederholte er nochmals spöttisch mit den Achseln zuckend — und gegen Helene gewendet, fügte er hinzu: »Diese öffentliche Meinung wird also künftig auch Dein Richter werden! Halte Dich aber lieber an die Zufriedenheit des Grafen, das wird Dir und ihm in allen Fällen das Ersprießlichere sein!«

Die Tochter küßte seine Hand, die beiden anderen Frauen athmeten auf, als wären sie einer Angst entledigt, und der Graf, dem es überall mehr auf die Erreichung seiner Absichten, als auf den Sieg in einem Prinzipienstreite ankam, suchte mit der geselligen Leichtigkeit, die ihm zu Gebote stand, sich und die Anderen über das Unbehagen fortzuhelfen, das die ganze Besprechung in ihnen erregt hatte. Ihm selbst aber war der Vorgang bei Helenen von dem größten Nutzen gewesen. Die Eile, mit der er gekommen war, sich ihren Besitz zu retten, schmeichelte ihr, trotz der Freude mit der sie noch vor wenig Stunden an die Wiedererlangung ihrer Freiheit gedacht, und weil sie mit dem Grafen von dem kalten Empfange ge-

litten hatte, den ihr Vater ihm bereitet, war sie, ohne daß sie es wußte, auf die Seite St. Brezan's getreten, so daß sie seinen Sieg als den ihrigen betrachtete.

Der erste Augenblick ruhiger Ueberlegung hatte es ihr klar gemacht, daß sie ihren Herzenswünschen jetzt wie früher zu entsagen habe. Die ersten Umarmungen, die ersten Küsse des Grafen hatten ihr mit dem Erschrecken über ihre Unfreiheit doch unwiderleglich das Gefühl der Abhängigkeit von ihm und seinem Willen aufgedrungen.

Das verbreitete den Ausdruck einer Weichheit, einer Hülflosigkeit über ihr Wesen, der dem Grafen sehr reizend war. So abhängig von fremdem Willen, so unberührt vom Leben hatte er sich seine Gattin stets gewünscht. Diese Strenge häuslicher Zucht bei vollendeter Bildung für die große Welt, hatte er stets als die Bürgschaft seines Glückes angesehen. Von einer Liebe in dem Sinne der Jugend, von jener Leidenschaft, wie sie die Schönheit heißen Sinnen abgewinnt, konnte bei dem Grafen nicht die Rede sein, der alle Regungen des Herzens, alle Genüsse des

Lebens, wenn auch nicht erschöpft, so doch in reichem Maaße gekostet hatte. Er verheirathete sich, weil er einer Hausfrau bedurfte, um sich eine angenehme Ruhe, seinem Hause eine liebenswürdige Wirthin zu geben. Helenens Wesen hatte ihn angezogen, ihre Schönheit erfreute ihn, er wünschte sich Glück zu ihrem künftigen Besitze, er hatte zu seinen Freunden mit selbstgefälligem Lobe von ihren Vorzügen gesprochen, und hätte sein Herz auch nicht eben schwer davon gelitten, diese Heirath scheitern zu sehen, so wäre ein solches Ereigniß gerade für das Selbstgefühl des ältern Mannes ein schwer zu überwindender Verlust gewesen. Diese Rücksicht hatte seine eilige Reise bestimmt. Sie ließ ihn den kalten Empfang, den Tadel des Barons nicht achten, und die Eitelkeit, die so oft als Stellvertreter der Tugend die Handlungen der Menschen bestimmt, ersetzte in diesem Falle, was der Liebe des Grafen an Wärme fehlte. Sie machte Helenen an eine Leidenschaft glauben, die zu empfinden ihr Bräutigam seit langer Zeit verlernt hatte.

Die politischen Verhältnisse, welche dem Grafen die Pflicht auferlegten, so bald als möglich wieder auf seinem Posten einzutreffen, die Ueberzeugung der Baronin, daß es für den Seelenzustand ihrer Tochter eine Erleichterung sei, ihr Schicksal möglichst schnell für immer zu entscheiden, und die nicht beseitigte Verstimmung des Barons gegen seinen künftigen Schwiegersohn, veranlaßten, daß man den Beschluß faßte, die Trauung schon nach wenigen Tagen auf dem Gute vollziehen zu lassen. Erst nach derselben wollte man in die Stadt gehen, um in einem Abschiedsfeste Helenens Bekannte noch einmal zu vereinen, ehe sie das Vaterhaus verließ. Gleich nach der Hochzeit sollte dann auch Erich seine Reise antreten, und beide Brüder wurden jetzt schleunig auf das Gut hinausberufen, damit die Familie noch einmal vollzählig beisammen wäre, ehe die Lebenswege der Geschwister sich zu trennen begannen.

Die Eltern sowohl als die Kinder fühlten, daß sie an einem Wendepunkte ihres bisherigen Daseins ständen, und wie man gern noch ein=

mal zurückblickt auf eine uns liebgewordene Stätte, ehe man von ihr scheidet, so sahen Alle mit wehmüthiger und dankbarer Liebe auf die Vergangenheit zurück. Erst jetzt, da man sich trennen sollte, glaubte man vollkommen zu verstehen, was man an einander besessen hatte, erst jetzt meinte man recht zu würdigen, was man an Glück und Freude hier genossen. Man konnte es nicht müde werden, jeden Tummelplatz der kindlichen Spiele noch einmal zu besuchen, jeden Baum, jeden Strauch noch einmal zu sehen, den man gepflanzt oder unter dessen Schatten die fröhlichen Familienfeste begangen worden waren, und mitten in diesen fröhlichen Rückerinnerungen, brach dann der Schmerz über das nahe Scheiden mit erschütternder Heftigkeit sich Bahn.

So natürlich der Graf diese Zustände fand, so ermüdend wurden sie ihm bald. Ihn knüpfte Nichts an jene Vergangenheit, er konnte sich nicht mehr in die schuldlose Wollust solcher kleinen Leiden und Freuden zurückversetzen, aber er mochte sein Unbehagen daran nicht äußern, um es Helenen nicht fühlbar werden zu lassen, wie

groß die Kluft sei, welche seine Weltanschauung von der ihrigen, sein und Helenens Alter trennte. Mit richtigem Takte überließ er sie sich selbst. Er verstand die Kunst zurückzutreten, um sicherer vorschreiten zu können, er verstand sich zu fügen im Privatleben wie in der Politik, sobald es seinen Zwecken diente.

Gegen seine Voraussetzung fand sich Georg zu dem Grafen hingezogen. Er hatte erwartet, in ihm einem Manne von den strengen Grundsätzen seines Vaters zu begegnen und sich den Grafen kalt, höfisch geschmeidig und abweisend gedacht. Nun lernte er mit Ueberraschung in seinem Schwager das gerade Gegentheil dieser Eigenschaften kennen. Weit davon entfernt, den Unterschied der Jahre zwischen ihnen geltend zu machen, oder, wie der Baron es that, von jüngeren Männern ehrerbietige Unterordnung zu verlangen, stellte er seine Schwäger als gleichberechtigt neben sich. Er ritt und jagte mit ihnen, hatte Theilnahme für alle ihre jugendlichen Interessen und ward für Georg schon nach wenig Stunden ein Gegenstand der Zuneigung, weil alle Erzäh-

lungen des Grafen aus dem eigenen Leben, alle Mittheilungen aus den Kreisen, in denen er sich bewegte, das Gepräge einer Lebensanschauung trugen, nach deren Freiheit der junge Offizier bisher vergebens geschmachtet hatte. Wie viel Antheil an diesem Auftreten des Grafen sein Bestreben hatte, Helenen nicht als älterer Mann zu erscheinen, das berechnete Georg nicht, der es sich bald zum Vorwurf machte, ihn falsch beurtheilt und ihm in seinen Aeußerungen gegen Friedrich und Larssen Unrecht gethan zu haben.

Auch währte es nicht lange, bis er dieses dem Grafen selbst erklärte. Es schien ihm eine Art von Pflichterfüllung zu sein, eine Gerechtigkeit, die er ihm schuldete, eine Buße, welche er sich auferlegte. »Ich habe noch etwas gegen Sie auf dem Herzen,« sagte er, als sie eines Abends aus dem Billardzimmer in das Freie traten, »das ich Ihnen endlich aussprechen muß.«

»Kann ich Ihnen irgend dienlich sein, lieber Georg!« entgegnete der Graf, »so sagen Sie es mir. Ich weiß von Helene, daß Sie im Gan=

zen nicht vollkommen befriedigt sind durch manche Ihrer Verhältnisse, und kann ich — —«

»Nein! davon ist nicht die Rede,« fiel ihm der Lieutenant in das Wort, »und gerade in diesem Augenblicke merke ich doch zum ersten Male an Ihrem »»daß Sie im Ganzen nicht vollkommen befriedigt sind durch manche Ihrer Verhältnisse,«« daß Sie doch ein Diplomat sind. Um es denn kurz zu machen, ich hatte ein Vorurtheil, einen wahren Haß gegen Sie!«

»Das ist sonderbar, da Sie mich nicht kannten!« wendete der Graf lächelnd ein, und es lag in seinem Tone Etwas, das Georg verlegen machte, weil es urplötzlich eine Schranke zwischen ihnen errichten zu wollen schien. Er fühlte, daß er eine Unschicklichkeit begangen habe, und seine Befangenheit zu überkommen, wollte er sich mit einem noch entschiedeneren Worte befreien, ohne zu bedenken, daß wir den Knoten nur fester schlingen, den wir gewaltsam zu lösen trachten. »Die Diplomatie ist mir immer schrecklich zuwider gewesen,« rief er, »weil das ewige Unterhandeln, Ausgleichen und Vermitteln den

Charakter ruiniren. Man soll gut gut, und schlecht schlecht nennen. Daß man gerade drauf losgeht, ist das Beste am Soldatenleben. Wer das nicht thut, der bleibt kein ehrlicher Kerl, und das ist doch die Hauptsache!«

»Ehrlich sind Sie freilich, mein lieber Georg!« entgegnete ihm der Graf, indem er ihm auf die Schulter klopfte, »was Sie aber mit solcher Ehrlichkeit erreichen werden, das ist eine andere Frage!«

Der junge Offizier empfand den Tadel. »Ich sage eben, was ich denke,« meinte er, »es mag nicht weltklug sein, — aber — —«

»Es ist auch nicht die Klugheit des Soldaten!« unterbrach ihn St. Brezan, »denn wo Sie im Felde keinen Frontangriff riskiren können, da müssen auch Sie, trotz Ihrer Schwärmerei für Ehrlichkeit, den Feind umgehen und ihm in die Flanke fallen oder ihn im Rücken attakiren. Es kommt nicht immer darauf an, eine Parade von Grundsätzen zu machen, sondern zu parveniren; und nehmen Sie, so verhaßt Ihnen die Diplomatie auch sein mag, von einem Diploma-

ten die bekannte Lehre an, daß en voyage l'essentiel est d'arriver!«

Es entstand eine Pause, die der Graf absichtlich verlängerte. Er wollte dem jungen Manne seine Unschicklichkeit fühlbar werden lassen, indeß er mochte niemals eine gewonnene günstige Meinung einbüßen, und unberührt durch die jugendliche Uebereilung des Lieutenants, war er es, der die Unterhaltung wieder aufnahm.

»Es ist Schade,« sagte er, »daß Sie nicht in Frankreich leben, Ihr Streben nach Freiheit — —«

»Ja! das würde dort Genügen finden!« unterbrach ihn Georg.

»Das würde sich beschränken lernen,« bedeutete der Graf, »in einem Lande, in welchem Jedermnn Freiheit für sich selbst beansprucht. Die Freiheit, welche Sie zu wünschen scheinen, finden Sie eher in Rußland als bei uns!«

Der Lieutenant sah ihn betroffen an, der Graf merkte, daß der junge Mann ihn nicht verstanden hatte. »Eine Kanonenkugel, die grade aus ihren Weg verfolgt, kann man eher in einer öden Steppe dulden, als in den Straßen einer men-

schenvollen Stadt,« erklärte er. »Wollen Sie sich frei fühlen lernen, so bewegen Sie sich so vorsichtig in der Menge, daß Sie auf Ihrem Wege vorwärts kommen, ohne an die neben Ihnen Gehenden zu stoßen. Kraft und Rücksichtslosigkeit mögen Freiheit erkämpfen in der Barbarei, in einem civilisirten Staate machen nur Fügsamkeit und Schonung gegen Andere uns persönlich frei!«

»So werde ich also unter die Barbaren gehen oder auf Freiheit verzichten müssen!« rief der junge Offizier.

»Vielleicht werden Sie beides thun!« meinte St. Brezan sehr ruhig.

Georg war ganz ernst geworden und sah nachdenkend vor sich nieder. Da nahm der Graf seinen Arm und mit der scherzenden Anmuth, die ihm zu Gebote stand, sagte er, während sie sich dem Hause wieder näherten: »Wenn Sie sich in der Barbarei genug gethan haben werden, lieber Freund, so werden Sie denkbarer Weise einmal einen Vermittler für Ihre Rückkehr in die Civilisation gebrauchen. Denken Sie dann an

mich. Vielleicht ist Ihnen dann auch die Diplomatie nicht so verhaßt, die zwischen Gut und Böse noch ein Drittes kennt, und die zu toleriren und zu unterhandeln weiß. Wie wollte die Jugend fertig werden mit dem Leben, wenn die Gesellschaft nicht mit sich unterhandeln ließe?«

Die letzte Bemerkung, die ganze Art und Weise seines Schwagers bestachen Georg. Während er im Grunde deutlich einsah, wie fern die Ansichten des Grafen seinen eigenen Meinungen und Wünschen standen, wuchs sein Zutrauen zu demselben mehr und mehr. Immer begieriger nahm er die Bilder eines heitern, üppigen Lebensgenusses in sich auf, dessen flimmernde Farben, dessen verlockende Reize durchblicken zu lassen der Graf ab und zu, selbst in den Unterhaltungen mit den Frauen, nicht verschmähte, und die, wie buntstrahlende Arabesken auf dunklem Hintergrunde, um so mächtiger auf die jugendlichen Hörer wirkten, je weniger sie dafür Ebenbilder in ihrem bisherigen Dasein zu finden vermochten.

Ohne daß sie es merkten, hatten die Mädchen seit der Ankunft St. Brezan's von Liebes-

händeln, von Ehescheidungen, von Abenteuern aller Art in einer Weise sprechen hören, die ihnen vollkommen fremd war, und die sie auch an ihm früher nicht gekannt hatten. Sie thaten plötzlich Blicke in eine Welt, in der die Leidenschaften dem Gesetze Hohn sprachen oder es geschickt zu umgehen wußten, ohne daß das Gesetz oder die öffentliche Meinung dafür Rache nahmen; aber diese Blicke waren so kurz, so flüchtig, die erwähnten Gegenstände so geschickt verschleiert, daß kein Bild sich ihnen störend oder verletzend aufdringen konnte. Sie waren vor dem ersten Schauen befremdet zurückgewichen, hatten die Augen davon abgewendet und gelauscht, ob die Mutter, ob der Vater solche Mittheilungen, die sonst in ihrem Hause nie geduldet worden waren, nicht als Ungehörigkeiten tadelnd zurückweisen würden. Die leichte Art des Grafen, die Natürlichkeit, mit der er jene Verhältnisse als alltäglicher Erscheinungen flüchtig erwähnte, machten jedoch daß er meist lange darüber fortgeschlüpft war, ehe eine Entgegnung möglich wurde; und äußerten die Eltern sich darüber, so geschah es nur

in einer Weise, die die Thatsache anerkannte und sie mehr beklagte als verdammte. Ob dies aus Rücksicht für den Grafen, ob aus irgend einem andern Grunde so geschah, machten die erstaunten Mädchen sich nicht klar. Sie fühlten nur, es sei eine Schranke niedergerissen zwischen ihnen und der Welt. Die Eltern, die Brüder selbst, hätten vor ihnen bisher eine absichtliche Zurückhaltung beobachtet. Diese Alle kannten andere Seiten des Lebens, Alle schienen die Reize derselben zuzugeben und Niemand tadelte sie so strenge, als man bisher die geringste Abweichung von den Regeln einer als allein berechtigt aufgestellten Sitte, in ihrer Gegenwart verdammt hatte.

St. Brezan und die Zukunft, die er ihr zu bieten hatte, gewannen dadurch einen geheimnißvollen Reiz für seine Braut. Ihre unentweihte Phantasie ward aufgeregt. Es war ihr, als umfange sie der berauschende Duft fremder Wohlgerüche, als locke sie ein auftauchender Lichtglanz, das leise Heranklingen einer Musik, die uns geheimnißvoll ladend vorwärtsziehen, wenn wir in unseren Träumen die Schwelle eines mystischen Tempels

betreten haben, und wie von einem Zauber befangen, der ihr den Blick in die Vergangenheit verhüllte, sah sie ihrem Hochzeitstage entgegen.

Am Vorabende desselben, als man die letzten Geräthschaften ihres Schreibtisches, die Portraits und jene tausend Kleinigkeiten verpackte, die ihr als liebe Erinnerungen in die neue Heimath folgen sollten, fielen ihre Augen auf ein Heft Gedichte, die ihr Friedrich einst gegeben und die sie noch immer zurückbehalten hatte, um ein Andenken an ihn zu besitzen. Sie schlug es auf, es waren einfach gefühlte Lieder, wie sein stilles Knabenleben sie erzeugt hatte, aber sie erschienen ihr viel reiner, viel schöner, als je zuvor. Es war ihr, als läge die Zeit jenes friedlichen Empfindens, jenes begnügten Genusses an der Natur, jenes ahnungsvolle Hoffen auf Freundschaft und auf Liebe jahreweit hinter ihr. Ein Gefühl von Bedauern gegen sich und Friedrich, eine unbestimmte Reue und Sehnsucht nach der Vergangenheit kamen über sie. Sie konnte es nicht ertragen diese Blätter durchzulesen und doch zauderte sie, sich von ihnen zu trennen. Endlich nahm

sie ein Band, das sie viel getragen hatte, schlang es um das Heft, schrieb das Datum darauf, versiegelte es, und als sie es dann Cornelien gab, mit der Bitte, es Friedrich nach ihrer Abreise zuzustellen, stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie entfernte sich schnell.

Diesem Schmerze gegenüber fühlte sie die Nothwendigkeit, sich gegen den Grafen zu erklären, ihm zu sagen, wie schwer ihr das Opfer ihrer Neigung geworden sei und sich vertrauend an seine Brust zu legen, denn es war ihr, als bedürfe sie seines Beistandes gegen sich selbst. Schnell, damit der Muth ihr nicht entschwinde, eilte sie die Treppe hinab in den Salon, an dessen Fenster sie ihn kurz vorher mit dem Lesen einer Zeitung beschäftigt gesehen hatte, so daß sie hoffen durfte, ihn allein zu treffen. Ihre Rede, des Grafen Antwort, die ganze Scene schwebten ihr in fester Vorstellung vor der Seele, als sie aber die Thüre öffnete, war St. Brezan nicht mehr allein. Die Baronin saß auf dem Sopha und fragte nach einer jungen Dame, die sie in Karlsbad gemeinsam kennen gelernt und die sich seitdem verheirathet hatte.

»Die Ehe war bald nach der Hochzeit nahe daran unglücklich zu werden!« sagte der Graf.

»Wie das?« fragte die Baronin.

»O, durch eine falsche Sentimentalität von beiden Theilen. Die kleine Caroline hatte eine Herzensgeschichte gehabt, eine Liebe, wie jedes Mädchen sie mit siebzehn Jahren für einen armen Cousin oder für irgend einen andern jungen Mann ohne Aussichten hegen zu müssen scheint, damit das Herz klopfen lernt. Diese Liebe hielt sie sehr hoch, was ihrem Alter besser anstand, als der Erfahrung ihres Mannes, der jenes schuldlose Gefühl wie eine ernste Sache ansah. Sie machte Confidenzen, ihr Mann verlangte Schwüre, und die Sache ward durch Mißverstehen zu einem Drama erhoben, während sie kaum den Stoff zu einem Vaudeville darbieten konnte. Indeß es ist Alles ausgeglichen und Caroline ist zufrieden, wie mir scheint!«

Die Baronin hatte Helene flüchtig angeblickt, aber das hatte genügt, die Wangen des Mädchens mit dunkler Gluth zu überziehen. Ihr Entschluß, sich dem Bräutigam vertrauend mit=

zutheilen, war zerstört. Sie schämte sich, ohne zu wissen weshalb, und es dünkte sie leichter, das Gefühl einer Unredlichkeit in sich zu tragen, als von ihrem künftigen Gatten belächelt zu sehen, was ihr eine heilige Erinnerung war. Aber zum ersten Male beklagte sie es tief, daß der Graf nicht jünger sei, daß er nicht mehr zu empfinden, zu denken vermöge, wie sie selbst.

Endlich kam der Tag der Trauung heran. Im weißen bräutlichen Gewande, dessen Falten schwer herniederflossen, den Myrthenkranz auf den dunkeln Locken, so führte die Mutter Helene in das Zimmer des Barons. Erich befand sich bereits bei ihm. Er sollte bald nach Helenens Hochzeit seine Reise antreten, und der Vater hatte gewünscht, die beiden Kinder, welche fast zu gleicher Zeit sein Haus verlassen sollten, noch einmal in besonderer Unterredung zu sprechen, ehe sie schieden.

Die Fenster des Gemaches waren geöffnet, die letzten Strahlen der Sonne fielen hinein. Ein starker Blumengeruch drang aus dem Garten empor, in den Blättern des Weinlaubes, das

seine Ranken bis in die Fenster hineinbog, zwitscherten die Vögel. Sonst war Alles still, und die schöne Einfachheit, mit der das Zimmer ausgestattet war, gaben ihm in dieser Ruhe das Ansehen einer Kirche, während es zugleich einen würdigen Hintergrund bildete für die edle Gestalt seines Besitzers, der in schwarzer Kleidung, die Brust mit Ordenzeichen bedeckt, der Tochter entgegentrat, ihre beiden Hände erfaßte und sie schweigend eine Weile mit liebevollem Ernst betrachtete. Dann wendete er sich ab, umarmte ihre Mutter und auf die beiden Kinder zeigend sagte er: »Du hast mir treulich geholfen, sie so weit zu bringen, ich danke Dir!«

Die Baronin umarmte ihn und küßte dann seine Hand, er ließ es ruhig geschehen. »Noch sind sie unser!« sprach er, »aber nur noch diese Stunde! Noch sind wir für sie verantwortlich! Welch ein Trost liegt darin, verantwortlich zu sein für die Menschen, die man liebt! Welch ein Trost, welch eine Erhebung! und ich darf es mir und Dir in dieser Stunde sagen, wir haben die Jugend unserer Kinder zu einer glücklichen ge-

macht. Nichts Unedles hat sie berührt, kein übles Beispiel ist ihnen gegeben worden. Mit edlem Namen, mit reiner Ehre und mit reinem Herzen entlassen wir sie bei ihrem Eintritt in die Welt.«

Die Mutter weinte, Helene war vor dem Vater niedergekniet, Erich ihrem Beispiele gefolgt. Da legte er seine Hände auf ihre Häupter, und mit bebender Stimme sagte er leise: »Sei das Gedächtniß an Eure Eltern Eure Schutzwehr gegen jedes Unrecht, und wo mein Auge Euch nicht mehr erreichen, meine Hand Euch nicht mehr leiten kann, da sei Gott mit Euch!«

Die Geschwister richteten sich empor, umarmten die Eltern, umarmten einander. Es war still im Zimmer und der Friede der äußeren Natur erhöhte die Feier dieses Augenblickes.

Als die Erschütterung ausgeklungen hatte, setzte sich der Baron auf seinen Divan und nöthigte die Anderen ebenfalls Platz zu nehmen. »Ihr werdet nun Beide in wenig Tagen in eine Welt gehen,« sagte er, »in der andere Ansichten, andere Begriffe, ja eine andere Ehre herrschen, als die, nach deren Grundsätzen ich Euch erzog.

Der Ehrenbegriff der sogenannten großen Welt ist locker und dehnbar. Laßt ihn nie den Euren werden. Wortbruch, Treulosigkeit, Gesinnungslosigkeit, Leichtsinn, Coketterie, ja jeder Verrath lassen sich verbergen unter dem Deckmantel jener Gesellschaftsehre, jener Cavalierehre, die sich zur wahren Ehre eines Edelmannes verhält, wie der Paradedegen eines Hofmannes zu der festen Waffe, die unser Freund ist in der Stunde der Gefahr, wie fremdes Lob zu unserm eigenen Bewußtsein. Was Ihr nicht vertreten könntet hier vor mir zu jeder Stunde, das ist sündhaft und ehrlos, und wenn alle Welt das Gleiche thäte, und wenn alle Welt Euch darum lobte. Ich, der ich Euch erzog, der Euer Gewissen bildete, ich bin und bleibe Euer Richter, denn mir schuldet Ihr den Namen, den Ihr als Eure edelste Mitgift hinaus nehmt in das Leben, mir seid Ihr dafür verantwortlich. Erhaltet ihn rein, er ist der meine! Gebt mir die Hand darauf!«

Helene that es schweigend. Erich aber stand auf und seine Rechte in die des Vaters legend, sagte er: »Ich schwöre Dir, den Namen rein

zu erhalten, der mein Stolz ist und den ich Dir als mein höchstes Gut verdanke! Ich schwöre Dir's!«

»So werden Deine Kinder einst Dich segnen, wie Dein Dank mich segnet!« entgegnete der Baron mit hoch erhobenem Haupte, umarmte seine Kinder nochmals, und hatte sie freigesprochen zur Wanderschaft in das Leben.

Zwanzigstes Kapitel.

Während in solcher Weise das Schicksal seiner Geliebten und seines Freundes einen Wendepunkt erreichte, hatte Friedrich eifrig darnach gestrebt, ein neues Ziel für sich zu gewinnen, und der Umgang mit dem Doctor schien ihm dafür förderlich zu werden. Er hatte eines Tages mit Friedrich plötzlich ohne alle Vorbereitung über dessen gescheiterte Liebeshoffnungen gesprochen, um ihm auf seine Weise zu Hülfe zu kommen.

»Die meisten Menschen,« hatte er ihm gesagt, »sind wie Kinder, sie wollen vergessen, was ihnen unangenehm ist, und sie bedenken dabei nicht, daß sie keine Errinerung verlieren können, ohne

an ihrem eigenen Werthe einzubüßen, denn was ist der Mensch anders, als das Resultat seiner Erfahrungen? Seine Leiden und seine Freuden sind ein Theil seines Wesens. Wer vergessen, wer die Erinnerung an seine Schmerzen von sich werfen will, ist ein thörichter Verschwender!«

»Aber das Leben hat der Schmerzen viel. Die Last muß schwer werden, wenn man sie beständig mit sich trägt!« wendete der Jüngling ein.

»Wer fordet das, mein Freund? Trägt denn der Reiche sein Vermögen beständig in der Tasche? Wie der Erwerbende seine Capitalien zurücklegt und sie aufzeichnet in sicherem Register, während er von ihren Zinsen lebt, so sollen wir unsere Erfahrung festhalten und zurücklegen, ihre Lehren uns nutzbar machen, und durch sie zu neuen Erfahrungen zu gelangen suchen. Ein persönlicher Wunsch ist Ihnen fehlgeschlagen, Sie hegen augenblicklich keinen anderen, aber es giebt viel Wünschenswerthes in der Welt, viel Erstrebenswerthes und Nothwendiges für die Allgemeinheit. Haben Sie Nichts zu erringen für sich selbst, so helfen Sie den Anderen und machen

Sie allgemeine Zwecke zu den Ihrigen! Arbeit nimmt Ihnen Ihre Erinnerungen nicht, aber sie legt sie zurück und macht sie fruchtbar. — Arbeiten Sie!«

Er setzte ihm dann auseinander, wie seine bisherigen Studien ihn im Ganzen dem Leben und der Gegenwart entfremdet hätten, wie alle gelehrten Untersuchungen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke wären, und wie die Kenntniß der Vergangenheit an sich vollkommen werthlos bleibe, wenn sie nicht für die Gegenwart und Zukunft nutzbar gemacht werde. Er stellte die politischen Ereignisse in Frankreich den Revolutionen der Vorzeit gegenüber, und wußte in Friedrich die Neigung zu historischen und philologischen Studien zu erwecken, während er seine Theilnahme zugleich auf die staatlichen Entwicklungen der Gegenwart lenkte.

Indeß so sehr diese Forschungen und Ereignisse ihn auch zu fesseln begannen, so blieb der Gedanke an Helene doch übermächtig in ihm. Mochte er sich noch so tief versenken in das Studium alter Geschichte und ihrer Jahreszah-

len, immer wieder stand das Datum ihres Hochzeitstages vor seiner Seele, immer wieder zählte er die Tage und Stunden, die bis dahin zu vergehen hatten, in verwirrender Angst.

Endlich war es geschehen, Helene war verheirathet, war das Weib eines Andern geworden. Er vermochte den Gedanken nicht zu fassen und mußte doch bis zur fieberhaften Erregung seiner Sinne bei ihm verweilen. Je mehr er die marternden Bilder und Vorstellungen zu verscheuchen strebte, um so deutlicher drängten sie sich ihm auf. Ein kalter Schauer überlief ihn, wenn er sich die Möglichkeit dachte, ihr zu begegnen. Es war ihm, als müsse ihre Schönheit erblichen, als könne sie nicht mehr dieselbe sein, nicht mehr die Helene, welche er geliebt hatte, und es däuchte ihn höchste Wohlthat, sie nicht wieder zu sehen.

Erich hatte ihn gleich besucht, aber weder der Hochzeit noch Helenens war zwischen ihnen Erwähnung geschehen. Er hatte nur den Tag seiner Abreise genannt. Von Larssen indessen hatte Friedrich erfahren, daß Graf St. Brezan vor ihm aufbrechen, daß an dem Abende vor dem Fortgehen

der Neuvermählten ein großer Ball im Hause ihrer Eltern stattfinden werde.

Als der Abend herankam, litt es Friedrich nicht bei seinen Büchern, nicht in seinem Zimmer. Er konnte nicht allein bleiben. In seiner Qual ging er zu Larssen, er war schon zum Balle gefahren. Er suchte den Doctor auf und fand ihn beschäftigt, sich für denselben Ball anzukleiden. Alle sollten Helene wieder sehen, ihm allein, ihm, der jetzt plötzlich nach ihrem Anblick schmachtete, der immer leidenschaftlicher nach ihr verlangte, je näher die Stunde rückte, in der sie ihm für immer entzogen werden sollte, ihm allein war ihr Anblick versagt. Eine aufreibende Unruhe, eine herzbeklemmende Angst kamen über ihn. Er wußte nicht, was er thun sollte und wollte doch irgend Etwas thun, um dieser Angst, um seinen Gedanken und Schmerzen zu entfliehen. Zerstreut und verwirrt langte er bei seinen Eltern an, ohne daß er eigentlich vorgehabt hatte, sie zu besuchen. Sein Vater hatte vor einigen Tagen einen Rückfall erlitten und lag schwer darnieder. Aber selbst die stillen Leiden des Kranken, die Klagen der

Mutter machten keinen Eindruck auf ihn, und mit der Todesmattigkeit des gehetzten Hirsches brach er zusammen vor dem unentfliehbaren Feinde, vor jenem übermächtigen Schmerz, den nur tiefe, starke Naturen in sich zu erzeugen vermögen.

Er konnte seinen Zustand nicht verbergen und ging nach seiner Wohnung. Es war neun Uhr. Als die Wirthin ihm das Licht auf sein Zimmer brachte, gab sie ihm einen Brief, der für ihn vor zwei Stunden angekommen war. Er erkannte Helenens Handschrift. Mit bebender Hast riß er das Couvert auf. Der Brief lautete:

»Und gälte es meiner Seele Seligkeit, ich muß es sagen, Einem muß ich es sagen, wie elend ich bin, und der Eine bist Du!«

»Ich wußte nicht was ich that, ich kannte mich selbst, ich kannte das Elend nicht, als ich versprach, Dich zu vergessen, als ich versprach, das Weib eines Mannes zu werden, der mir fremd ist, fremd bis tief in das innerste Herz!«

»Weißt Du was das heißt, das Weib eines Mannes werden, den man nicht liebt? — Kein Mann, auch Du nicht, kannst dies Entsetzen ver-

stehen. Diese Qualen, diese Selbstverachtung, diese Vernichtung alles Heiligsten im Weibe!«

»Dein Ideal wollte ich bleiben, es sollte mich trösten, Dir als reines Bild der Liebe, der Entsagung vorzuschweben — und ich bin mir selbst verächtlich geworden!«

»Vergieb mir! vergieb mir! ich wußte nicht, was ich that!« —

»Ich sollte die Ehre unseres Namens aufrecht erhalten, ich habe gelobt, die wahre Ehre heilig zu bewahren, meinem Vater habe ich es gelobt, der die Ehre der Weltmenschen verachtet. — Und ich habe, der Weltehre zu genügen, mich und meine Frauenehre mit nie zu verlöschender Schmach bedeckt! — Dahin hat mich der Wille meiner Eltern, dahin hat meine Schwäche mich gebracht!« —

»Mir fehlte der Muth, Dein mühevolles Leben zu theilen, ich verschmähte die reine Ruhe an Deinem Herzen aus elender Feigheit. Jetzt habe ich Reue, ewige Reue eingetauscht um Glanz und Pracht. Dich und mich, Dein Leben und das meine, habe ich zerstört. Ich verachte mich selbst

und Du wirst mich verachten, verachten was Du einst geliebt hast!«

»Es ist geschehen! es ist Alles zu Ende —«

Der Brief brach plötzlich ab. Friedrich sank mit einem Schrei der Verzweiflung auf sein Lager nieder. Aber schon im nächsten Augenblicke raffte er sich auf und stürzte auf die Straße, dem Heidenbruck'schen Hause zu.

Als er es erreichte, schallte ihm Musik entgegen aus den hellerleuchteten Fenstern. Es waren die Töne eines Walzers, nach denen er oftmals mit Helene getanzt hatte. Wie brennende Dolchstiche bohrten sie sich in sein Gehirn. An den Vorhängen schwebten die Schatten der Tanzenden vorüber, Helene mochte unter ihnen sein. Vor der Thüre hielten die Equipagen der Gäste. Er stand stille und sah sie in stumpfem Hinbrüten an, so daß er vor sich selbst erschrak und den Platz verließ.

Und doch zog es ihn in ihre Nähe. Er wollte das Haus betreten, in dem sie jetzt zum letzten Male weilte. Er wollte sie sehen um jeden Preis.

Das Haus lag mit seiner Rückseite in einem Garten, der sich bis zu dem großen Teiche hinabzog, welcher die Stadt durchschneidet und rings von Privat- und öffentlichen Gärten umschlossen ist. Nach einem der Letzteren wendete er seine Schritte, eilte an das Ufer hinab, nahm ein Boot und ruderte über das Wasser.

Der Himmel war dunkel, die Nacht warm, die Sterne schimmerten aus dem Teiche wieder, das Wasser fiel kühltropfend von den schlanken Rudern herab. Die tiefe Stille, die Einsamkeit, das Dunkel wirkten beruhigend auf ihn ein. Es war ihm, als sei der letzte Kampf vorüber und die selige Ermattung des Todesschlafs ihm nahe. So oft das herabsinkende Ruder die dunkle Fluth zertheilte, so oft zog es ihn, sich in ihre tiefe Stille zu versenken, aber er hatte noch einen Wunsch, einen Zweck — er mußte Helene sehen.

Lautlos legte er das Boot an der Treppe an, die zu dem Garten ihres Hauses führte. Das kleine Gitter, das sie schloß, war leicht überstiegen. Er schritt die dunkle Allee empor, an deren Ende der Lichtglanz der Festerleuchtung

schimmerte. Jetzt war er am Ziele — und doch wie fern von ihr.

Was hatte er denn gewollt? Sollte er sie rufen lassen? Plötzlich hineintreten? — Er lachte über sich selbst mit bitterm Spotte, er schalt sich thöricht, sinnlos, und vermochte doch nicht von der Stätte zu weichen. Bald stand er still und sah nach den Fenstern hinauf, bald setzte er sich nieder, um so ängstlich auf das Fallen eines Blattes zu horchen, als erwarte er die Ersehnte. — Aber das Blatt lag am Boden, die Luft säuselte leise durch die Zweige und Alles blieb still, und er war einsam wie zuvor.

Endlich erhob er sich und ging dem Hause zu. Als er aus der großen Hauptallee in eine der vier Lauben bog, die im altfranzösischen Geschmacke aus glattgeschornen Hainbuchen gebildet waren, glaubte er Schritte zu hören. Er wich zurück in den Schatten. Die Schritte näherten sich. Ein Lichtstrahl aus dem Hause fiel auf ein helles Gewand, eine leichte Figur trat in den Eingang der Laube.

»Helene!« rief Friedrich mit unterdrückter Stimme, und beide Arme wie zum Dank-

gebet im Gefühle der Rettung erhebend, stürzte sie ihm entgegen und warf sich an seine Brust. Wie sie hieher gekommen, wie sie sich gefunden, sie wußten, sie fragten es sich nicht. Jener dunkle Trieb hatte sie geleitet, der in entscheidenden Augenblicken oft so mächtig in uns wirkt.

Er preßte sie an sich, sie hing sich an ihn, als wollte sie ihn nimmer lassen. Das war nicht mehr die zagende Jungfrau. Es war ein Weib in seiner vollen Leidenschaft, in einer Leidenschaft, die der Jüngling nicht gekannt hatte, und vor der er erbebte.

»Und Du verachtest mich nicht?« fragte sie ihn.

Nur seine Küsse antworteten ihr.

»Kannst Du mich noch lieben?« fragte sie wieder.

»Ich bete Dich an!«

»So laß uns scheiden!« rief sie, und wollte sich seinem Arme entwinden, aber Friedrich hielt sie fest.

»Ich muß fort!« flehte sie, und schmiegte sich doch an ihn, »laß mich, Friedrich! ich muß fort!«

Aber er zog sie nur angstvoller an sein Herz.

Da hörten sie ein Geräusch dicht neben sich. Sie fuhren erschreckend empor.

»So sei Gott uns gnädig!« rief Friedrich und drückte einen letzten Kuß auf ihre Lippen. Sie riß sich von ihm los — der Doctor stand vor ihnen. Er hatte Helene in den Garten gehen sehen, und Sorge um sie hatte ihn getrieben ihr zu folgen, als man ihre Entfernung bemerkte.

»Kommen Sie, Helene!« sagte er mit mildem Tone, »der Graf vermißt Sie!«

Er nahm ihren Arm, drückte Friedrich die Hand, und führte die Gräfin in das Haus zurück.

Zwölf Stunden später fuhr ein eleganter Reisewagen dem Thore zu, das gegen Süden führte. Eine bleiche junge Frau lehnte thränenmüde in den Kissen an der Seite eines Mannes. Auf der Chaussee sahen sie einen Jüngling einsam seiner Straße gehen. Als der Wagen sich ihm näherte, wendete er den Kopf, seine Blicke hingen an der Gräfin, ihre kaum versiegten Thränen strömten wieder hervor, und sie verhüllte das Gesicht. Der Wagen flog an ihm vorüber.

»Kanntest Du den Menschen?« fragte der Graf gleichmüthig.

Die Gräfin antwortete nicht und er forschte nicht weiter. Er ließ sie ruhig weinen, denn er hatte es oft erfahren, wie leicht die Jugend es überwindet, von der Heimath zu scheiden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wenn das wilde Feuer ausgetobt hat, wenn die prasselnden Flammen erloschen sind, deren Gluthen in sturmgefachter Eile die Habe eines Menschen verschlangen, wenn Angst und Hoffnung, wenn die Möglichkeit der Hülfe und die durch sie wach erhaltene Anspannung der Seelenkräfte vorüber sind, dann ist die Stille, welche dem Werke der Zerstörung folgt, noch grauenvoller, noch herzzerreißender als selbst der Vernichtungskampf. Alles, was der Mensch besessen hat, ist dahin. Was er geliebt, was er geschaffen und gepflegt, die Stätte seiner Ruh, seiner Arbeit sind nicht mehr. Kalte, graue Asche, zerbröckelnde

Trümmer liegen vor ihm, und er kommt sich spukhaft vor, weil er dasjenige überdauerte, was er sich gewöhnt hatte, als zu sich gehörend zu denken, als sein Eigenstes zu empfinden. Noch vor wenig Stunden wäre er sich beklagenswerth erschienen, hätte man ihm die Hälfte seines Besitzes geraubt — und wie reich würde er sich dünken, fände er jetzt unter den Trümmern nur das Geringste wieder! Wie ängstlich sucht er, irgend ein Etwas zu entdecken, das er hinüber tragen könnte in die neue, ach, so leere, arme Zukunft.!

Friedrich fühlte sich wie vor solcher Stätte der Zerstörung. Die Geliebte war ihm entrissen, entrissen in der furchtbarsten Weise, von Selbstverachtung bedroht, hinausgeschleudert in eine ihm fremde Welt, die ihm jetzt feindlicher und verderbensvoller dünkte, als je zuvor. Erich hatte die Stadt verlassen, und sich selbst glaubte Friedrich verloren zu haben.

Er kannte sich nicht wieder. Ein wildes, verzehrendes Verlangen brannte in seinen Sinnen. Er begehrte nach Helenens Besitz, nach dem Weibe eines Andern, und sie selbst, die er wie eine Heilige geliebt in reiner

Anbetung, hatte diese Gluth in seine Sinne, den verbrecherischen Wunsch in seine Seele geschleudert. Wie hätte er es ihr gedankt, wäre sie ihm unnahbar geblieben, das leuchtende Ideal seines Lebens! Und doch liebte er sie mehr als jemals, denn sie war ihm menschlich näher getreten, sie war ihm unauflöslich verbunden durch das Verbrechen geistigen Ehebruchs, dessen Schwere der gewissensstrenge Jüngling doppelt tief empfand. Brütend über seinem Schmerz, über einer Schuld, die er sich nicht weg zu läugnen wußte und deren Unfreiwilligkeit anzuerkennen er sich sträubte, zog er sich in sich selbst zurück, um aus den Trümmern seiner Vergangenheit sich eine rettende Stütze zu suchen.

Er vermied es, den Doctor zu sehen, oder Larssen und Georg zu begegnen. Er scheute den Erstern, und fürchtete Helenens Namen von den Anderen zu hören. In solchen Krisen, in denen der Mensch irre wird an sich und seinem eigenen Werthe, treten die natürlichen Verhältnisse und Gefühle als unsere Erretter auf. Das Bewußtsein, daß sein Leben seinen Eltern theuer, daß

er ihnen nothwendig, und ihre Liebe auch dem Verirrten unverloren sei, hielt ihn aufrecht. Der Gedanke, Pflichten gegen sie zu haben, gab ihm Muth und Fassung. Sich zur Pflichterfüllung erziehen, heißt sich das Anker bereiten, das uns im Sturm der Leidenschaften vor dem Untergehen bewahrt.

Als wichen die Dämonen von ihm, so erleichtert fühlte der Sohn sich in der Nähe seiner Eltern. Die Trennung, welche die Verschiedenheit ihrer Bildung zwischen ihnen aufgethan hatte, ward jetzt durch das gegenseitige Bedürfniß, Liebe zu empfangen und zu gewähren, ausgefüllt; und die immer bedenklicher werdende Krankheit des Vaters erklärte den Eltern die fast unausgesetzte Anwesenheit des Sohnes an dem Schmerzenslager des Greises.

Obschon der Doctor nicht ohne Hoffnung für seine Herstellung war, glaubte der Meister selbst seinen Tod nahe und sah ihm ruhig entgegen. Seit er es aufgegeben hatte, an die Rückkehr zur Arbeit zu denken, war es, als ob er sich zum ersten Male Ruhe gönnte, als ob er diese ge=

zwungene Ruhe genieße. Es war ein Behagen über seine Züge ausgebreitet, wie es der Arbeiter in der wohlverdienten Rast des Feierabends empfindet, und mit Freude sah er den Sohn oder den Doctor an seinem Bette verweilen, sich in langen Unterhaltungen mit ihnen zu ergehen.

In des Vaters Krankenstube hatte der Doctor Friedrich zum ersten Male nach dem Abschiede von der Gräfin wiedergesehen, und war betroffen worden durch das veränderte Aeußere des jungen Mannes. Seine Stirne war bleicher geworden, ein schwermüthiger Ernst hatte sich um Mund und Augen gelagert, wenige Tage ihn um Jahre reifer und älter werden lassen.

Als der Doctor sich entfernte, nöthigte er Friedrich ihn zu begleiten, und fragte ihn, weshalb er ihn so lange vermieden habe?

»Sie wissen es!« antwortete ihm derselbe. »Anderen unsere Gesellschaft aufzudringen, wenn wir uns selbst zur Last sind, ist so demüthigend!«

»Im Gegentheile, lieber Freund! Es liegt ein großer Egoismus darin, seine Schmerzen allein tragen zu wollen aus falschem Hochmuth.

Wer die rechte Liebe zu den Menschen, das rechte Vertrauen zur Gutartigkeit ihrer Natur hat, dem widerstrebt es nicht, sich mitzutheilen und Mitgefühl zu fordern,« sagte der Doctor. »Zu dem Spruche ihres Heilandes: Was Du nicht willst, das Dir die Anderen thun, das thue ihnen auch nicht, gehörte von Rechts wegen der Nachsatz: und was Du Dich fähig hältst den Anderen zu leisten, das fordere von ihnen und nimm von ihnen ohne Rückhalt und Bedenken an!«

»Ich würde das auch thun — aber Sie können mir nicht helfen!«

»Es käme darauf an!« meinte der Doctor.

»Ich bin mit mir zerfallen!« sagte Friedrich gepreßt. »Der Boden, auf dem ich stand, hat unter mir gewankt. Die Elemente meines bisherigen Lebens und Glaubens beginnen aufgelöst und haltlos um mich herum zu wirbeln. Was ich als Verbrechen tadeln müßte, fühle ich als unfreiwillige Schuld, als ein Werk des Zufalls, eines Zufalls, vor dem ich irre werde an der Vorsehung. Wohin aber kommen wir, wenn

wir unsere Handlungen nicht mehr als freies Thun erkennen?«

»Zunächst zu der Frage: was ist Schuld?« erklärte der Doctor, »und nach ihr zu dem Schlusse, daß dasjenige, was wir bei ernster Prüfung nicht als Schuld empfinden, keine Schuld für uns ist.«

»Aber es giebt eine positive Schuld, eine positive Sünde!« behauptete Friedrich.

»Positiv?« wiederholte der Doctor. »Vieles, was man Schuld, Sünde, Verbrechen nennt, ist ein Widerspruch gegen die Ordnung der Dinge, welche eine auf falschen Grundsätzen fußende Weltanschauung erzeugt hat, und welche die Ausgeburten dieser falschen Weltanschauung, die richtende Kirche und der absolute Staat, zu ihrer eigenen Erhaltung fortdauernd als Verbrechen darzustellen sich gezwungen sehen.«

»Das Gewissen des Menschen stimmt ihnen aber bei!« wendete der Jüngling ihm ein.

»Weil die Erziehung die Gewissen nach vielen Seiten hinabsichtlich mit falschen Grundsätzen mißleitet hat. Es ist bequemer, das Gewissen der

Menschen über ihr angebornes Recht zu verwirren, als den Staat und seine falschen Einrichtungen so zu entwirren, daß das angeborne Recht des Menschen in ihm seine Geltung findet!«

Der junge Mann antwortete ihm nicht. Der Doctor fand das in der Ordnung. Er schritt ruhig neben ihm her. Erst als sie auf den Punkt gekommen waren, auf dem ihre Wege sich trennten, sagte er: »Das Eine übrigens halten Sie fest, ein Schwerbeladener kann sich und Anderen Nichts nützen. Wollen Sie wirken, so streben Sie nach jener Erkenntniß, die den Menschen einsetzt in sein Recht und ihm das ewige Schuldbewußtsein eines gegen unvernünftige Gesetze sich empörenden Sklaven nimmt. Kein Sklave, kein Schuldbewußter hat je Großes geleistet — und Christus, dünkt mich, nahm alle Schuld der Menschheit nur darum über sich, damit sie sich frei fühle, sich zu Thaten aufzurichten!«

Diese letzten Worte überraschten Friedrich. Sie leuchteten ihm ein, weil sie seinem Bedürfnisse entgegenkamen. Man könnte den Menschen meist die Wahrheit schnell und sicher zugänglich machen,

wüßte man stets den Augenblick zu finden, in dem sie auf dieselbe durch eine innere Nothwendigkeit hingewiesen werden. Zum ersten Male schrak der Jüngling nicht vor den skeptischen Ansichten des Doctors zurück, sondern begann weiter auszudenken und in sich zu entwickeln, was Jener in ihm angeregt hatte. Zum ersten Male gab er es sich zu, daß neben der orthodox=dogmatischen Auffassung des Christenthumes eine andere Deutung, eine menschlich symbolische zulässig sein könne, ja daß gerade diese unter Verhältnissen höheren Trost, größere Ermuthigung zu geben vermöge, als jene. Es dämmerte in ihm auf, daß es Erhebung und nicht Zerknirschung sei, was eine erlösende Religion dem Menschen bieten müsse, um fruchtbar zu werden. Er hatte bisher sich ausschließlich die Studien und Forschungen Anderer auf dem Gebiete der Theologie zu eigen zu machen gestrebt, jetzt kam ihm der Gedanke der Selbstprüfung und der Quellenstudien.

Mit neuem Eifer wendete er sich dem Hebräischen und den alten Sprachen zu, und die

Untersuchungen über die Gnostiker brachten ihn dem Alterthume, den alten Philosophen näher. Die Genußfreudigkeit, der Schönheitssinn der Griechen erquickten ihn. Sie machten ihn begierig, die Kunst verstehen zu lernen, in der die ganze Lebensfülle jener Zeit und jenes Volkes zur Blüthe gekommen war, und die geistigen Elemente herauszufinden, an welche später sich als ihre Fortentwicklung das Christenthum anschloß. Aber mit dem Gedanken an eine solche Folgerechtigkeit der Erkenntniß war er im Grunde schon der Hauptlehre des Christenthums, der Lehre von der göttlichen Offenbarung, zu nahe getreten, ohne daß er sich dessen bewußt ward, und er wäre vielleicht schnell auf dem begonnenen Wege fortgeschritten, hätte nicht die wachsende Besorgniß um seinen Vater ihn mehr und mehr beansprucht und seine Studien unterbrochen.

Denn des Meisters Empfinden hatte ihn nicht getäuscht, sein Leben näherte sich dem Ende, und er selbst war es, der die trostlose Frau mit dem Gedanken an ihre Vereinsamung auszusöhnen strebte.

Eines Abends, als Mutter und Sohn an seinem Lager saßen, hatte der Vater Fieber gehabt, und in der beängstigenden Unruhe desselben bald dieses, bald jenes gefordert, sich heftig beklagend, daß man es ihm nicht recht zu machen wisse. Dann war er eingeschlafen, und ruhiger erwacht, sah er die Seinen freundlich an und sagte: »Wie ich so einschlief, war mir's ordentlich lieb, daß ich Euch nicht mehr zu quälen brauchte. Du, Mutter, wirst es brauchen können, daß ich Dich in Ruhe lasse!«

»Wenn Du nur erst gesund wärst!« seufzte die Meisterin, putzte das Licht, um an der dunklen wollenen Jacke fortzustricken, die ihn warm halten sollte, wenn er aufstand, und fügte hinzu: »Das Licht brennt auch so elend, es will mit meinen Augen nicht mehr fort. Vor'm Jahre hatte ich noch Regine, wenn mir eine Masche hinfiel. Nun muß ich sehen, wie ich mit der Brille fertig werde!«

»Ich habe oft an die Regine gedacht,« sagte der Meister, »wenn ich so still lag diese letzten Tage. Es ist schade, daß sie fort sind. Ihr hät-

tet zusammenziehen können, das wäre billig gewesen, und der Alte war gut zu leiden, man konnte gut durchkommen mit ihm.«

»Er ist auch viel krank gewesen, schrieb er ja zuletzt dem Fritz!«

»Um so besser könnt' er Dich gebrauchen, denn Dir wird's fehlen, wenn Dich Niemand plackt, wie ich.«

»Du wirst noch so lange vom Sterben reden,« sagte die Mutter, »bis —«

»Bis ich sterbe!« fiel ihr der Vater in's Wort. »Aber so seid ihr Weiber! Vom Winter, der kommen soll, und von Allem, was noth ist für den Winter, da könnt ihr den ganzen Sommer reden und euch darum sorgen und Einen darum plagen, und vom Tode, der ebenso gewiß kommt und der seine Sorgen hat so gut wie der Winter, davon mögt ihr Nichts hören, wenn er noch so dicht vor eurer Thür sitzt. Und der Tod geht nicht vorbei wie so ein Winter.«

Die Mutter war aufgestanden und hinausgegangen, sich in der Küche auszuweinen. Der Meister sah ihr nach und sagte dann zu Friedrich:

»Wenn ich's ihr nicht vorhalte von früh bis spät, so ist nachher kein Auskommen mit ihr. Du wirst sie aber nicht verlassen!«

Friedrich reichte ihm die Hand und bat, er möge sich für den Fall seines Todes um der Mutter Schicksal keine Sorge machen.

»Ich thue es auch nicht, aber ich weiß doch nicht, wie es werden soll. Nähen kann sie nicht mehr viel, auf Arbeit gehen und sich heut da, morgen dort von Fremden chikaniren lassen — das würd' ihr hart ankommen!« —

»Es soll ihr an Nichts fehlen, Vater! verlassen Sie sich darauf,« versicherte der Sohn.

»Nichts fehlen? Arbeit muß sie doch finden, was soll sie denn sonst? Soll sie sitzen und sich drum haben, daß ich todt bin? Sie muß es doch verarbeiten und vergessen, wenn sie auch denkt, daß man sich wiedersieht!«

»Und glauben Sie das nicht?« fragte Friedrich.

»Narr!« antwortete der Alte, und zuckte mit den Achseln.

»Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit unserer Seele, Vater?« wiederholte Friedrich im

Tone eines schmerzlichen Erschreckens, »nicht an unsere Fortdauer nach dem Tode?«

»Fritz!« sagte der Meister, und versuchte sich mühsam aufzurichten, »spiel' nicht Comödie mit mir, wie die Pfaffen auf der Kanzel Dazu hab' ich Dich nicht studiren lassen, daß Du es machst wie sie!«

»So wahr Gott lebt, ich glaube an unsere Unsterblichkeit!«

»Schlimm genug für Dich!« meinte der Alte, und legte sich auf die Seite zurück, das Gesicht gegen die Wand gewendet.

Friedrich war bis in das Innerste erschüttert. Was in ihm als heilige Ueberzeugung lebte, was ihm eine Richtschnur, eine Stütze gewesen war im Leben, was ihn tröstete am Sterbebette seines Vaters, von diesem mit kaltem Spotte verworfen zu sehen, gerade jetzt, wo der Greis vom Leben scheiden, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits die sicher verbindende Brücke zwischen den Lebenden und Todten bilden sollte, zerriß ihm das Herz. Es zog ihn, seinen ganzen Glauben auszusprechen, aber der Doctor hatte es verboten, den Kranken irgend wie aufzuregen,

und Friedrich mußte alles in sich gewaltsam zurückdrängen, was ihn bewegte und beängstigte.

Der Meister lag ruhig da, als die Mutter wieder kam. Sie brachte die Wassersuppe, welche sein und der Seinen Abendbrod ausmachte. Als sie gegessen hatten und das Geräth fortgeräumt war, meinte die Mutter, Friedrich könne ihnen wohl einmal Etwas aus dem Gesangbuche vorlesen, wie er es in früheren Jahren oft gethan. Er lehnte es ab, aber der Vater selbst sagte ihm:

»Ja! Lies doch, Fritz!«

Er hörte den Ton der Gleichgültigkeit in den Worten, mochte aber nicht widersprechen. »Was soll ich lesen?« fragte er.

»Laß die Mutter aussuchen!«

Sie nahm das Buch, blätterte, wählte ein Auferstehungslied und legte es dann vor Friedrich nieder. Er hatte es ihr als Kind oftmals vorlesen müssen, es war von je ihr Lieblingslied gewesen und auch das seinige geworden. Es hatte der sterbenden Frau Reyne Erhebung gewährt, und noch in ihren letzten Augenblicken hatte

sie es leise vor sich hingesprochen. So bewegte ihn auch jetzt wieder das alte Klopstock'sche Gedicht:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh';
Unsterblich Leben
Wird, der Dich schuf, Dir geben! Halleluja!
Aufzublühn werd' ich gesäet.
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben. Halleluja!
Tag des Danks, der Freudenthränen Tag
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst Du mich! Halleluja!
Wie den Träumenden wird's dann uns sein.
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr. Halleluja!
Ach, in's Allerheiligste
Führt mich mein Mittler,
Dann leb' ich im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme. Halleluja!

Aber je weiter er las, je mehr ihn der Gedanke ergriff, diesen Auferstehungstrost am Sterbebette

seines Vaters zu sprechen, um so marternder ward ihm das Bewußtsein, daß sein Vater keinen Trost in diesem Liede finde, daß er geringschätzend auf ihn und die Mutter herabsehe, die daraus Beruhigung schöpften, daß er ihnen die Erbauung gönnte, wie man dem Kinde die Lust an seinen Spielen gönnt, welche ihren Werth für uns verloren haben. Es schnürte ihm den Hals zu, er hätte weinen können, wäre sein Empfinden nicht zu mächtig gewesen für die Thräne. Die Mutter aber weinte still vor sich hin, und der Meister lag ruhig da und ganz unbewegt.

Als das Lied beendet war, stand Friedrich auf, und bot den Eltern gute Nacht, er mußte mit sich allein sein. Jene geheimnißvollen Fragen, vor denen der Glaube sich bescheidet, und die er sich gewöhnt hatte, als durch die Offenbarung gelöst zu betrachten, drängten sich ihm mit Allgewalt auf. Der scharfe prüfende Verstand des Doctors, des Vaters schlichter Sinn verwarfen den Glauben, sie hatten Beide gezweifelt, Beide den Zweifel überwunden, ohne zum Glauben zurückzukehren, und Beide waren ruhig in

sich gefaßte Männer, jeder in seiner Art. Warum schauderte ihn denn, diesen Glauben aufzugeben? Warum mochte er dem Zweifel nicht in's Auge sehen? Er konnte es sich nicht verbergen, ihm fehlte der Muth dazu, ihm fehlte die Festigkeit, welche ohne alle Stütze in sich selbst zu beruhen vermag. Er sah es ein, daß der Glaube eine unerläßliche Stütze für den Schwachen sei, er hätte gewünscht, ihn entbehren zu können, aber er konnte es nicht. Er fühlte sich gedrungen mit dem Empfinden fest zu halten, was sein Verstand zu bezweifeln begonnen hatte.

Früh am andern Morgen war sein erster Gang sich nach dem Vater zu erkundigen. Es war ein Sonntag. Die Glocken läuteten zur Kirche, die Straße war feiertäglich still. Ein klares Herbstmorgenlicht schien in die Fenster hinein, die Mutter hatte das Zimmer aufgeräumt, so gut es gehen wollte, und der Meister, der eine unruhige Nacht gehabt, hatte sich am Morgen umbetten lassen. Darnach hatte er Ruhe gefunden und ein Paar Stunden geschlafen.

Als Friedrich eintrat, erwiederte er auf dessen

Frage um sein Befinden, es gehe ihm besser als seit langer Zeit. »Mir thut Nichts weh!« sagte er, »und so ist der Mensch! nun ich Woch' über Nichts mehr arbeite, will ich doch noch meinen Sonntag haben. Ich hab mich waschen und rein anziehen lassen, und wenn Du hier bleiben kannst, soll die Mutter in die Kirche gehen. Sie hat all die Zeit darnach gejammert!«

Der Sohn erklärte sich bereit, des Vaters zu warten. Die Mutter ließ sich nöthigen, setzte aber endlich doch die gute Haube auf, nahm ihr gutes Tuch um, wickelte das Taschentuch um das abgegriffene Gesangbuch und machte sich auf den Weg.

»Bleib' nur ruhig bis zum Aufbieten und Abdanken,« rief der Vater ihr nach, »ich brauche Dich nicht!« Denn zu wissen, wer sich verheirathete, wer krank und des Gebetes bedürftig sei, hatte immer zu den spärlichen Genüssen der Meisterin gehört.

Als sie fortgegangen war und der Meister sich mit dem Sohne allein fand, sagte er: »Ich hab' sie fortgeschickt, denn ich muß mit Dir reden, Fritz! heut geht's mit mir zu Ende!«

So sehr er darauf gefaßt sein mußte, erbleichte der Sohn vor diesem Ausspruch, und sich selbst tröstend, erinnerte er den Vater daran, daß dieser sich wohler und kräftiger fühle, als seit langer Zeit.

»Gerade darum!« antwortete der Kranke. »Ich hab' es oft erlebt an Anderen, zuletzt kommt Ruh.«

Die vollkommene Fassung, mit der er von seiner Auflösung sprach, hatte etwas Ueberwältigendes. Friedrich vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß diese selbstbewußte Kraft nun plötzlich erlöschen, noch weniger, daß sie für immer erloschen bleiben sollte mit dem Tode. Es war ihm, als müsse auch er sterben, wenn der Vater verschied, dem er sein Leben dankte, — welken doch die Blätter, wenn der Stamm gefällt wird. Aber der Meister ließ ihm nicht Zeit zu seinem Nachdenken und Empfinden.

»Es ist mir gestern schwer auf's Herz gefallen,« sagte er, »wie Du gesprochen hast vom ewigen Leben und vom Jenseits nach dem Tode. Es ist Nichts damit. Ich hab' es auch geglaubt,

vor langen Jahren, wie ich jung war, aber es ist Nichts damit!«

»Ein Trost im Sterben ist es jedenfalls!« rief Friedrich — »und der Tod ist — —«

»Mir gar nicht schwer!« unterbrach ihn der Alte. »Ich hab mein Theil gethan, Du kannst Dir selber helfen und der Mutter auch, müd' bin ich, ob ich da ein Paar Jahre länger esse und trinke, ist mir gleich! In der Jugend da mag's anders sein!«

Er hielt inne, fuhr aber nach kurzer Zeit zu reden fort. »Sie vertrösten unser Einen auf das andere Leben, das ist billig, und wir haben es zu unserm Schaden lang genug geglaubt. Das solltest Du ihnen sagen, dazu wollt' ich Dich zum Prediger machen, zum Prediger für die armen Leute. Pfaffen, die da sagen: »hungert und duldet gelassen, es kommt dort besser,« die haben wir genug! Aber es kommt Nichts und Nirgends was besser von selbst, und sie sind Narren, die sich's weiß machen lassen.«

»Wie haben Sie Ihr mühselig' Leben ertra-

gen, Vater? wie haben Sie es ausgehalten ohne den Glauben an eine Vergeltung Gottes?«

»Was ist da zu vergelten? ich hatte den Profit davon, wenn ich meine Schuldigkeit that, und that ich's einmal nicht, so kam mir's bald zu Hause!«

Jedes Wort des Vaters that dem Sohne weh, und doch mußte er ihn bewundern, wie er da lag in seiner vollen Klarheit. Endlich glaubte Friedrich zu bemerken, daß des Kranken Stimme allmählich schwächer werde. Er schien sich auch angegriffen zu fühlen, denn er schwieg meist und hielt die Augen geschlossen. Als er sie nach einer Viertelstunde wieder öffnete, glaubte er lange geschlafen zu haben, und verwunderte sich, daß es noch Tag sei. Dennoch kam er von selbst wieder auf die frühere Unterredung zurück.

»Wenn der Wurm das alte Holz zu Staub zerfressen hat,« sagte er, »bringt's keine Macht mehr zusammen. Sind wir was Anderes, wenn wir Staub sind? Glaub' doch so was nicht!«

»Vater!« rief Friedrich, seiner nicht mächtig, »haben Sie denn keine Sehnsucht fortzudauern?

Mir zerreißt's das Herz zu denken, daß Sie Nichts mehr von uns wissen, daß Sie nicht mehr sein werden, daß ich Sie verlieren soll für jetzt und ewig!«

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er hatte des Vaters Hände ergriffen und hielt sie fest umschlungen. Zum ersten Male wurde der Vater bewegt. Er machte die eine Hand frei, trocknete sich die Augen und legte sie auf des Sohnes Haupt, als segne er ihn. »Du bist ein gutes Kind gewesen alle Zeit!« sagte er, und wieder schwiegen Beide.

Die Mutter kam inzwischen aus der Kirche, Friedrich winkte ihr, sich still zu halten, der Vater ruhte sanft. Sie legte geräuschlos ihre Sachen fort, und erneuerte mit Spänen das Feuer in dem Ofen. Es was Alles so gewohnt alltäglich in der Stube, daß Friedrich sich immer wiederholen mußte, es werde das Schwerste geschehen, um es glaublich zu finden. Der Mensch faßt den Gedanken an des Menschen Ende so furchtbar schwer, wenn er ihn liebt. Bald dachte er an den ihm drohenden Verlust, bald an wun-

derbare Krisen und Errettungen, die sich ereignet hatten. Mehremals glaubte er den Athem des Vaters nicht mehr zu hören, seine eigenen Pulse stockten dann, er neigte sich über ihn, und lauschte, glücklich über das fortdauernde Leben, als wäre jeder Athemzug eine lange Zukunft werth.

Auch der Mutter theilte sich allmählich die angstvolle Spannung ihres Sohnes mit, obschon sie die Todesverkündigung des Kranken nicht vernommen hatte. Es schweben wunderbare Schauer über den Stätten, auf denen ein Leben geboren wird, auf denen ein Leben erlischt. Sie hatte sich an das Kopfende gesetzt und lehnte in dem großen, alten Stuhle, an dessen weiß und blauen Leinwandkissen des Vaters Haupt geruht in den kurzen Feierstunden seiner Tage. »Ob er je wieder auf dem Stuhle sitzen wird?« fragte sie sich.

Sie sah die Kleider an, die vor dem Bette lagen, den langen blauen Rock, der an der Wand hing, die Pfeife, den Kalender, Alles was er gebraucht hatte. »Was soll mit all den Sachen

werden?« dachte sie. Es fielen ihr lauter Aeußerlichkeiten, lauter Kleinigkeiten ein, weil sie dem großen Gedanken der Vernichtung ihres Mannes, dem Schmerz über ihre Verlassenheit nicht in's Auge zu sehen vermochte. Kleine Naturen werden darum von Leiden so zerschmettert, weil sie ihnen immer unerwartet, unbegriffen kommen, mögen sie noch so lange und so nahe über ihrem Horizont gestanden haben. Ihre Herzensangst wurde immer größer, sie hielt es nicht aus, so wartend da zu sitzen. Sie mußte etwas zu thun haben. Mit der einen Hand faßte sie des Sohnes Linke, die andere legte sie leise auf des Mannes Stirne. Instinktmäßig hatte sie nach einer Stütze gegriffen, sich zu halten, hätte sie die Stirne kalt gefunden.

Unter dieser Berührung schlug der Vater die Augen auf. Er hatte nicht geschlafen, nur erschöpft geruht. Mit stiller Freundlichkeit reichte er Frau und Sohn die matten Hände. »So lang Ihr an mich denkt, so lang bin ich unsterblich!« sprach er und ein mildes Lächeln, wie die Seinen es nie an ihm gesehen hatten, glitt über

seine Züge. Dann legte er sich wieder in die Kissen zurück.

Eine Stunde verging nach der andern, er lebte noch; aber er bewegte sich nicht mehr. Um Mittag kam der Doctor. Er saß lange an dem Bette; als er fortging sagte er: »Das wird ein leichter Tod nach schwerem Leben. Er hat ihn verdient!«

Als es sechs Uhr war und der Tag sich neigte, athmete der Greis dreimal tief auf, der Ton klang ganz besonders. Sie bebten zusammen, neigten sich über ihn, — es war still geworden in der Brust. Weinend fielen die Ueberlebenden sich in die Arme.

Drei Tage darauf trugen sie den Meister früh im schönsten Sonnenschein zur Ruhe. Er hatte sich vor langen Jahren schon selbst den Sarg gezimmert, in dem er begraben werden wollte, als Knabe hatte Friedrich ihn in der Bodenkammer stehen sehen. Der Meister hatte sich Alles selbst verdanken wollen. Die übrige Begräbniß=

Ausstattung ward von der Beerdigungskasse bestritten, zu der Friedrich seit Jahren auf der Mutter Wunsch die Beiträge gezahlt hatte. Es fehlte Nichts. Sie hatte ein neues schwarzes Kleid und eine schwarze Haube, das Begräbniß war ansehnlich, des Predigers Rede von der Auferstehung sehr erbaulich für ihr gläubiges Gemüth.

Den Nachbarn, die zum Gefolge eingeladen waren, hatten sich der Doctor, Larssen und Georg freiwillig angeschlossen. Des Lieutenants volle Uniform war der Mutter Stolz und Trost. Auch die Nachbarn meinten: »Schade, daß der Meister die Ehre von den drei Herren nicht erlebt hat!«

Als Friedrich am Mittage in seine Wohnung kam, war ihm als sei er jetzt ganz allein in der Welt. Er hatte Alles verloren: die Geliebte, den Vater und die Zuversicht in seinen Glauben.